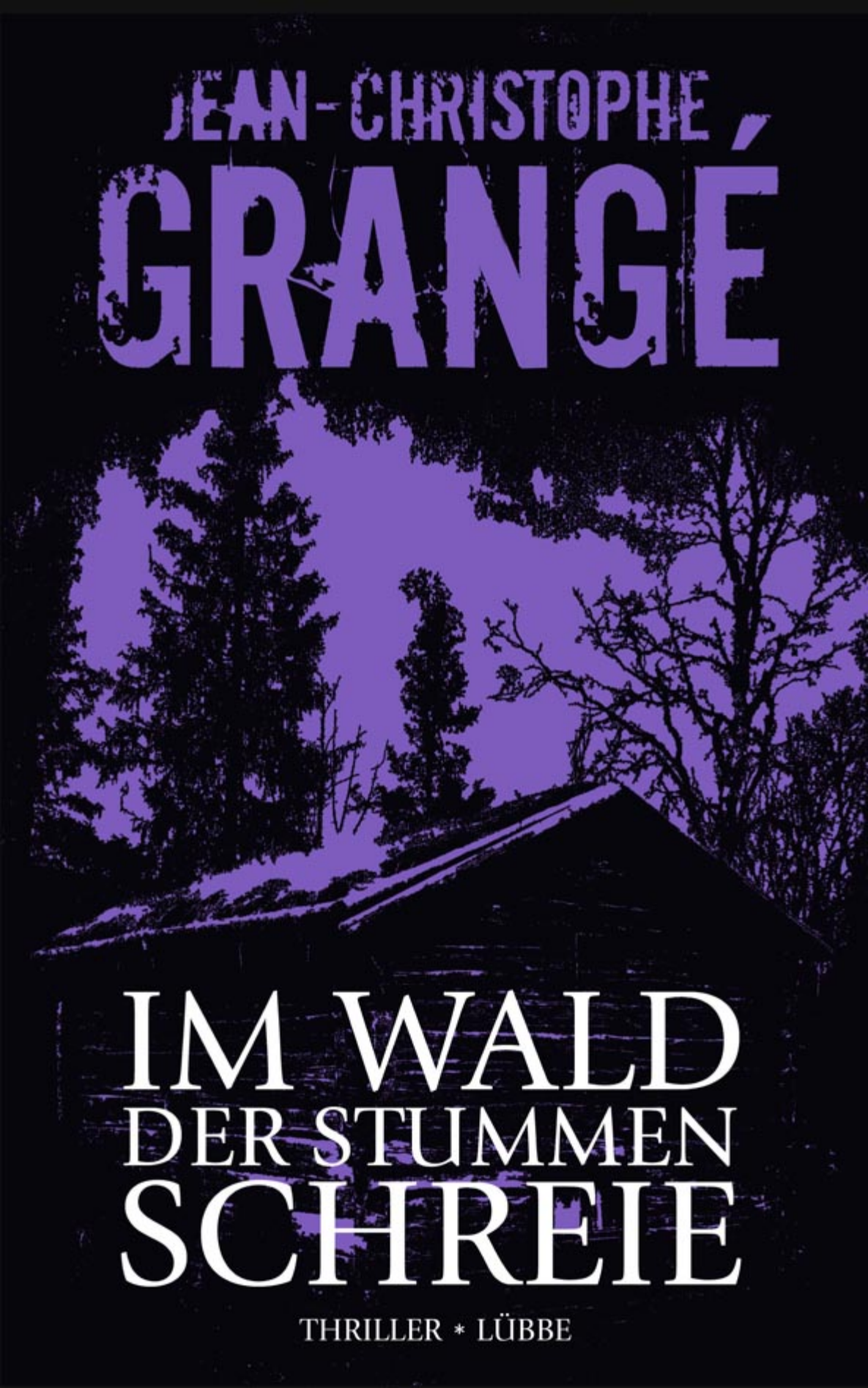
JEAN-CHRISTOPHE

# GRANGÉ



# IM WALD DER STUMMEN SCHREIE

THRILLER * LÜBBE

Jean-Christophe Grangé

# Im Wald der stummen Schreie

Thriller

Übersetzung aus dem Französischen

von Thorsten Schmidt

# IMPRESSUM

Lübbe Digital
Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes
Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG
Titel der französischen Originalausgabe:
»La Forêt des Mânes«
Für die Originalausgabe:
Copyright © 2009 by Éditions Albin Michel
Published by arrangement with
Éditions Albin Michel, Paris
Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2011 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln
Textredaktion: Boris Heczko, München
Umschlaggestaltung: Rolf Hörner, Bergisch Gladbach
Umschlagmotiv: © shutterstock / Andreas Gradin
Datenkonvertierung E-Book:
Urban SatzKonzept, Düsseldorf
ISBN 978-3-8387-0431-9
Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

*Für Alma, das Licht in meiner Finsternis*

# *I.*
# *Die Opfer*

# 1

Das war's. Genau das.
Die Prada-Pumps, die sie in der *Vogue* vom letzten Monat entdeckt hatte. Die diskrete, entscheidende Note, die das Ensemble abrunden würde. Mit dem Kleid, das ihr vorschwebte – ein kleines Schwarzes, das sie supergünstig in der Rue du Dragon erstanden hatte. Ganz einfach *schräg.* Lächeln. Jeanne Korowa rekelte sich hinter ihrem Schreibtisch. Endlich hatte sie die passende Garderobe für den Abend beisammen. Sowohl was die Form als auch was *den Geist* anlangte.
Sie überprüfte ihr Handy. Keine Nachricht. Sie hatte ein flaues Gefühl im Magen, stärker noch als die bisherigen Male. Weshalb rief er nicht an? Es war schon nach vier. War es nicht zu spät, um die Verabredung zum Abendessen zu bestätigen? Sie wischte ihre Zweifel beiseite und rief bei der Prada-Boutique in der Avenue Montaigne an. Ob sie Schuhe in 39 hätten? Sie würde vor sieben vorbeischauen. Kurze Erleichterung, auf die sogleich eine neue Sorge folgte: Sie hatte ihr Konto bereits um 800 Euro überzogen. Nach diesem Einkauf würde sie mit mehr als 1300 Euro in der Kreide stehen.
Aber heute war der 29. Mai. Ihr Gehalt würde in zwei Tagen überwiesen. 4 000 Euro. Kein Cent mehr, Prämien eingeschlossen. Den nächsten Monat würde sie also ein weiteres Mal mit einem Drittel weniger von ihrem Gehalt auskommen müssen. Sie war es gewohnt. Schon lange hatte sie ein gewisses Geschick darin, mit überzogenem Konto zu leben.
Sie schloss die Augen. Sie sah sich in ihren Lackschuhen. Heute Abend würde sie eine andere sein. Nicht wiederzuerkennen. Strahlend. Unwiderstehlich. Der Rest war nur ein Kinderspiel. Annäherung. Versöhnung. Erneutes Auseinandergehen ... Aber wieso rief er nicht an? Dabei hatte er am Vorabend den Kontakt wiederaufgenommen. Zum hundertsten Mal öffnete sie an diesem Tag ihre Mailbox und checkte ihre E-Mails.
*»Die Worte lassen uns irgendetwas daherreden. Ich glaubte selbstverständlich keines davon. Wie wär's, morgen ein Abendessen zu zweit? Ich ruf dich an und hol dich am Gericht ab. Ich werde dein König sein, und du wirst meine Königin sein ...«*
Die letzten Wörter waren natürlich eine Anspielung auf *Heroes*, einen Song von David Bowie. Ein Sammlerstück, wo der Rockstar mehrere Strophen auf Französisch singt. Sie sah die Szene wieder vor sich – der Tag, an dem sie die Schallplatte in einem Spezialgeschäft im Pariser Hallenviertel entdeckt hatten. Die Freude in seinen Augen. Sein Lächeln ... In diesem Moment wünschte sie sich nichts weiter, als immer wieder dieses Leuchten in seinen Augen hervorrufen zu

können oder es einfach nur zu bewahren. Wie die Vestalinnen im antiken Rom das heilige Feuer im Tempel hüten mussten.
Das Telefon klingelte. Nicht ihr Handy. Das stationäre.
»Hallo?«
»Violet.«
In einem Sekundenbruchteil schlüpfte Jeanne wieder in ihre offizielle Rolle.
»Was haben wir in der Hand?«
»Nichts.«
»Hat er gestanden?«
»Nein.«
»Hat er sie nun vergewaltigt – ja oder nein?«
»Er sagt, dass er sie nicht kennt.«
»Ist sie denn nicht die Tochter seiner Geliebten?«
»Er sagt, dass er die Mutter auch nicht kennt.«
»Wir können doch leicht das Gegenteil beweisen, oder?«
»In diesem Fall ist nichts leicht.«
»Wie viele Stunden haben wir noch?«
»Sechs. Also so gut wie nichts. In achtzehn Stunden hat er nicht einmal mit der Wimper gezuckt.«
»Mist!«
»Kannst du laut sagen. Ich werde ihn mir nochmals vorknöpfen und ihn etwas härter rannehmen. Aber wenn kein Wunder geschieht ...«
Sie legte auf und wurde sich ihrer Gleichgültigkeit bewusst. Zwischen der Schwere der Vorwürfe in diesem Fall – Vergewaltigung und Körperverletzung bei einer Minderjährigen – und der Bagatelle, um die es in ihrem Privatleben ging – mit ihm zu Abend essen oder nicht –, klaffte ein Abgrund. Trotzdem konnte sie an nichts anderes denken als an ihre Verabredung.
Auf der Nationalen Hochschule für das Richteramt hatte man ihnen gleich zu Beginn der Ausbildung eine Videosequenz gezeigt: Ein Täter wurde beim Begehen einer Straftat von einer Überwachungskamera gefilmt. Anschließend wurde jeder angehende Richter aufgefordert, zu erzählen, was er gesehen hatte. Jeder berichtete etwas anderes. Die Marke und die Farbe des aufgebrochenen Autos änderten sich. Die Zahl der Täter schwankte. Die Abfolge der Ereignisse war nie gleich. Die Lektion dieser Übung war klar: Es gibt keine objektive Wahrheit. Die Gerechtigkeit ist eine menschliche Angelegenheit. Unvollkommen, Schwankungen unterworfen, subjektiv.
Unwillkürlich betrachtete Jeanne noch einmal das Display ihres Handys. Nichts. Sie spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Schon seit dem Morgen konnte sie den Anruf kaum erwarten. Sie hatte nicht aufgehört, in Phantasien zu schwelgen, immer wieder dieselben Gedanken, dieselben Hoffnungen wiederzukäuen, um schon in der nächsten Sekunde in totaler Verzweiflung zu

versinken. Mehrmals stand sie kurz davor, selbst anzurufen. Aber nein. Niemals. Sie musste durchhalten ...
Halb sechs. Plötzlich wurde sie von Panik ergriffen. Alles war vorbei. Dieses vage Versprechen, gemeinsam zu Abend zu essen, war das letzte Zucken des Leichnams. Er würde nicht zurückkommen. Sie musste es sich eingestehen. »Abtrauern.« »Wieder zu Kräften kommen.« »Sich um sich selbst kümmern.« Dumme Sprüche, mit denen sich vom Pech verfolgte junge Frauen wie sie über ihre Verzweiflung hinwegzutrösten suchten. Die ewig Sitzengelassenen und Zukurzgekommenen. Sie warf ihren Stabilo auf den Schreibtisch und stand auf.
Ihr Büro befand sich im dritten Stock des Gebäudes, in dem das Landgericht von Nanterre seinen Sitz hatte. Zehn Quadratmeter, vollgestopft mit Akten, die nach Staub und Druckertinte rochen – zehn Quadratmeter, auf denen sich zwei Schreibtische drängten: ihrer und der ihrer Mitarbeiterin Claire. Sie hatte Claire um vier freigegeben, um ungestört vor sich hin zu träumen.
Sie stellte sich ans Fenster und betrachtete den Park von Nanterre. Sanft geschwungene Hügel, die von kümmerlichem Rasen überzogen waren. Siedlungen in Regenbogentönen rechter Hand und, weiter weg, die »Wolkenkratzer« von Émile Aillaud, dem Architekten, der sagte: »Der Fertigbau ist eine ökonomische Notwendigkeit, aber er darf den Menschen nicht den Eindruck vermitteln, dass sie selbst vorgefertigt sind.« Jeanne gefiel dieses Zitat. Aber sie war sich nicht sicher, ob das Ergebnis den Hoffnungen des Architekten entsprach. Tag für Tag landeten die »Produkte« dieser heruntergekommenen Viertel auf ihrem Schreibtisch: Diebstahl, Vergewaltigung, Körperverletzung, Drogenkriminalität ... Nichts Vorgefertigtes, das war sicher.
Sie setzte sich wieder an ihren Schreibtisch. Ihr war übel. Sie fragte sich, wie lange sie wohl noch ohne eine Lexotanil durchhalten würde. Ihr Blick fiel auf einen Block Briefpapier. Berufungsgericht Versailles. Landgericht Nanterre. Dienststelle von Frau Jeanne Korowa. Ermittlungsrichterin beim Landgericht Nanterre. In ihrem Geist hörte sie die Formeln widerhallen, mit denen sie gewöhnlich charakterisiert wurde. Die jüngste Absolventin ihres Jahrgangs. Die »aufstrebende junge Richterin«, der eine große Karriere bevorstehe. Das war die offizielle Version.
Die private Version war eine Katastrophe. Fünfunddreißig Jahre alt, unverheiratet, kinderlos. Einige Freundinnen, ebenfalls Singles. Eine gemietete Dreizimmerwohnung im 6. Arrondissement. Keine Rücklagen. Kein Vermögen. Keine Perspektive. Das Leben war ihr wie Wasser zwischen den Fingern zerronnen. Und im Restaurant begann man sie »Madame« und nicht mehr »Mademoiselle« zu nennen. Mist.
Vor zwei Jahren hatte sie den Boden unter den Füßen verloren. Das Leben, das bereits einen bitteren Geschmack hatte, machte ihr schließlich gar keine Freude mehr. Depression. Krankenhausaufenthalt. Damals vegetierte sie nur noch vor sich

hin. Leben war für sie gleichbedeutend mit »Leiden«. Seltsamerweise behielt sie ihren Aufenthalt in der Psychiatrie in guter Erinnerung. Drei Wochen Schlaf, mit Medikamenten und Gläschen Babynahrung gefüttert. Eine behutsame Rückkehr in die Realität. Antidepressiva. Psychoanalyse ... Die damaligen Erlebnisse hinterließen ein unsichtbares schwarzes Loch in ihr, das sie im Alltag mit Hilfe von Psychotherapie, Medikamenten und Ausgehen zu umschiffen versuchte. Aber das schwarze Loch war immer sehr nah, und es übte fast eine magnetische Anziehungskraft aus.
Sie kramte in ihrer Tasche nach ihren Lexotanil und legte eine ganze Tablette unter ihre Zunge. Früher hatte sie nur ein Viertel genommen, aber aufgrund der Macht der Gewohnheit zog sie sich jetzt immer eine ganze rein. Sie ließ sich in ihren Sessel sinken und wartete. Sehr rasch löste sich die Anspannung in ihrer Brust. Ihr Atem ging wieder regelmäßiger. Ihre Gedanken wurden verschwommener ...
Jemand klopfte an die Tür. Sie schreckte auf. Sie war eingeschlafen.
Stéphane Reinhardt stand in seinem Jackett mit Hahnentrittmuster in der Tür – mit zerzaustem Haar, zerknitterter Miene, unrasiert. Einer der sieben Ermittlungsrichter am Landgericht. Man nannte sie die »sieben Söldner«. Reinhardt besaß bei weitem den meisten Sexappeal. Vom Typ her eher Steve McQueen als Yul Brynner.
»Hast du Bereitschaftsdienst für Steuerstrafsachen?«
»Gewissermaßen.«
Vor drei Wochen hatte man ihr dieses Sachgebiet übertragen, auf dem sie keine Expertin war. Genauso gut hätte sie die Zuständigkeit für Schwerkriminalität oder Terrorismus bekommen können.
»Ja oder nein?«
»Ja!«
Reinhardt schwenkte eine Mappe aus grünem Karton.
»Die Staatsanwaltschaft hat sich vertan. Sie haben mir diesen Antrag auf Einleitung des Ermittlungsverfahrens zugesandt.«
Ein Antrag auf Einleitung des Ermittlungsverfahrens wird von einem Staatsanwalt nach der ersten Prüfung eines Falles gestellt. Ein amtliches Dokument, das an die ersten Unterlagen der Akte angetackert ist: Protokolle der Polizisten, Bericht des Finanzamtes, anonyme Briefe ... Alles, was die ersten Verdachtsmomente erhärten kann.
»Ich habe eine Kopie für dich gemacht«, fuhr er fort. »Du kannst sie sofort durcharbeiten. Ich schicke ihnen das Original noch heute Abend zurück. Sie werden dir die Sache morgen übertragen. Oder ich warte ein paar Tage und übergebe die Akte dem nächsten Richter, der Bereitschaftsdienst hat. Willst du, oder nicht?«
»Worum handelt es sich?«
»Ein anonymer Bericht. Ein schöner kleiner politischer Skandal, wie es scheint.«
»Welches Lager?«

Er führte die rechte Hand an seine Schläfe und tat so, als würde er salutieren.
»Ganz rechts, Herr General!«
Binnen einer Sekunde hatte Jeanne Feuer gefangen. Denn ihr Beruf war tatsächlich ihre Berufung. Sie war erfüllt von ihrer Aufgabe. Dem Bewusstsein ihrer Macht. Ihrer Stellung als Richterin kraft präsidialem Dekret.
Sie streckte den Arm über ihren Schreibtisch aus.
»Gib her.«

## 2

Sie hatte Thomas auf einer Vernissage kennengelernt. Sie erinnerte sich noch an das genaue Datum: 12. Mai 2006. An den Ort: ein weitläufiges Appartement auf dem linken Seineufer, in dem damals eine Fotoausstellung gezeigt wurde. Ihr typischer Look: indischer Kasack, graumoirierte Jeans, Stiefel mit Silberschnallen nach Art von Motorradfahrerstiefeln. Jeanne hatte keine Augen für die Fotos an den Wänden gehabt. Sie hatte sich auf ihr Ziel konzentriert: den Fotografen selbst.
Sie hatte so viel Champagner getrunken, bis sie völlig enthemmt war. Wenn sie ihr Opfer ausgewählt hatte, liebte sie es, sich gehen zu lassen und selbst Opfer zu werden. *Killing me softly with his song.* Die Version der Fugees übertönte das Stimmengewirr. Die perfekte Musik für ihren mentalen Striptease, bei dem sie sich nach und nach von ihren Ängsten, ihrer Scheu und Schamhaftigkeit befreite. All dies schwebte über ihrem Kopf wie ein Bustier oder ein String-Tanga, bis sie endlich die wahre Freiheit erreichte: die des Begehrens.
Gleichzeitig hörte Jeanne die Warnungen von Freundinnen: »Thomas? Ein Schürzenjäger. Ein Weiberheld. Ein Dreckskerl.« Sie lächelte. Es war schon zu spät. Der Champagner betäubte ihr seelisches Abwehrsystem. Er hatte sich ihr genähert. Hatte mit seiner Verführungsnummer begonnen, die im Grunde recht erbärmlich war. Aber jenseits der Scherze glühte sein Verlangen. Und in ihrem Lächeln spiegelte sich ihre Antwort wider.
Schon bei dieser Begegnung hatten die Missverständnisse angefangen. Der erste Kuss war zu schnell gekommen. Noch am selben Abend im Auto. Und wie ihre Mutter zu sagen pflegte, ehe sie durchdrehte: »Für die Frau ist der erste Kuss der Anfang einer Affäre. Für den Mann ist es der Anfang vom Ende.« Jeanne machte sich Vorwürfe, weil sie so schnell nachgegeben hatte. Weil sie es nicht verstanden hatte, die erotische Spannung langsam wachsen zu lassen.
Um das Maß voll zu machen, hatte sie sich ihm anschließend mehrere Wochen verweigert und so für unnötige Spannungen zwischen ihnen gesorgt. Ihre Rollenverteilung war klar: Er war der Fordernde, sie die Abweisende. Vielleicht schützte sie sich bereits ... Sie wusste, dass sie mit ihrem Körper auch ihr Herz hingeben würde. Und dass damit die echte Abhängigkeit begann.
Thomas war ein guter Fotograf, keine Frage. Aber ansonsten war er eine Null. Er war weder schön noch hässlich. Bestimmt nicht sympathisch. Geizig, egoistisch und feige, wie die meisten Männer. Tatsächlich hatten Jeanne und er nur eine Gemeinsamkeit: zwei Stunden Psychotherapie pro Woche. Und ihre tiefen seelischen Wunden, die sie zu behandeln versuchten. Wenn sie darüber nachdachte, konnte sie sich die Tatsache, dass sie sich auf den ersten Blick verliebt hatte, nur

durch die äußeren Umstände erklären. Der richtige Ort. Die richtige Zeit. Sonst nichts. Sie wusste dies alles, und dennoch hob sie ihn weiterhin in den Himmel und unterzog sich in einem fort einer Selbsthypnose. Die Liebe der Frau: die einzige Domäne, wo das Ei die Henne legt ...
Das war nicht ihr erster Fehlgriff. Sie hatte eine sichere Hand für Nieten und sogar für Verrückte. Wie etwa diesen Anwalt, der jedes Mal den Boiler ausschaltete, bevor sie bei ihm übernachtete. Er hatte bemerkt, dass Jeanne nach einer heißen Dusche einschlief, ohne mit ihm zu vögeln. Oder diesen Informatiker, der sie über seine Webcam zum Striptease aufforderte. Sie hatte die Sache sofort beendet, als ihr aufging, dass er nicht der Einzige war, der ihr zusah. Oder diesen unbekannten Verleger, der bei Fahrten mit der U-Bahn weiße Filzhandschuhe trug und in Buchhandlungen Sonderangebote stahl. Es hatte noch andere gegeben. So viele andere ... Womit hatte sie nur all diese Typen mit durchgebrannter Sicherung verdient? All diesen Fehlgriffen lag eine einfache Wahrheit zugrunde: Jeanne war in die Liebe verliebt.
Als Mädchen hatte sich Jeanne an einem Lied nicht satthören können: *»Lass sie nicht fallen / sie ist so zerbrechlich / eine emanzipierte Frau / hat es nicht leicht ...«* Damals hatte sie die verborgene Ironie dieser Worte nicht verstanden, doch sie ahnte, dass dieses Lied auf geheimnisvolle Weise ihre Zukunft besiegeln würde. Sie hatte Recht behalten. Heute war die Pariserin Jeanne Korowa eine unabhängige, emanzipierte Frau. Und ja ... es war nicht leicht.
Sie eilte von Prozess zu Prozess, von Haussuchung zu Zeugenvernehmung und fragte sich dabei immer, ob sie auf dem richtigen Weg war. Ob dies das Leben war, von dem sie geträumt hatte. Manchmal hatte sie das Gefühl, einem riesigen Betrug aufgesessen zu sein. Man hatte ihr eingeredet, sie müsse den Männern ebenbürtig sein. Bei der Arbeit ihr Bestes geben. Mit ihren Gefühlen zurückstecken. Aber war das auch wirklich das, was *sie* wollte?
Was sie wütend machte, war die Tatsache, dass diese Situation von Männern diktiert worden war. Die Männer in den Städten hatten die Ernüchterung in Sachen Liebe so weit getrieben, dass sich die Frauen gezwungen sahen, ihren Traum von der großen Liebe und ihren Kinderwunsch aufzugeben. Und wozu dies alles? Um im Berufsleben zu bestehen und abends vor der Glotze ihren Träumen nachzuhängen, während sie ihr Lexotanil mit einem Glas Wein hinunterspülten. Das nannte man dann Fortschritt.
Anfangs waren sie und Thomas das perfekte moderne Paar gewesen. Zwei Wohnungen. Zwei Konten. Zwei Steuererklärungen. Einige gemeinsam verbrachte Abende pro Woche und, um das Maß voll zu machen, ab und zu ein Wochenende in trauter Zweisamkeit in Deauville oder andernorts.
Als Jeanne es gewagt hatte, gewisse heikle Dinge anzusprechen – »Verlobung«, »Zusammenziehen« oder auch »Kind« –, war sie abschlägig beschieden worden. Ein Bollwerk des Zauderns, der Ausflüchte und des Hinauszögerns ... Und da ein

Unglück selten allein kommt, war sie argwöhnisch geworden. Was machte Thomas eigentlich an den übrigen Abenden, wenn sie sich nicht trafen?
Bei Bränden kommt es gelegentlich zu einem Phänomen, das Experten *flashover* nennen. In einem geschlossenen Raum zehren die Flammen den gesamten Sauerstoff auf, ehe sie die Luft von außen ansaugen – durch die Spalten unter den Türen und in den Fensterrahmen sowie durch Mauerrisse. Der im Innern entstehende Unterdruck wird so groß, dass er sogar Zwischenwände, Fensterrahmen und Scheiben verformt, bis alles zersplittert. Die jähe Sauerstoffzufuhr von außen nährt den Brand, der immer stärker wird, bis er in einem Feuerball explodiert. Das nennt man *flashover*.
Genau dies war Jeanne passiert. Da sie ihr Herz gegen alle Hoffnung abgeschirmt hatte, hatte sie ihre Ressourcen aufgebraucht. Jede Tür, jeder Riegel, den sie in ihren bangen Erwartungen vorgeschoben hatte, war schließlich weggefegt worden und hatte grenzenlose Wut, Ungeduld und maßlose Ansprüche freigesetzt. Jeanne war zu einer Furie geworden. Sie hatte Thomas unter Druck gesetzt. Sie hatte ihm Ultimaten gestellt. Das Ergebnis war absehbar gewesen: Der Mann war ganz einfach verschwunden. Dann war er wieder aufgetaucht. Erneut verschwunden ... Die Diskussionen, die Ausflüchte, die Trennungen hatten sich wiederholt, bis ihre Beziehung nur noch ein Schatten ihrer selbst war.
Und wo stand sie heute? Nirgendwo. Sie hatte nichts gewonnen. Weder Versprechen noch Gewissheit. Im Gegenteil, sie war nur noch ein Stück einsamer. Bereit, sich mit allem abzufinden. Mit *einer anderen* zum Beispiel. Alles besser als die Einsamkeit. Alles besser, als ihn zu verlieren. Und sich selbst zu verlieren. So sehr war dieser Mensch zu einem Teil von ihr geworden, so sehr peinigte er sie ... Seit etlichen Wochen erledigte sie ihre Arbeit nur mit halber Kraft; die kleinste Geste, der geringste Gedanke erforderte übermenschliche Anstrengung. Sie bearbeitete ihre Akten, ohne richtig bei der Sache zu sein. Sie tat so, als würde sie existieren, arbeiten, atmen, aber ihre Angst hatte sie völlig im Griff. Ihre verkohlte Liebe. Ihr Tumor.
Und dann diese quälende Frage, ob es eine andere gab.
Jeanne Korowa kehrte gegen Mitternacht in ihre Wohnung zurück. Zog ihren Mantel aus, ohne das Licht einzuschalten. Legte sich auf das Sofa im Wohnzimmer, mit Blick auf die Straßenlaternen, deren Licht gegen die Finsternis ankämpfte.
Dort masturbierte sie, bis sie der Schlaf übermannte.

## 3

Name. Vorname. Alter. Beruf.
»Perraya. Jean-Yves. Dreiundfünfzig Jahre. Ich leite eine Hausverwaltungsgesellschaft, die COFEC.«
»Die Anschrift?«
»Rue du Quatre-Septembre 14, im 2. Arrondissement.«
»Ihre Privatadresse?«
»Boulevard Suchet 117, 16. Arrondissement.«
Jeanne wartete, bis ihre Mitarbeiterin Claire diese Angaben notiert hatte. Es war zehn Uhr morgens. Und es war schon heiß. Nur selten führte sie vormittags Vernehmungen durch. Gewöhnlich verbrachte sie die ersten Stunden ihres Arbeitstages damit, Akten zu studieren und für die anstehenden gerichtlichen Maßnahmen am Nachmittag – Anhörungen, Vernehmungen, Gegenüberstellungen – Telefonate zu tätigen. Aber diesmal wollte sie ihren Besucher überrumpeln. Sie hatte ihm die Vorladung am Vorabend zukommen lassen. Sie hatte ihn lediglich als Zeugen geladen. Ein klassischer Trick. Ein Zeuge hat keinen Anspruch auf einen Rechtsbeistand oder auf Akteneinsicht. Ein Zeuge ist doppelt so verwundbar wie ein Verdächtiger.
»Monsieur Perraya, muss ich Ihnen noch einmal darlegen, weshalb Sie vorgeladen wurden?«
Der Mann antwortete nicht. Jeanne fuhr mit sachlicher Stimme fort:
»Sie werden hier zu den Geschehnissen vernommen, die sich in der Avenue Georges-Clemenceau 6 in Nanterre ereigneten. Auf Anzeige von Monsieur und Madame Assalih, Staatsbürger des Tschad, wohnhaft in der Cité des Fleurs, Rue Sadi-Carnot 12 in Grigny. Eine weitere, mit der ersten verbundene Anzeige wurde von Médecins du Monde und der Vereinigung der Opfer von Bleivergiftungen (VOB) gestellt.«
Perraya rutschte nervös auf seinem Stuhl hin und her, während er seine Schuhe anstarrte.
»Es geht um folgende Sachverhalte. Am 27. Oktober 2000 wird die sechsjährige Goma Assalih, die mit ihren Eltern in der Avenue Georges-Clemenceau 6 wohnt, in die Klinik Robert-Debré gebracht. Sie klagt über heftige Bauchschmerzen, und sie leidet an Durchfall. Die Bleikonzentration in ihrem Blut ist stark erhöht. Goma hat eine Bleivergiftung. Sie muss sich einer einwöchigen Entgiftungstherapie unterziehen.«
Jeanne hielt inne. Ihr »Zeuge« hielt den Atem an und starrte noch immer auf seine Treter.

»Am 12. Mai 2001 wird der zehnjährige Boubakar Nour, ebenfalls wohnhaft Avenue Georges-Clemenceau 6, seinerseits in die Necker-Kinderklinik aufgenommen. Die gleiche Diagnose. Er muss sich einer zweiwöchigen Entgiftungstherapie unterziehen. Die Bleivergiftungen dieser Kinder sind auf die Farbe zurückzuführen, mit der die Wände der Wohnungen gestrichen wurden, in denen sie leben – echte Elendsbehausungen. Die Familien Assalih und Nour wenden sich an Ihre Hausverwaltung mit der Bitte, Sanierungsmaßnahmen durchzuführen. Sie reagieren nicht auf ihre Aufforderung.«
Sie sah auf. Perraya schwitzte.
»Am 20. November desselben Jahres wird ein weiteres Kind, das in der Avenue Georges-Clemenceau 6 wohnt, der siebenjährige Mohamed Tamar, ins Krankenhaus eingewiesen. Wieder ein Fall von Bleivergiftung. Der kleine Junge, der an schweren Krämpfen leidet, stirbt zwei Tage später in der Necker-Klinik. Bei der Obduktion finden sich in seiner Leber, seinen Nieren und seinem Gehirn Bleispuren.«
Perraya lockerte seine Krawatte und rieb sich die Hände an den Hosenbeinen trocken.
»Diesmal wollen die Bewohner des Mietshauses mit Unterstützung der VOB die Durchführung von Sanierungsmaßnahmen zivilrechtlich einklagen. Sie reagieren noch immer nicht. Stimmt das?«
Der Mann räusperte sich und murmelte:
»Diese Familien hatten Anträge auf Neuunterbringung gestellt. Die Stadt Nanterre sollte sich um sie kümmern. Wir wollten mit den Sanierungsarbeiten beginnen, sobald sie ausgezogen waren.«
»Wissen Sie, wie lange die Bearbeitung solcher Anträge dauert? Wollten Sie warten, bis alle tot sind, ehe Sie etwas unternehmen?«
»Wir verfügten nicht über die notwendigen Mittel, um sie anderweitig unterzubringen.«
Jeanne musterte ihn einen Augenblick. Hochgewachsen, breite Schultern, Markenanzug, lockiges graues Haar, das in alle Richtungen von seinem Kopf abstand. Ungeachtet seiner stattlichen Erscheinung wirkte Jean-Yves Perraya unscheinbar und farblos. Ein Rugbyspieler, der sich am liebsten unsichtbar gemacht hätte.
Sie öffnete eine zweite Aktenmappe.
»Zwei Jahre später, 2003, wird ein Gutachten erstellt. Das Ergebnis ist besorgniserregend. Die Wände der Wohnungen sind mit Bleiweißfarbe gestrichen, die seit 1948 verboten ist. Unterdessen sind vier weitere Kinder des Mietshauses in die Klinik eingewiesen worden.«
»Die Arbeiten waren geplant! Die Stadt sollte uns helfen.«
»In dem Bericht ist auch von Gesundheitsgefährdung die Rede. Sämtliche Sicherheitsvorschriften wurden missachtet. Keine der Wohnungen, bei denen es

sich in Wirklichkeit um Einzimmer-Appartements handelt, ist größer als zwanzig Quadratmeter und keine verfügt über sanitäre Einrichtungen. Und dies bei Mieten, die über 600 bis 700 Euro betragen. Wie groß ist Ihre Wohnung am Boulevard Suchet, Monsieur Perraya?«
»Darauf möchte ich nicht antworten.«
Jeanne bereute diesen persönlichen Angriff. *Sich immer an die Fakten halten*. Sie fuhr fort:
»Einige Monate später, im Juni 2003, stirbt ein weiteres Kind aus der Avenue Georges-Clemenceau 6 an Bleivergiftung. Sie haben die Wohnungen noch immer nicht besichtigt, um den Sanierungsaufwand abzuschätzen.«
»Wir waren vor Ort.«
Sie breitete die Arme aus.
»Wo sind die Berichte? Wo sind die Kostenvoranschläge der Firmen? Von Ihrem Büro haben wir nichts dergleichen bekommen.«
Perraya fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Trocknete sich abermals die Hände an seiner Hose ab. Grobe, schwielige Hände. Dieser Typ kommt vom Bauhandwerk, dachte Jeanne. Er wusste also, worum es ging.
»Wir haben die Giftbelastung nicht als so gravierend eingeschätzt«, log er.
»Obwohl Ihnen das Gutachten und die Laborbefunde der Opfer vorlagen?«
Perraya knöpfte sein Hemd auf.
Jeanne blätterte eine Seite um und fuhr fort:
»›Wegen dieser Todesfälle und der lebenslänglichen gesundheitlichen Beeinträchtigungen hat das Berufungsgericht von Versailles in seinem Urteil vom 23. März 2008 den Opfern eine finanzielle Entschädigung zuerkannt.‹ Die betroffenen Familien wurden endlich entschädigt und anderweitig untergebracht. Gleichzeitig gelangten die Sachverständigen zu dem Schluss, dass es sich nicht lohne, an Ihrem Gebäude Renovierungsarbeiten durchzuführen, da es zu alt sei. Im Übrigen kam heraus, dass Sie in Wirklichkeit die Absicht hatten, es abzureißen, um dort ein Bürogebäude zu errichten. Ironischerweise wird Ihnen die Stadt Nanterre beim Abriss und Wiederaufbau des Gebäudes in der Avenue Georges-Clemenceau 6 finanziell unter die Arme greifen. Diese Angelegenheit hat Ihnen also ermöglicht, ihre Ziele zu erreichen.«
»Damit habe ich nichts zu tun. Ich bin nur der Chef der Hausverwaltung.«
Jeanne ging nicht auf diese Bemerkung ein. In ihrem Dienstzimmer war es mittlerweile brütend heiß. Die Sonne brannte durch das große Glasfenster, die Wärme breitete sich im Zimmer aus wie Öl in einer Fritteuse. Am liebsten hätte sie Claire gebeten, die Jalousie herunterzulassen, aber die Gluthitze war ein Element der Vernehmung ...
»Es hätte damit sein Bewenden haben können«, fuhr sie fort, »aber mehrere Familien haben mit Unterstützung zweier Organisationen, der Médecins du Monde und der VOB, Anzeige gegen Sie und die Eigentümer erstattet. Es geht um

fahrlässige Tötung.«
»Wir haben niemanden umgebracht!«
»Doch. Das Gebäude und die Anstriche waren die Tatwaffe.«
»Das haben wir nicht gewollt!«
»*Fahrlässige Tötung*. Der Ausdruck ist eindeutig.«
Perraya schüttelte den Kopf und brummte dann:
»Was wollen Sie? Weshalb bin ich hier?«
»Ich will wissen, wer die wahren Schuldigen sind. Wer versteckt sich hinter diesen Aktiengesellschaften, denen das Gebäude gehört? Wer hat Ihnen Anweisungen gegeben? Sie sind doch nur ein Bauernopfer, Perraya. Sie sollen den Kopf hinhalten!«
»Ich weiß es nicht. Ich kenne niemanden.«
»Perraya, Sie riskieren mindestens zehn Jahre Gefängnis ohne Bewährung. Wenn ich wollte, könnte ich Sie schon heute in Untersuchungshaft nehmen.«
Perraya hob den Blick. Ein Glitzern unter den dichten grauen Augenbrauen. Jeanne spürte, dass er kurz davor stand, auszupacken. Sie zog eine Schublade auf und nahm einen Kraftpapier-Umschlag DIN A4 heraus. Daraus zog sie einen Schwarz-Weiß-Abzug im selben Format.
»Tarak Alouk, acht Jahre alt, gestorben sechs Stunden nach seiner Einweisung ins Krankenhaus. Er erstickte an seinen Krämpfen. Bei der Obduktion wurde festgestellt, dass die Bleikonzentration in seinen Organen den als giftig geltenden Schwellenwert um das Zwanzigfache überstieg. Wie werden diese Fotos Ihrer Meinung nach wohl auf das Gericht wirken?«
Perraya wandte den Blick ab.
»Das Einzige, was Ihnen jetzt noch helfen kann, ist es, die Verantwortung zu teilen. Uns zu sagen, wer sich hinter den Aktiengesellschaften verbirgt, von denen Sie die Anweisungen erhalten.«
Der Mann antwortete nicht. Er hielt den Kopf gesenkt, und sein Hals war schweißüberströmt. Jeanne sah, dass seine Schultern zitterten. Sie selbst zitterte in ihrer schweißnassen Baumwollbluse. Der Kampf, der entscheidende Kampf, hatte begonnen.
»Perraya, Sie werden mindestens fünf Jahre im Gefängnis vegetieren. Sie wissen doch, was man mit Kindermördern in den Gefängnissen macht?«
»Aber ich bin kein ...«
»Das spielt keine Rolle. Die Gerüchteküche wird sogar dafür sorgen, dass man Sie für einen Pädophilen hält. Wer verbirgt sich hinter diesen Aktiengesellschaften?«
Er rieb sich den Nacken.
»Ich kenne sie nicht.«
»Als es brenzlig wurde, haben Sie doch mit Sicherheit die Entscheidungsträger informiert.«
»Ich hab Mails verschickt.«

»An wen?«
»Ein Büro. Eine Immobiliengesellschaft. Die FIMA.«
»Man hat Ihnen also geantwortet. Stand unter diesen Antwortschreiben keine Unterschrift?«
»Nein. Es handelt sich um einen Vorstand. Sie wollten nichts unternehmen, das ist alles.«
»Haben Sie sie nicht gewarnt? Haben Sie nicht versucht, Klartext mit ihnen zu reden?«
Perraya zog den Kopf zwischen die Schultern, ohne zu antworten. Jeanne griff nach einem Vernehmungsprotokoll.
»Wissen Sie, was das ist?«
»Nein.«
»Die Aussage Ihrer Sekretärin Sylvie Desnoy.«
Perraya wich auf seinem Stuhl zurück. Jeanne fuhr fort:
»Sie erinnert sich daran, dass Sie am 17. Juli 2003 zusammen mit dem Eigentümer das Gebäude in der Avenue Georges-Clemenceau 6 aufgesucht haben.«
»Sie irrt sich.«
»Perraya, für Ihre Fahrten benutzen Sie ein Abonnement bei der Gesellschaft G7. Ein Abonnement für Geschäftskunden. Alle Routen werden digital gespeichert. Soll ich fortfahren?«
Keine Antwort.
»Am 17. Juli 2003 haben Sie ein Taxi bestellt, einen hellgrauen Mercedes mit dem Kennzeichen 345 DSM 75. Die ersten Gutachten hatten Sie zwei Tage zuvor erhalten. Sie wollten sich selbst ein Bild von den Schäden machen. Von dem Gesundheitszustand der Mieter und den notwendigen Sanierungsarbeiten.«
Perraya warf Jeanne gehetzte Blicke zu. Er hatte glasige Augen.
»Nach Auskunft der Firma G7 haben Sie einen Umweg gemacht und in der Avenue Marceau 45 gehalten.«
»Ich erinnere mich nicht mehr.«
»In der Avenue Marceau 45 hat die FIMA ihren Sitz. Es liegt daher nahe, anzunehmen, dass Sie den Chef der Immobiliengesellschaft aufgesucht haben. Der Fahrer hat zwanzig Minuten auf Sie gewartet. Zweifellos brauchten Sie so lange, um dem Mann den Ernst der Lage zu verdeutlichen und ihn dazu zu bringen, Sie zu begleiten. Wen haben Sie an diesem Tag abgeholt? Wen decken Sie, Monsieur Perraya?«
»Ich kann Ihnen keinen Namen nennen. Berufsgeheimnis.«
Jeanne schlug auf den Tisch.
»Quatsch. Sie sind weder Arzt noch Anwalt. Wer ist der Chef der FIMA? Wen haben Sie abgeholt, verdammt noch mal?«
Perraya schwieg. In seinem teuren Anzug sah er wie ein Häufchen Elend aus.
»Dunant«, murmelte er. »Er heißt Michel Dunant. Er ist Mehrheitseigner von

mindestens zwei Aktiengesellschaften, denen das Gebäude gehört. Tatsächlich ist er der wahre Eigentümer.«
Jeanne nickte ihrer Mitarbeiterin Claire zu – ein Hinweis, dass der Zeuge jetzt mit seiner Aussage beginnen würde.
»Hat er Sie an diesem Tag begleitet?«
»Ja. Diese Geschichte stank zum Himmel.«
Sie stellte sich die Szene vor. Juli 2003. Sonne. Hitze. Wie heute. Die beiden Geschäftsleute, die in ihren Hugo-Boss-Anzügen schwitzten, weil sie befürchteten, dass eine »Negerbande« ihr Wohlleben, ihren Erfolg, ihre Machenschaften bedrohte.
»Hat Dunant denn keine Entscheidung getroffen? Er musste doch reagieren.«
»Er hat reagiert.«
»Wie das?«
Der Mann zögerte abermals. Jeanne betonte:
»Mir liegt nicht das kleinste Dokument vor, das belegen würde, dass Sie sich damals mit dem Problem beschäftigt haben.«
Erneutes Schweigen. Ungeachtet seiner kräftigen Statur schien Perraya immer mehr in sich zusammenzusinken.
»Wegen Tina«, murmelte er schließlich.
»Wer ist Tina?«
»Die älteste Tochter der Assalihs. Sie ist achtzehn.«
»Ich verstehe nicht.«
Jeanne spürte, dass eine wichtige Enthüllung bevorstand. Sie beugte sich über ihren Schreibtisch und sagte mit weniger strenger Stimme:
»Monsieur Perraya, was war mit Tina Assalih?«
»Dunant ist auf sie abgefahren.« Der Mann wischte sich die Stirn mit dem Ärmel ab und fuhr fort: »Er wollte sie vögeln.«
»Was hat das mit den Sanierungsarbeiten zu tun?«
»Es war eine Erpressung.«
»Eine Erpressung?«
»Tina widersetzte sich. Er wollte ... Er hat versprochen, die Arbeiten durchzuführen, wenn sie ihm zu Willen wäre.«
Jeanne spürte, wie sich ihr der Magen umdrehte. Es gab also ein Motiv. Mit einem Blick überprüfte sie, ob Claire immer noch schrieb. Die Hitze wurde immer unerträglicher.
»Hat sie eingewilligt?«, hörte sie sich mit heller Stimme fragen.
Ein düsterer Schimmer glomm in Perrayas Augen auf.
»Die Arbeiten wurden doch durchgeführt, oder?«
Jeanne antwortete nicht. Ein Motiv. *Totschlag.*
»Wann hat er Tina kennengelernt?«, fragte sie.
»An diesem Tag. Im Jahr 2003.«

Mehrere Fälle von Bleivergiftung hätten also verhindert oder zumindest früher behandelt werden können. Jeanne wunderte sich nicht über die Niedertracht des Eigentümers. Ihr waren schon ähnliche Fälle untergekommen. Sie wunderte sich eher darüber, dass sich die junge Frau widersetzt hatte. Es ging um die Gesundheit ihrer Brüder, ihrer Schwestern und der anderen Kinder, die in dem Haus wohnten.
»War sich Tina über die Folgen ihrer Weigerung im Klaren?«
»Klar. Aber sie hätte nie eingewilligt. Ich habe es Dunant gesagt.«
»Wieso?«
»Sie ist eine Toubou. Ein sehr stolzer, harter Volksstamm. In ihrer Heimat tragen die Frauen ein Messer in der Achselhöhle. In Kriegszeiten lassen sie sich von ihren Männern scheiden, wenn diese am Rücken verwundet werden. Sie sehen, was für ein Menschenschlag das ist.«
Jeanne senkte den Kopf. Die Notizen, die sie sich immer bei Vernehmungen machte, tanzten ihr vor den Augen. Sie musste weitermachen. Den Knäuel entwirren. Diese Tina Assalih finden und den wahren Mistkerl entlarven: Dunant.
»Geh ich in den Knast?«
Sie sah auf. Perraya wirkte nun völlig gebrochen. Er dachte nur daran, sich selbst, seine Familie und seinen Komfort zu retten. Ekel schnürte ihr die Kehle zu. In solchen Momenten verfiel sie wieder in den Nihilismus ihrer Depression. Nichts war lebenswert ...
»Nein«, antwortete sie, ohne nachzudenken. »Ungeachtet schwerwiegender Anhaltspunkte für Ihre Mittäterschaft verzichte ich darauf, ein Ermittlungsverfahren gegen Sie einzuleiten. Ich berücksichtige Ihr, sagen wir mal, spontanes Geständnis. Unterschreiben Sie Ihre Aussage und verschwinden Sie.«
Die von Claire getippten Seiten kamen bereits aus dem Drucker heraus. Jean-Yves Perraya stand auf und unterschrieb. Jeanne betrachtete die Fotos auf ihrem Schreibtisch. Kinder, die Infusionen bekamen. Ein Kind mit einer Sauerstoffmaske. Ein schwarzer Leichnam, bereit zur Obduktion. Sie steckte die Abzüge in den Umschlag und diesen in die Aktenmappe, die sie rechts neben ihren Schreibtisch legte. Perraya war gegangen. *Der Nächste.*
Das war der übliche Tagesablauf der beiden Frauen. Sie versuchten ein normales Leben zu führen, an gewöhnliche Herausforderungen zu denken, die Menschheit, sagen wir, in Grau zu sehen. Bis zum nächsten Schock, zum nächsten Horror.
Jeanne sah auf ihre Uhr. Elf. Sie kramte in ihrer Tasche und nahm ihr Handy heraus. Bestimmt hatte Thomas angerufen. Um sich zu entschuldigen, ihr einen anderen Termin vorzuschlagen ... Keine Nachricht. Sie brach in Tränen aus.
Claire hielt ihr hastig ein Kleenex hin.
»Sie dürfen sich das nicht zu Herzen nehmen«, sagte sie, den Grund verkennend. »Es gibt viel Schlimmeres.«
Jeanne nickte. *Sunt lacrimae rerum.* »Es gibt Tränen für unser Unglück«, wie ihr Mentor Emmanuel Aubusson zu sagen pflegte.

»Sie müssen sich beeilen«, sagte ihre Mitarbeiterin. »Sie haben eine Verhandlung.«
»Und danach? Ein Mittagessen?«
»Ja, mit François Taine im *Usine*. Um eins.«
»Mist.«
Claire drückte ihr die Schulter.
»Das sagen Sie jedes Mal. Und dann kommen Sie um halb vier satt und zufrieden zurück.«

## 4

»Hast du sie gelesen?«
Jeanne wandte sich zu der Stimme um. Halb eins. Sie war unterwegs zum Ausgang gewesen und träumte von einer kalten Dusche, während sie die Knauserigkeit der Justizbehörden verfluchte – Tag für Tag fiel die Klimaanlage im Gerichtsgebäude aus.
Stéphane Reinhardt ging hinter ihr. Der Mann hatte ihr am Vorabend die obskure Akte angedreht. Leinenhemd, Umhängetasche: Er wirkte stets ebenso zerknittert wie sexy.
»Hast du sie gelesen oder nicht?«
»Ich hab nichts verstanden«, gestand sie und ging weiter.
»Aber dir ist klar, dass das ein heißes Eisen ist?«
»Es gibt keinen Zusammenhang zwischen den einzelnen Elementen. Und dann, eine anonyme Anzeige ... Man muss die Fäden miteinander verknüpfen.«
»Genau das sollst du ja tun.«
»Ich kenn mich weder im Waffenhandel noch bei Flugzeugen aus. Ich wusste nicht einmal, dass Osttimor ein Land ist.«
»Es ist der Ostteil einer indonesischen Insel. Ein souveräner Staat. Einer der brisantesten Konfliktherde weltweit.«
Sie hatten die Sicherheitsschleusen erreicht. Die Halle war sonnendurchflutet, die Sicherheitsleute wirkten völlig verschwitzt. Reinhardt grinste. Mit seiner lässigen Aktentasche glich er einem coolen Lehrer, der jederzeit mit seinen Schülern einen Joint rauchen würde.
»Was eine Cessna ist, weiß ich auch nicht«, sagte sie trotzig.
»Ein ziviles Flugzeug ohne besonderes Kennzeichen, das automatische Waffen transportiert! Waffen, die bei einem Putschversuch eingesetzt wurden!«
Genau das hatte sie am Vortag gelesen, ohne sich jedoch
in den Bericht zu vertiefen. Sie hatte gar nicht erst versucht, sich einen Reim darauf zu machen. Im Moment wartete sie vor allem auf einen Anruf – wie schon den ganzen Tag lang. Alles andere ...
»Die Sache mit der angeblichen Waffenlieferung«, meinte sie scheinbar interessiert, »hat mich nicht überzeugt. Wie können wir sicher sein, dass es sich tatsächlich um französische Gewehre handelt? Und wieso sollen sie ausgerechnet von dieser Firma produziert worden sein?«
»Hast du denn den Bericht nicht gelesen? Die Waffen wurden bei erschossenen Aufständischen gefunden. Halbautomatische Gewehre der Marke Scorpio. Mit Standardmunition der NATO vom Kaliber 5.56. Nicht zu vergleichen mit der

üblichen Bewaffnung von Rebellen in einem armen Land. Waffen, die ausschließlich von EDS Technical Services hergestellt werden.«
Jeanne zuckte mit den Achseln.
»Hattest du nicht den Eindruck, dass der anonyme Briefschreiber bestens informiert ist?«, fuhr der Richter fort.
»Besser als ich jedenfalls. Ich habe nicht einmal von diesem Putsch gehört.«
Reinhardt zog ein betrübtes Gesicht.
»Niemand hat davon gehört. So ist es mit allem, was Osttimor betrifft. Aber im Internet findet man alles. Im Februar 2008 haben Rebellen einen Mordanschlag auf José Ramos-Horta, den Präsidenten des Landes, verübt. Der Mann wurde 1996 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Ein Nobelpreisträger, der durch französische Sturmgewehre schwer verletzt wurde! Mist, ich weiß nicht, worauf du noch wartest. Einmal ganz abgesehen von dem politischen Aspekt dieses Falls. Mit den Gewinnen aus diesem Waffengeschäft wurde eine französische Partei finanziert!«
»Die ich nicht kannte.«
»Eine im Entstehen begriffene Partei – der Rechten! Das ist ein wasserdichter Fall. Du salzt, du pfefferst und du servierst ihn uns schön heiß. Das ist doch genau deine Kragenweite, oder?«
Jeanne war von jeher Sozialistin gewesen. Früher hatte ihr Aubusson wiederholt gesagt: »Wenn man jung ist, steht man politisch links. Mit den Jahren rückt man dann unwillkürlich nach rechts.« Sie war noch nicht alt genug für einen politischen Wechsel. Im Übrigen war auch Aubusson links geblieben.
Reinhardt durchschritt die Sicherheitsschleuse und löste dabei den Alarm aus. Die Wachposten grüßten ihn.
»Isst du mit mir zu Mittag?«
»Nein, tut mir leid. Ich hab schon was vor.«
Der Richter tat, als wäre er enttäuscht, aber Jeanne machte sich nichts vor: Er wollte nur weiter über Osttimor reden.
Sie passierte ihrerseits den Metalldetektor.
»Wenn dich dieser Fall dermaßen reizt, warum versuchst du dann nicht, ihn dir zu angeln?«
»Ich bin mit so vielen Akten im Rückstand, dass ich nicht einmal mehr die Tür zu meinem Büro aufmachen kann!«
»Ich werde dir mein Brecheisen leihen.«
»Du bist also dabei? Du wirst mir noch dankbar sein.«
Er gab ihr einen Kuss, nahe am Mund. Diese Berührung ließ ihr Herz höher schlagen. Sie ging Richtung Tiefgarage, leicht wie Pollen in der Sonne. Sie fühlte sich schön, strahlend und unbesiegbar. Durch den flüchtigen Kontakt mit diesen männlichen Reizen hatte sich ihre Verzweiflung in Luft aufgelöst. Sie fragte sich, ob sie nicht manisch-depressiv wurde.

Oder schlichtweg eine alte Jungfer.

## 5

»Ich weiß nicht, was gerade mit mir los ist. Ich könnte alles vögeln, was vorbeikommt.« »Entzückend.«
Jeanne versuchte sich ihre Erschütterung nicht anmerken zu lassen. François Taine starrte der fortgehenden Bedienung auf den Hintern. Er wandte den Blick von dem kleinen Po ab und fixierte lächelnd seine Gesprächspartnerin. Dieses Lächeln brachte unmissverständlich zum Ausdruck, dass dieses globale Begehren durchaus Jeanne einschloss. Sie nahm es ihm nicht übel. Ihre Freundschaft hatte vor zehn Jahren auf der Nationalen Hochschule für das Richteramt in Bordeaux begonnen. Taine hatte damals sein Glück bei ihr versucht. Nach seiner Scheidung ein paar Jahre später hatte er es noch einmal probiert. Beide Male hatte Jeanne den Antrag zurückgewiesen.
»Was nimmst du?«, fragte er.
»Mal sehen.«
Wie alle Pariserinnen tat auch Jeanne so, als würde sie seit der Pubertät essen. Sie überflog die Karte, traf ihre Wahl und sah sich dann um. Das *Usine* war ein angesagtes Restaurant in der Nähe der Place de l'Étoile. Mit gefirnisstem hellem Holz verkleidete Wände, lackierter Betonboden. Ein beruhigender Ort, ungeachtet des üblichen lauten Stimmengewirrs beim Mittagessen. Jeanne gefiel vor allem, dass das Restaurant zwei Gesichter hatte. Mittags verkehrten hier Geschäftsleute mit Krawatte, abends traf sich das Mode- und Kino-Völkchen. Diese Ambivalenz entsprach ihr.
Ihr Blick kehrte zu Taine zurück, der mit hochgezogenen Brauen die Speisekarte studierte, als wäre es eine feurige Anklagerede. Taines Körper war so steif wie eine Teleskopantenne. Strohiges Haar. Markante Gesichtszüge. Das Aussehen eines ewigen Studenten, das eigentlich nicht zu einem erfahrenen Richter passte.
François Taine, achtunddreißig Jahre alt, Ermittlungsrichter in Nanterre – sein Büro befand sich neben dem von Jeanne –, gehörte zu jenen, die Jacques Chirac nach dem Ende seiner Amtszeit vorgeladen hatten.
Seit der Trennung von seiner Frau kleidete sich Taine mit aufdringlicher Eleganz – als Gegengewicht zu seinem jugendlichen Aussehen und seiner Steifheit. Maßanzüge von Ermenegildo Zegna. Stretchhemden von Prada. Schuhe von Martin Margiela. Jeanne hegte den Verdacht, dass er seine Klamotten in monatlichen Raten abstotterte. Wie auch seine Spielschulden.
Auch versuchte er seinem streberhaften Aussehen durch eine bewusst vulgäre Sprache entgegenzuwirken. Er hielt das für chic. Die Methode hätte in Paris, dieser Hauptstadt der Ironie, funktionieren können, aber Taine strahlte auch eine gewisse

Banalität aus, was unfreiwilligerweise sehr gut zu diesem Vokabular passte. Allen Anstrengungen zum Trotz konnte Taine sein wahres Naturell zumeist nicht verbergen: ein ungehobelter Bursche aus Amiens im Sonntagsstaat. Weder besonders chic noch besonders geistreich.
Jeanne mochte ihn trotzdem. Hinter der aufgesetzten Würde, der zur Schau gestellten Eleganz und der Vulgarität verbarg sich ein schüchterner Mann, der dick auftrug, um sich durchzusetzen. Zwei Dinge verrieten diese Zerbrechlichkeit. Sein schwaches Lächeln, dem stets eine rasche Bewegung des Kinns vorausging – so wie ein Kieselstein über eine Wasserfläche hüpfte. Und sein vorstehender Adamsapfel, dessen Anblick wehtat, aber Jeanne gleichzeitig auch faszinierte.
Nachdem sie bestellt hatten, beugte sich Taine zu ihr.
»Kennst du Audrey, die Referendarin, die bei der Strafkammer arbeitet?«
»Die Dicke?«
»Nenn sie so, wenn du willst«, meinte der Richter gekränkt.
»Habt ihr was miteinander?«
Er nickte mit einem spöttischen Lächeln.
»Ich werde das nie begreifen«, seufzte Jeanne.
Taine legte die Hände aufeinander. Ein geduldiger Richter, der dem Beschuldigten eine letzte Chance gibt, ehe er ihn hinter Schloss und Riegel setzt.
»Jeanne, es gibt da eine Sache, die du kapieren musst. Die Natur des Begehrens bei uns Männern.«
»Ich platze vor Neugier.«
»Die meisten von uns sind hinter schönen, eleganten und schlanken Frauen mit Modelfigur her. Aber das tun wir, um uns in Szene zu setzen. Wenn es darum geht, Spaß zu haben, wenn uns niemand mehr zuschaut, wenden wir uns den runden, üppigen Formen zu. Männer mögen pummelige Frauen. Verstehst du?«
»Jedenfalls weiß ich, zu welcher Gruppe ich gehöre.«
Jeanne, ein Meter dreiundsiebzig groß, wog immer zwischen fünfzig und zweiundfünfzig Kilo.
»Bedauerlich. Du gehörst zu den Frauen, die man heiratet.«
»Ist mir noch gar nicht aufgefallen!«
»Du bist die Frau, die man voller Stolz ausführt. Mit der man ins Restaurant geht. Der man Kinder macht.«
»Der Muttertyp, wie?«
Taine lachte laut auf.
»Wärst du auch gern die Hure? Dafür bist du zu wählerisch.«
Halb geschmeichelt, halb verärgert fragte Jeanne:
»Was wolltest du mir gleich noch erzählen?«
»Am Sonntagnachmittag war die berühmte Audrey bei mir zu Gast. Erinnerst du dich noch, wie heiß es an dem Tag war? Wir hatten die Fensterläden geschlossen. Die Leintücher waren nass zum Auswringen. Die Atmosphäre war wirklich ... Du

verstehst?«
»Ich verstehe.«
»Um fünf Uhr läutet es. Meine Exfrau, Nathalie, brachte mir die Kinder. Jeden Sonntag esse ich mit den Kindern zu Abend und fahre sie am nächsten Morgen zur Schule. Normalerweise kommt meine Ex um sieben. Durch einen blöden Zufall – weil irgendeine Theatervorstellung ausfiel – tauchte sie zwei Stunden früher auf. Und Audrey in meinem Bett – da habe ich die Nerven verloren.«
»Ihr seid doch geschieden, oder?«
»Das ist alles noch ganz frisch. Nathalie kommt jedes Mal für ein paar Minuten mit rein und sieht sich um, als wolle sie rausfinden, ob es da eine Frau gibt. Sie hätte keine drei Sekunden gebraucht, um zu bemerken, dass jemand in meinem Schlafzimmer war.«
»Was hast du gemacht?«
»Ich bin in eine Unterhose geschlüpft und hab Audrey gesagt, sie soll sich schnell anziehen. Ich wohne ganz oben, im fünften Stock. Es gibt keinen Aufzug. Auf dem Treppenabsatz vor meiner Wohnung befindet sich eine Abstellkammer. Da habe ich sie reingeschoben.«
»Hat's geklappt?«
»Gerade so. Auf der Türschwelle sah ich einen Moment lang gleichzeitig die nackten Füße Audreys, die in dem Kabuff verschwanden, und die Köpfe meiner Kinder, die von unten heraufkamen.«
Taine schwieg kurz, um die Spannung zu steigern. Jeanne spielte mit:
»Und dann?«
»Dann sind die Kinder in ihrem Zimmer verschwunden, während Nathalie die Wohnung betrat und sich neugierig umsah. Sie hat mir zwei, drei Dinge zur Kleidung der Kinder gesagt und sprach mich dann noch auf den Scheck für das Schulessen an. Immer die gleichen Geschichten. Für mich war die Sache geritzt. Bis ich Audreys Sonnenbrille auf einem Bücherregal neben dem Eingang liegen sah.«
»Hat sie sie auch bemerkt?«
»Nein. Als sie auf die Uhr sah, habe ich die Gelegenheit genutzt, um die Brille in meiner Hosentasche verschwinden zu lassen.«
»Wenn sie nichts bemerkt hat, wo ist dann das Problem?«
»Ich habe sie zur Tür begleitet. Als ich sie schon hinter ihr schließen wollte, fragte sie: ›Hast du nicht meine Sonnenbrille gesehen? Ich muss sie irgendwo hingelegt haben.‹«
Jeanne lächelte.
»Klingt spannend! Wie hast du dich aus der Affäre gezogen?«
»Fünf Minuten lang haben wir die Brille gesucht, die ich in der Tasche hatte. Dann habe ich sie diskret herausgezogen und so getan, als hätte ich sie auf einem Regal aufgestöbert.«

Die Vorspeisen wurden aufgetragen. Kürbissalat für Jeanne, Sushi mit rotem Thunfisch für Taine. Sie begannen zu essen. Das Gemurmel der Geschäftsleute um sie herum entsprach ganz ihrer Kleidung: neutral, glatt, anonym.
»Woran arbeitest du gerade?«, fragte Taine.
»Nichts Besonderes. Und du?«
»Ich bin an einer ziemlichen üblen Sache dran.«
»Worum geht's?«
»Ein Mord. Eine Leiche, die vor drei Tagen entdeckt wurde. Eine Horrorgeschichte. In einer Tiefgarage in Garches. Das Opfer wurde zerstückelt. Spuren von Kannibalismus. Die Wände mit blutigen Zeichen bedeckt. Niemand kann sich einen Reim darauf machen.«
Jeanne legte die Gabel ab, stützte die Ellbogen auf die Tischplatte und faltete die Hände.
»Erzähl!«
»Der Staatsanwalt rief vom Tatort aus an und bat mich, sofort zu kommen. Ich wurde auf der Stelle mit dem Fall betraut.«
»Und was ist mit der kriminalpolizeilichen Vorermittlungsfrist?«
»Paragraph 74 StGB ›Ermittlung der Todesursache‹. Angesichts dieses Gemetzels wollte die Staatsanwaltschaft sofort einen Richter einschalten, der die Ermittlungen koordiniert.«
Jeannes Neugier wuchs. »Beschreib mir die Umstände.«
»Die Leiche wurde im tiefsten Untergeschoss gefunden. Eine Krankenschwester.«
»Wie alt?«
»Zweiundzwanzig.«
»Wo hat sie gearbeitet?«
»In einem Zentrum für Personen mit mentalen Entwicklungsstörungen. Die Tiefgarage gehört zu der Einrichtung.«
»Und was haben die Ermittlungen am Tatort ergeben?«
»Kein Zeuge. Weder im Innern des Gebäudes noch außerhalb.«
»Überwachungskameras?«
»Keine Kamera. Jedenfalls nicht auf dieser Etage.«
»Das Umfeld der Frau?«
»Fehlanzeige.«
»Du hast von einem Zentrum für geistig Behinderte gesprochen. Könnte nicht einer der Patienten der Täter sein?«
»Es ist eine Einrichtung für Kinder.«
»Sonstige Spuren?«
»Nichts. Die Ermittler untersuchen ihren Computer, um herauszufinden, ob sie Internet-Kontaktbörsen frequentiert hat. Aber das alles wird zu nichts führen. Meiner Meinung nach war es ein Serienkiller. Sie lief zufällig einem Psychopathen über den Weg und fiel in sein Beuteschema.«

»Hatte sie besondere körperliche Merkmale?«
Taine zögerte.
»Recht hübsch. Pummelig. Vielleicht entsprach sie einem bestimmten Typ, auf den der Mörder steht. Wie immer in diesen Fällen werden wir schlauer sein, wenn er ein weiteres Mal zuschlägt.«
»Was weißt du noch?«
Jeanne hatte ihren Salat ganz vergessen. Das Stimmengewirr im Lokal. Die kühle Luft aus der Klimaanlage.
»Im Augenblick ist das alles. Ich warte auf die Ergebnisse der Obduktion und die Analysen der Gerichtsmedizin. Mache mir aber keine großen Hoffnungen. Der Tatort lässt einerseits eine bestialische Grausamkeit und andererseits eine sorgfältige Vorbereitung erkennen. Ich bin mir sicher, dass der Kerl Vorsichtsmaßnahmen ergriffen hat. Eigenartig sind die Fußabdrücke.«
»Von Schuhen?«
»Nein, von nackten Füßen. Die Kripo glaubt, dass er sich nackt ausgezogen hat, um sein Ritual durchzuführen.«
»Was für ein ›Ritual‹?«
»Es gibt Zeichen an den Wänden. Sie erinnern an prähistorische Zeichnungen. Und dann diese Sache mit dem Kannibalismus ...«
»Bist du dir in diesem Punkt sicher?«
»Die Gliedmaßen wurden abgetrennt und bis auf die Knochen abgenagt. Reste von Organen lagen auf dem Boden herum. Die Leiche weist überall Bissspuren auf, die von menschlichen Zähnen stammen. Echt scheußlich!«
Jeanne ließ ihren Blick geistesabwesend durch den Raum schweifen. Die Beschreibung des Tatorts rief Erinnerungen in ihr wach. Bruchstücke ihrer eigenen Lebensgeschichte, sorgfältig versteckt hinter dem glatten Erscheinungsbild der vorzeigbaren Richterin.
»Und was stellen die Zeichnungen an den Wänden dar?«
»Bizarre Formen, primitive Silhouetten. Der Mörder hat Blut mit Ocker gemischt.«
»Ocker?«
»Ja. Er muss den Farbstoff mitgebracht haben. Wir haben es mit einem echten Psychopathen zu tun. Wenn du willst, zeig ich dir die Fotos.«
»Legt ihr diese Zeichnungen Anthropologen vor?«
»Die Kripo kümmert sich darum.«
»Wer leitet das Ermittlungsteam?«
»Wieso interessiert dich das? Ich ...«
»Der Name!«
»Patrick Reischenbach.«
Jeanne kannte ihn. Eine der Größen der Pariser Kripo. Hart. Effizient. Einsilbig. Und zugleich ein Genießer. Sie erinnerte sich an ein Detail: Obwohl er schlecht rasiert war, trug er stets gegeltes Haar. Sie fand das widerlich.

»Wieso haben die Medien nicht darüber berichtet?«
»Weil wir unsere Arbeit machen.«
»Das Ermittlungsgeheimnis«, sagte Jeanne lächelnd. »Etwas, das zusehends höher im Kurs steht ...«
»Von mir aus. In so einem Fall brauchen wir vor allem Ruhe. Wir müssen ungestört ermitteln können. Jedes Detail analysieren. Ich habe sogar einen Profiler eingeschaltet.«
»Offiziell?«
»Ja.«
»Wen?«
»Bernard Level. Tatsächlich ist er der Einzige, den wir haben ... Wir recherchieren auch in den kriminalpolizeilichen Archiven. Morde, die Ähnlichkeiten mit diesem Fall aufweisen. Aber ich glaube nicht, dass wir fündig werden. So etwas hat es noch nicht gegeben.«
Jeanne überlegte, wie sie in einem solchen Fall vorgehen würde. Sie hätte das Archiv auf den Kopf gestellt, sich in die Zeitungsausschnitte vertieft, die Aufnahmen vom Tatort mit Reißzwecken in ihrem Büro befestigt. Sie senkte den Blick. Unwillkürlich zupfte sie kleine Stückchen von dem Brot ab, das sie in der Hand hielt. Trotz der Klimaanlage war sie klatschnass.
Taine lachte auf. Jeanne zuckte zusammen.
»Was ist?«
»Kennst du Langleber, den Rechtsmediziner?«
»Nein.«
»Ein Super-Intellektueller. Jedes Mal kommt er dir mit einem unglaublichen Spruch.«
Jeanne ließ die Krümel fallen und konzentrierte sich auf die Worte Taines. Sie fürchtete, von einer Panikattacke überwältigt zu werden. Wie damals, als sie an Depressionen litt. Als sie ihr Auto einfach in Tunnels stehen ließ und zu Fuß weiterging. Als sie ihre Mittagspausen heulend auf den Toiletten von Restaurants verbrachte.
»Am Tatort winkt mich Langleber zu sich. Ich erwarte einen Knüller von ihm. So ein Detail, das dich umhaut, wie in einem Fernsehkrimi. Da sagt er mir mit leiser Stimme: ›Der Mensch ist ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Übermensch.‹ Ich sage: ›Wie bitte?‹ Er fährt fort: ›Ein Seil über einem Abgrunde.‹«
»Das stammt von Nietzsche. *Also sprach Zarathustra*.«
»Das hat er mir auch gesagt. Aber wer außer diesem Blödmann hat schon Nietzsche gelesen?« Lächelnd fuhr er fort: »Und außer dir natürlich!«
Jeanne lächelte ebenfalls. Die Krise war vorüber.
»Du hättest ihm antworten sollen: ›Was groß ist am Menschen, das ist, dass er eine Brücke und kein Zweck ist.‹ So geht der Absatz weiter. Aber ich gebe zu, dass Nietzsche für die Ermittlungen nicht viel bringt.«

»Mir gefällt die Geste, die du gerade gemacht hast.«
»Welche Geste?«
»Wenn du dir den Nacken massierst.«
Jeanne errötete. Taine sah sich um, wie um sicherzugehen, dass ihn niemand hören könne. Dann beugte er sich zu ihr vor:
»Wie wär's, wenn wir zusammen zu Abend essen würden?«
»Bei Kerzenschein und Champagner?«
»Warum nicht?«
Die Speisen wurden aufgetragen. Tournedos Rossini für Taine, Thunfisch-Carpaccio für Jeanne. Sie schob ihren Teller zurück.
»Ich glaube, ich werde gleich mit einem Tee weitermachen.«
»Und das Abendessen?«
»Hast du dein Glück nicht schon mal versucht? Mehrmals sogar?«
»Audrey sagt immer: ›Lassen wir die Vergangenheit auf sich beruhen.‹«
Jeanne lachte laut auf. Sie mochte diesen Typen. Er war keiner dieser abgebrühten Aufreißer, die ihre Durchtriebenheit hinter einer heuchlerischen Fassade zu verbergen suchten. Im Gegenteil, hinter seinem Lachen spürte man eine echte Freigiebigkeit. Dieser Mann hatte etwas zu geben. Dieser Gedanke zog einen anderen nach sich.
»Entschuldige.«
Sie kramte in ihrer Tasche nach dem Handy. Keine Nachricht. *Verdammter Mist.* Sie spürte einen bitteren Geschmack auf der Zunge und schluckte. Die eigentliche Frage lautete: Weshalb erwartete sie noch immer diesen Anruf? Alles war vorbei. Aber sie wollte es nicht wahrhaben.

## 6

Auf der Rückfahrt musste Jeanne an Taines Fall denken. Sie war neidisch. Neidisch auf diese Ermittlungen. Fasziniert von der Grausamkeit des Mordes. Von der Spannung und der Komplexität dieser Ermittlung. Sie war Ermittlungsrichterin geworden, weil sie Bluttaten aufklären wollte. Insgeheim wünschte sie sich nichts mehr, als Serienkiller zur Strecke zu bringen. Ihren mörderischen Wahn zu entschlüsseln. Die Grausamkeit im Reinzustand zu bekämpfen.
In den fünf Jahren, in denen sie am Landgericht Nanterre tätig war, hatte sie lediglich die schäbigen kleinen Fälle bearbeitet. Drogenhandel. Eheliche Gewalt. Versicherungsbetrug. Und wenn sie mal in einem Mordfall ermittelte, war das Motiv immer Geld, Alkohol oder gewöhnlicher Hass, der in eine Affekttat mündete ...
Sie überquerte die Porte Maillot und bog in die Avenue Charles-de-Gaulle, Richtung Pont de Neuilly ein. Es herrschte dichter Verkehr. Sie kam nur langsam voran. Jeanne spürte, wie ihr Gedächtnis zu arbeiten begann. Der Fall von François Taine weckte eine Erinnerung. Die schlimmste von allen. Diejenige, die ihre Berufswahl, ihre Einsamkeit, ihre Faszination für Bluttaten erklärte.
Sie umklammerte das Lenkrad, bereit, sich der Vergangenheit zu stellen. Wenn sie an Marie, ihre ältere Schwester, dachte, fiel ihr immer ein Versteckspiel ein. Eines, das nicht zu Ende gegangen war. Im Wald des Schweigens ...
Tatsächlich war nichts dergleichen geschehen, aber in ihrer Erinnerung hatte sie, Jeanne, damit angefangen. Sie zählte, die Hände vor den Augen und die Stirn an einen Baumstamm gelehnt. Und sie sah die Ereignisse noch einmal vor ihrem inneren Auge, während ihre Stimme flüsternd skandierte:
1, 2, 3 ...
Eines Abends war die damals siebzehnjährige Marie nicht nach Hause gekommen. Ihre Mutter, die die beiden Mädchen allein großzog, war beunruhigt und hatte Freundinnen ihrer Tochter angerufen. Niemand hatte sie gesehen. Niemand wusste, wo sie war. Jeanne war im monotonen Rhythmus dieser Telefonate eingeschlafen. Um die Angst zu vertreiben, zählte sie mit leiser Stimme. 10, 11, 12 ... Sie war acht Jahre alt. Ihre Schwester hatte sich versteckt. Es war ein Spiel, mehr nicht.
Am nächsten Morgen waren Männer gekommen. Sie hatten vom Bahnhof von Courbevoie gesprochen, von einer Tiefgarage. Marie war in dieser Schattenzone gefunden worden. Die Polizisten glaubten, die Leiche sei am frühen Morgen dort abgelegt worden, nachdem das Mädchen an einem anderen Ort ermordet wurde ...
Jeanne hörte nichts mehr. Weder die Schreie ihrer Mutter noch die Worte der Polizisten. Sie zählte lauter. 20, 21, 22 ... Das Spiel ging weiter. Sie musste nur die

Augen geschlossen halten. Wenn sie sie öffnete, würde sie ihre Schwester wiedersehen.
Sie hatte sie drei Tage später auf dem Kommissariat wiedergesehen. Ihre Mutter war ohnmächtig geworden. Die Polizisten hatten sich um sie gekümmert. Jeanne hatte heimlich die Akte aufgeschlagen. Die Fotos von der Leiche: der Körper, verdeckt vom Geländer, Arme und Beine verkehrt herum, aufgeschlitzter Bauch mit heraushängenden Eingeweiden, weiße Socken, Ballerinaschuhe für kleine Kinder, Reifen.
Jeanne hatte die Szene nicht vollständig in sich aufgenommen. Die Körnung der Abzüge. Schwarz-weiß. Die blonde Perücke, die das Gesicht ihrer Schwester bedeckte. Aber sie hatte den Bericht gelesen. Dort stand, Marie sei erdrosselt worden – sie wusste nicht, was das bedeutete. Sie sei entkleidet worden. Sie sei aufgeschlitzt worden – noch so ein unbekanntes Wort. Die Arme und die Beine seien ihr abgetrennt worden, dann seien sie verkehrt herum angesetzt worden – die Beine am Schultergelenk und die Arme an der Basis des Rumpfes. Es stand auch da, der Mörder habe eine »makabre Inszenierung« vorgenommen. Aber was sollte das heißen?
31, 32, 33 ... All dies war *unmöglich*. Jeanne würde die Augen öffnen. Sie würde die Rinde des Baumes erblicken. Sich umdrehen und in den Wald des Schweigens eintauchen. Marie wäre da, irgendwo, im Unterholz. Sie musste weiterzählen. Die Zahlen respektieren. Ihr die Zeit lassen, um sich zu verstecken. Desto mehr Spaß würde es machen, sie aufzustöbern ...
Dann fand die Beerdigung statt. Jeanne hatte sie wie in Trance erlebt. Die Besuche der Polizisten, die dreinblickten wie geschlagene Hunde, ihr Ledergeruch, ihre hohl klingenden Phrasen. Dann der Absturz ihrer Mutter. Ein Jahr später, in der langsamen, kraftlosen Redeweise, die für unheilbar Suchtkranke typisch ist, hatte sie ihr gestanden, dass sie immer ihre Lieblingstochter gewesen war. *Du bist dem Chaos entsprungen, und aus diesem Grund habe ich dich immer lieber gehabt ...*
Jeanne und Marie hatten nicht denselben Vater. Maries Vater hatte sich aus dem Staub gemacht; nie wurde über ihn geredet. Jeannes Vater hatte sich ebenfalls davongemacht; auch ihn umgab eine undurchdringliche Mauer des Schweigens. Das Einzige, was von ihm zurückblieb, war sein Name: Korowa. Viele Jahre später hatte Jeanne ihre Mutter über ihren Vater ausgefragt. Er sei Pole gewesen, sagte sie. Ein Drogensüchtiger, der sich als Filmemacher ausgab und erzählte, er sei Mitglied der Schule von Łódź gewesen, der auch Roman Polański, Jerzy Skolimowski, Andrzej Zuławski angehörten ... Ein echter Frauenheld mit einer großen Klappe. Ende der siebziger Jahre sei der Mann in seine Heimat zurückgekehrt. Sie habe nie wieder von ihm gehört ...
Jeanne war die Frucht eines Hippie-Unfalls, wie er in den *Seventies* häufig vorkam. Zwei Drogenvögel waren sich bei LSD oder einem Heroin-Schuss nähergekommen und hatten miteinander geschlafen. Jeanne war gewissermaßen das Nebenprodukt

dieses Trips gewesen. Dennoch war sie laut Aussage der Mutter immer ihr Liebling gewesen. Und das wurde ihr jetzt zum Verhängnis. Denn Marie war tot, weil man sich nicht ausreichend um sie gekümmert habe. Das glaubte zumindest ihre Mutter. Es war also die Schuld ihres »Herzchens«, Jeannes. Ihres Lieblings. Jeanne war behütet und beschützt worden, während ihre Schwester verstümmelt worden war ... 43, 44, 45 ...

Mehr noch als die Ermordung Maries hatten diese Worte Jeannes Berufswahl bestimmt. Sie fühlte sich schuldig. Sie hatte eine moralische Verpflichtung. Gegenüber Marie. Gegenüber allen weiblichen Opfern von Verbrechen. Vergewaltigten Frauen. Geschlagenen Ehefrauen. Unbekannten Mordopfern. Sie würde Ermittlungsrichterin werden. Sie würde die Mistkerle finden und im Namen des Gesetzes Rache nehmen. 53, 54, 55 ...

Mit diesem Plan im Kopf hatte sie das Abitur gemacht. Mit dieser Obsession hatte sie ihren Master in Rechtswissenschaften erworben. Mit diesem festen Vorsatz hatte sie ein Vorbereitungsjahr am Institut d'études judiciaires verbracht, ehe sie die Nationale Hochschule für das Richteramt besucht hatte. Nach ihrem Studium war sie für ein Jahr nach Lateinamerika gegangen, um sich von diesem Druck zu befreien, aber das hatte nicht funktioniert. Sie war nach Frankreich zurückgekehrt. Sie hatte zwei Jahre in Limoges verbracht und drei in Lille, ehe sie in Nanterre gelandet war.

Zurück in der Île-de-France hatte sie die Ermittlungsakte zum Mord an ihrer Schwester ausgegraben – alles war in Courbevoie geschehen, dem Zuständigkeitsbereich des Landgerichts Nanterre. Sie hatte die Registratur aufgesucht, wo die Archivunterlagen der Staatsanwaltschaft aufbewahrt werden. Sie hatte die Akte gelesen, wiedergelesen, studiert. Aber der Groschen war nicht gefallen. Naiverweise glaubte sie, ihre kurze Erfahrung als Ermittlungsrichterin würde ihr helfen, die Hintergründe zu verstehen. Ein Indiz zu erkennen. Aber nein. Nicht der leiseste Hinweis. Und der Mörder war nie wieder aufgetaucht.

Der einzige Punkt, der ihr aufgefallen war, war die Bemerkung eines Journalisten des Magazins *Actuel.* Ein in die Akte hineingeschobener Zeitungsausschnitt vom Oktober 1981. Dem Mann waren Ähnlichkeiten zwischen der Inszenierung des Mörders und den »Puppen« des Künstlers Hans Bellmer aufgefallen. Das gleiche »verkehrte« Ansetzen der Gliedmaßen am Torso. Die gleiche blonde Perücke. Die gleichen weißen Söckchen und schwarzen Schuhe. Der gleiche Reifen ...

Jeanne hatte sich informiert. Bellmer war ein deutscher Maler und Bildhauer des 20. Jahrhunderts, der sich der Fotografie zugewandt hatte. Als sie zum ersten Mal seine menschengroßen Puppen gesehen hatte, war sie schockiert. Genau so hatte der Körper ihrer verstümmelten Schwester ausgesehen. Sie hatte mehrere Reisen unternommen. Museum of Modern Art in New York. Tate Gallery in London. Museen in Deutschland. Sie hatte das Centre Pompidou durchmessen. Sie hatte die Skulpturen, die Radierungen und die Zeichnungen betrachtet. Sie hatte geweint. Sie

hatte sich vorgestellt, auf den Spuren eines Mörders zu wandeln. Eines Psychopathen, der sich in jedem der Museen von diesen dämonischen Objekten inspirieren ließ. Jemand, der gleichsam von den wahnsinnigen Phantasmen eines anderen besessen und geradezu getrieben war, diese mit menschlichen Körpern umzusetzen.
Sie hatte Orte besucht, an denen der Künstler gelebt hatte. In Deutschland. In Frankreich – in Paris und in der Provence. Sie hatte sich an die nächstgelegenen Dienststellen der Polizei oder Gendarmerie gewandt. Sie suchte nach einer Spur von dem Mörder. Nach einem Detail, einem Indiz. Vergeblich!
Sie hatte sich schließlich damit abgefunden. Sie würde immer das kleine Mädchen bleiben, das, die Hände vorm Gesicht, flüsternd zählte. Dabei brannte sie darauf, der Wahrheit des Geschehens im Wald auf den Grund zu kommen. Nicht um ihre Schwester oder deren Mörder zu finden, sondern eine *Erklärung*. Eines Tages würde sie den Ursprung des Übels entdecken ...
67, 68, 69 ...
Jeanne schrak auf. Jemand hatte an die Scheibe geklopft. Sie sah sich um. Sie war mit dem Navigationssystem bis zum Gerichtsgebäude in der Avenue Joliot-Curie gefahren. Unwillkürlich hatte sie vor dem Gebäude angehalten.
Der Kopf eines Polizisten tauchte hinter der Scheibe auf.
»Sie können hier nicht stehen bleiben, Madame. Das ist ... Oh, Entschuldigung ... ich habe Sie nicht erkannt, Frau Richterin.«
»Ich ... Ich fahre in die Tiefgarage.«
Jeanne legte den ersten Gang ein und lenkte den Wagen in die Einfahrt zum Untergeschoss. Sie warf einen kurzen Blick in den Rückspiegel. Ihr Gesicht war tränenüberströmt.
Als sie in die Finsternis der Tiefgarage eintauchte, konnte sie endlich das fremdartige Geräusch im Fahrgastraum zuordnen. Es war ihre eigene Stimme, die zählte:
81, 82, 83 ...
Das kleine Mädchen am Fuß des Baumes.
Die Hände auf die Augen gepresst.

Als Jeanne ihr Büro betrat, teilte ihr Claire mit, dass sie einen neuen Antrag auf Einleitung eines Ermittlungsverfahrens bezüglich der Waffenlieferungen nach Osttimor erhalten hatte. Mit diesem Dokument wurde ihr der Fall von Amts wegen übertragen. Claire hatte eine Akte angelegt. Sie trug das Zeichen 2008 / 123.
Jeanne beschloss, sich in diesen Fall hineinzuknien. Schließlich war es auch hier zu einem Blutvergießen gekommen. Und wenn sie einige korrupte Beamte aus der politischen Landschaft entfernen könnte, war das auch nicht übel.
Sie zog ihre Vernehmungen am Nachmittag schnell durch. Um fünf verabschiedete sie Claire. Schaltete den Anrufbeantworter an und schloss ihre Tür ab. Dann vertiefte sie sich in die Akte. Die Mappe enthielt nur wenige Blätter. Eine Zusammenfassung der Ermittlungen, die im Jahr 2006 im Sand verlaufen waren, verfasst von einem Richter am Amtsgericht Pau. Ein maschinengeschriebener Bericht vom Februar 2008. Eine Mitteilung vom Finanzamt des Departements Hauts-de-Seine, das einige der in der Anzeige gemachten Angaben bestätigte.
Alles hatte im Mai 2006 begonnen.
Ein pensionierter Fluglotse verfolgte im Internet die Flugbewegungen französischer Frachtflugzeuge. Der Mann interessierte sich hauptsächlich für Waffenverkäufe. Er beobachtete in erster Linie den Luftverkehr auf den zivilen Flugplätzen, die sich in der Nähe von Rüstungsbetrieben befinden. Vor allem konzentrierte er sich auf Südwestfrankreich, seine eigene Region, wo EDS Technical Services, einer der Marktführer, seinen Sitz hat.
Im Mai 2006 war ihm ein merkwürdiger Flug aufgefallen. Eine Cessna 750 der Gesellschaft CITA mit dem Kennzeichen N543VP, die am 15. Mai vom Flughafen Joucas nördlich von Biarritz Richtung Banjul in Gambia gestartet war. Ein ungewöhnliches Ziel. Aber vor allem war von diesem Flugplatz kein weiteres Flugzeug mehr gestartet.
Der Mann hatte sich über die Gesellschaft CITA informiert. Erster Knüller: Es gab keine Gesellschaft dieses Namens. Im Internet hatte er die Route dieses geheimnisvollen Flugzeugs verfolgt. Das Flugzeug war nie in Banjul eingetroffen. Kaum in der Luft, mussten die Piloten ihre Funkfrequenzen geändert haben, dann hatten sie ein unbekanntes Ziel angesteuert.
Der Fluglotse hatte die Rechnungen, die er mit diesem Flug in Verbindung bringen konnte, unter die Lupe genommen. Alles war im Web gespeichert. Der Treibstoff. Das Auftanken. Die Gehälter der Piloten. Ein weiterer Knüller: Die gesamten Kosten waren von der Firma Noron getragen worden, einer Tochtergesellschaft von EDS Technical Services.
Der Spürhund war auf einen echten Skandal gestoßen. Französische Waffen waren heimlich in irgendeine Region der Erde transportiert worden. Er hatte an Bekannte

überall auf der Welt, die sich genauso leidenschaftlich für den Flugverkehr interessierten, E-Mails gesandt – ohne greifbare Ergebnisse. Sherlock Holmes war an seine Grenzen gestoßen.
September 2006. Er war mit seinen Unterlagen ins Polizeirevier von Pau gegangen. Glücklicherweise hatte der Polizist, der ihn empfing, seiner Geschichte aufmerksam zugehört. Und er leitete diese Unterlagen an die Staatsanwaltschaft Pau weiter. Ein Richter war eingeschaltet worden. Jemand, der alle erforderlichen Befugnisse besaß, um auf internationaler Ebene den Verbleib des Flugzeugs zu ermitteln. Ein Mann, der auch die Firma Noron zur Rechenschaft ziehen konnte. Ein weiterer Glücksfall: Der Richter, ein gewisser Vittali, hatte sich für die Akte begeistert.
Die Vernehmung von Jean-Louis Demmard, dem Geschäftsführer von Noron, einem Spezialisten für Telekommunikationsausrüstung, hatte nichts ergeben. Der Mann erinnerte sich nicht an den Flug. Er hatte versprochen, die Buchhaltungsunterlagen zu überprüfen. Aber es war nicht schwer, Dokumente zu fälschen – Flugpläne, Bestellscheine, Rechnungen –, um den Frachtflug vollkommen unverfänglich erscheinen zu lassen. Der Richter war voreilig gewesen. Nicht genug belastendes Material für eine erste Vernehmung ...
Parallel dazu hatten die internationalen Ermittlungen Früchte getragen. Im Februar 2007 erhielt Vittali neue Informationen über die Cessna: Das Flugzeug war am 15. Mai 2006 um 22.00 Uhr auf dem Dubai International Airport in den Vereinigten Arabischen Emiraten gelandet, um dort aufzutanken. Welches Ziel hatte es dann angesteuert? Es dauerte zwei weitere Monate, um diese Frage mit Sicherheit zu klären. Das Flugzeug mit dem Kennzeichen N543VP hatte am folgenden Tag Osttimor erreicht. Der unabhängige Staat liegt im Ostteil der zum Sunda-Archipel gehörenden Insel Timor, zwischen Indonesien und Australien. Das Flugzeug war nicht auf dem Flughafen der Hauptstadt Dili, sondern auf dem im Westen gelegenen zweiten Flughafen der Insel nahe der Stadt Baucau gelandet. Was befand sich in den Frachträumen des Flugzeugs?
Der Richter hatte es dabei bewenden lassen. Keine Vernehmungen, keine Durchsuchungen und keine Telefonüberwachung. Jeanne ahnte den Grund. Im Schnitt bearbeiteten Richter hundertfünfzig Fälle gleichzeitig. Erst nach sechs Monaten hatte Vittali Neues über das Flugzeug erfahren. In der Zwischenzeit hatte sich ein Berg von Akten auf seinem Schreibtisch angesammelt. Und da es weder Anzeigen noch konkrete Verdachtsmomente gab, hatte der Richter auf weitere Nachforschungen verzichtet. »Eine Akte jagt die nächste«, wie die Richter zu sagen pflegen.
Ende des ersten Aktes.
Der zweite hatte ein Jahr später, Ende Februar 2008, begonnen. Bei der Staatsanwaltschaft des Departements Hauts-de-Seine war ein anonymer Bericht eingegangen. Daraufhin beantragte diese die Einleitung eines

Ermittlungsverfahrens, dem die erste Akte aus Pau und Unterlagen der Steuerbehörden des Departements beilagen – ein Hinweis darauf, dass der anonyme Briefschreiber nicht nur die Tricks von EDS Technical Services kannte, sondern auch über die Mittel verfügte, um sich amtliche Schriftstücke zu beschaffen.
Als Einleitung enthüllte der anonyme Briefschreiber, was die Cessna geladen hatte. Maschinengewehre. Raketenwerfer. Granaten. Sturmgewehre. Über die letztgenannten Waffen machte das Dokument genauere Angaben: halbautomatische Waffen des Nato-Modells Scorpio 56 x 45 mm mit Visierhilfe und Laser-Zielmarkierer. Ein Produkt, das nur von EDS Technical Services hergestellt wurde.
Der anonyme Briefschreiber lieferte noch eine weitere Information. Die Scorpio war die Waffe, die man bei den Rebellen fand, welche am 11. Februar 2008 in Dili einen Mordanschlag auf den Präsidenten José Ramos-Horta verübt hatten. Der schwer verletzte Staatschef wurde in ein Krankenhaus in der australischen Stadt Darwin ausgeflogen und war mittlerweile wieder genesen.
Jeanne überlegte. Die Sache war heiß, sehr heiß sogar. Frankreich, verwickelt in einen Mordanschlag auf einen Friedensnobelpreisträger und Präsidenten einer strauchelnden Demokratie. Das würde für erhebliches Aufsehen sorgen.
Dennoch war sich Jeanne nicht sicher, ob überhaupt eine Straftat vorlag. Gegen Osttimor war kein Embargo verhängt worden. Daher war es auch nicht verboten, Waffen dorthin zu liefern. Das Problem war die Identität der Empfänger: Rebellen. Aber es konnte auch sein, dass die Waffen in falsche Hände geraten waren – dass sie ursprünglich an die reguläre Armee oder die Sicherheitskräfte verkauft worden waren, die hauptsächlich aus Australiern bestanden. Das würden jedenfalls die Führungskräfte von EDS behaupten. Jeanne malte sich ihre Vernehmungen aus. Von den besten Anwälten beratene und von Politikern geschützte Manager, die einem irgendeine Geschichte auftischen konnten. Realistisch betrachtet, blieb ihr nur die Möglichkeit, über ein internationales Rechtshilfeersuchen zu erreichen, dass ein Richter in Timor sich mit dem Fall befasste. Ein Schritt, der mehrere Jahre in Anspruch nehmen konnte.
Außerdem lag der Fall noch komplizierter.
Das dritte Dokument in der Akte.
Die Unterlagen der Steuerbehörden verliehen dem Ganzen noch eine weitere Dimension. Urkundenfälschung und politische Korruption. In dem anonymen Bericht hieß es, die Gesellschaft EDS Technical Services habe parallel zu dieser Waffenlieferung fast eine Million Euro an die Beratungsfirma RAS gezahlt. Und das Dokument der Steuerbehörden bestätigte, dass RAS mehrere Rechnungen an EDS Technical Services ausgestellt hatte. Dieses Unternehmen mit Sitz in Levallois-Perret im Departement Hauts-de-Seine stand im Verdacht, für verschiedene Gesellschaften, die sich um öffentliche Aufträge bemühten, gefälschte Rechnungen auszustellen. Jeanne fiel der ironische Beiklang des

Firmennamens auf, der zweifellos beabsichtigt war. »RAS« bedeutete in der Sprache der Militärs »*Rien à signaler*« – keine besonderen Vorkommnisse.
Alle kannten das System. Abgeordnete verlangten Geld als Gegenleistung für die Vergabe öffentlicher Aufträge an spezialisierte Unternehmen. Diese sicherten sich diese Aufträge, indem sie über Scheinfirmen das Geld in die Kasse der politischen Partei des Abgeordneten transferierten. Oder sie sorgten dafür, dass die Gelder über ausländische Konten oder Gesellschaften in Steueroasen direkt in die Taschen der Abgeordneten flossen. Mit solchen Mitteln finanzierten die politischen Parteien ihre Wahlkämpfe. In Frankreich waren diese Machenschaften in den Neunzigern durch den Fall Urba aufgedeckt worden: den ersten in einer langen Reihe, die alle – linke wie rechte – Parteien betroffen hatte.
In dem anonymen Schreiben hieß es weiter, die Firma RAS stehe einer neuen politischen Partei der Mitte nahe, der PRL (der Republikanischen Partei für die Freiheit). Jeanne hatte von dieser Partei gehört, vor allem bei den Kommunalwahlen im März letzten Jahres. Die Frage lautete nun: Welche Gefälligkeit hatte EDS Technical Services mit diesen Zahlungen beglichen? Die Antwort war einfach: Die Waffenlieferung nach Osttimor war durch Bernard Gimenez, der 2006 als Sicherheitsberater für das Verteidigungsministerium gearbeitet hatte, ermöglicht worden. Und Gimenez war zugleich einer der Gründer der PRL ...
Jeanne legte ihren Textmarker hin. *Du salzt. Du pfefferst. Du servierst uns den Braten schön heiß.* Reinhardt hatte Recht: Dies könnte sich als ein echter politischer Skandal entpuppen. Sofern man ins Schwarze traf und die Ermittlungen diskret durchführte. Jeanne hatte die Abhöraffäre am Gericht von Nanterre im Jahr 2004 hautnah miterlebt. Damals waren die Büros der Richter, die Alain Juppé verurteilt hatten, durchsucht, ihre Rechner durchstöbert und ihre Telefone abgehört worden – ganz zu schweigen von dem Druck, den Drohungen und anonymen Briefen ...
Aber das Wichtigste fehlte hier. Die Beweise. Wenn Jeanne sich dieser Sache annehmen würde, musste sie beweisen, dass Gimenez zum Zeitpunkt der Ausfuhr der Waffen im Verteidigungsministerium interveniert hatte. Sie musste beweisen, dass für die Rechnungen der RAS keine Gegenleistungen erbracht worden waren. Sie musste den Weg des Geldes von der Firmenkasse in die Parteikasse der PRL akribisch genau nachverfolgen. Und zweifellos auch den Fluss der Gelder in die Taschen von Bernard Gimenez. Das bedeutete, sich durch ein Gewirr von Firmen, Überweisungen auf schweizerische Nummernkonten, Geldtransfers in Steueroasen hindurchzuwühlen. Kurzum: eine gigantische Arbeit, die Jahre dauern würde, ohne dass der Erfolg garantiert war.
Jeanne war bereit, sich dahinterzuklemmen. Auch wenn sie wenig Hoffnung hatte. In Frankreich wurden solche Fälle nie erfolgreich abgeschlossen. Seit ihrer Studienzeit verfolgte sie die berühmten »Skandale der Republik«: gefälschte

Rechnungen, manipulierte Märkte, schwarze Kassen, Schutzgelderpressung, verdeckte Provisionen, fiktive Arbeitsverträge ... Kein einziges Mal hatte ein Richter gegen die Politiker gewonnen. *Kein einziges Mal*. Ja, es kam zu einem Skandal, der eine Zeitlang in den Medien hohe Wellen schlug. Dann geriet er in Vergessenheit. Wenn es – im günstigsten Fall – Jahre später zum Prozess kam, führten Mauscheleien zwischen Justiz und Politik dazu, dass beide ungeschoren davonkamen. Wie sang Alain Souchon: *Les cadors on les retrouve aux belles places, nickel* ...1 Sie hob den Hörer ab und rief bei der achten Hauptabteilung der Kripo an, die für Urkundenfälschung zuständig ist. Sie kannte dort Kommissar Éric Hatzel, der auch »Bretzel« oder »Facturator« genannt wurde, weil er in der Lage war, Buchführungen zu entschlüsseln, die sonst niemand durchschaute.
»Bretzel? Hier Korowa.«
»Wie geht's dir, Korowa?«
»Nicht schlecht. Ich bin an einer Sache dran. Ich faxe dir den vorläufigen Ermittlungsantrag, und du sagst mir, was du davon hältst.«
»Jeanne, ich schwöre dir, wir sind total überlastet ...«
»Lies erst mal.«
»Worum geht's?«
»Nicht am Telefon. Lies und ruf mich zurück.«
»Womit willst du anfangen?«
»Telefonüberwachungen. Eine ganze Latte.«
»Das auch noch! Ich hab kein Team frei und ...«
»Lies das Fax. Und dann schau in deine Mails. Du bekommst von mir die Liste der Typen, die du abhören sollst. Ich mache ihre Adressen und Telefonnummern ausfindig. Was die anderen anlangt, sieh zu, wie du zurechtkommst.«
Jeanne legte auf. Sie war es nicht gewohnt, Telefonüberwachungen anzuordnen. Eine extrem aufwendige Maßnahme. Festnetzbetreiber mussten dazu gebracht werden, Umleitungen zu schalten. Man musste sich mit Mobilfunkanbietern verständigen. Und Jeanne wollte noch mehr: Mikrofone in den Büros, Wanzen in Privatwohnungen. Sie würde den SIAT (den interministeriellen technischen Hilfsdienst) einschalten. Eine Handvoll Männer, die die Wanzen diskret installierten. Polizisten transkribierten dann die interessanten Passagen der Aufzeichnungen und legten sie dem Richter in Form von Protokollen vor.
Und dieser ganze Aufwand mündete oft in einer Sackgasse. Oder aber die Ergebnisse der Maßnahme durften gerichtlich nicht verwertet werden, weil sie durch einen unverhältnismäßigen Eingriff in die Privatsphäre erlangt worden waren. Das war die Standardargumentation der Anwälte der Beklagten. Es ließ sich leicht nachweisen, dass mit einem in einer Wohnung installierten Mikrofon nicht nur ein oder zwei verdächtige Gespräche abgehört worden waren, sondern das Privatleben des Betroffenen umfassend ausgeforscht wurde. Daher war die vom Ermittlungsrichter angeordnete Maßnahme mit einem Mal rechts widrig. Er hatte

seine Befugnisse überschritten, und damit war der Fall erledigt. Jeanne wollte dieses Risiko eingehen. Jedenfalls wusste sie nicht, wie sie anders vorgehen sollte. Während sie auf Bretzels Rückruf wartete, wählte sie sich ins Internet ein und recherchierte Adressen und Telefonnummern der Personen, die sie abhören lassen wollte. Berufliche und private. Nebenbei überprüfte sie ein weiteres Detail. Ein Detail, das sie von Anfang an im Kopf hatte. Sie schrieb ihre E-Mails und vertiefte sich erneut in die Akte.
Eine halbe Stunde später läutete ihr Telefon. Das stationäre. 19.30 Uhr. Ein Klingeln. Eine Pause von einer Minute. Dann ein weiteres Klingeln. Jeanne hob ab: Es war tatsächlich Bretzel. Sie hatten diesen Code verabredet, um sich gegen lästige Anrufer zu schützen. Die Journalisten hatten es sich angewöhnt, Richter und Staatsanwälte nach 19.00 Uhr anzurufen, um sie direkt und nicht ihre Mitarbeiter an die Strippe zu bekommen.
»Heiße Sache«, sagte Bretzel. »Bin dabei.«
Seine Stimme bebte vor Aufregung.
»Ich komme Montag vorbei, um die richterlichen Anordnungen abzuholen. Heute Abend beginne ich schon mal mit der Überwachung der Handys und der Festnetzanschlüsse. Morgen, Samstag, werden wir die Büros verwanzen. Wir werden ungestört sein. Ich schicke auch Leute nach Pau, um die Räumlichkeiten der Firmen zu verwanzen.«
Jeanne lief ein Schauer über den Rücken. Dieses »Anwerfen der Kriegsmaschinerie« erzeugte auch in ihr einen Nervenkitzel. Und die Worte Bretzels bestätigten das, was sie bereits wusste: Dieser Mann hatte keine Angst. Er dachte weder an seine Karriere noch an seine Rente. Der Typ stand *auf ihrer Seite.*
»Aber etwas kann nicht stimmen. Der letzte Name auf deiner Liste, Antoine Féraud. Was hat er mit dieser Geschichte zu tun?«
Jeanne hatte diese Frage erwartet.
»Mach dir keine Gedanken. Ich kümmere mich darum.«
»Ist er Psychoanalytiker oder Psychiater?«
»Beides.«
»Hast du die Ärztekammer informiert?«
»Ich sag dir doch: Ich kümmere mich darum.«
»Verletzung des ärztlichen Berufsgeheimnisses. Du fährst glatt gegen die Wand, meine Gute.«
»Das ist mein Fall, okay? Keine Transkriptionen bei dieser Überwachung! Du schickst mir jeden Abend eine Kopie der rohen Daten auf einer CD. Das Original versiegelst du. Okay?«
»Was ist denn das für ein Kuddelmuddel?«
»Vertraust du mir oder nicht?«
»Wir werden seine Praxis morgen Nachmittag verwanzen.«
Als Jeanne auflegte, hatte sie einen trockenen Mund. Sie hatte soeben den

schlimmsten denkbaren Verstoß gegen die Strafprozessordnung begangen. Eine Todsünde für einen Richter.
Sie hatte den Psychoanalytiker von Thomas auf die Liste der abzuhörenden Personen gesetzt.
Sie kannte seinen Namen.
Sie hatte die Anschrift seiner Praxis im Telefonbuch gefunden.
Sie würde die Behandlungssitzungen von Thomas belauschen und erfahren, was in ihm vorging.

## 8

Sechs Tage waren vergangen. Nichts war so gelaufen wie erwartet. Am Samstag, den 31. Mai, hatte Bretzel bei Orange und France Télécom die richterlichen Anordnungen von Telefonüberwachungen vorgelegt. Die Leute vom SIAT hatten ihrerseits Wanzen im Büro von Bernard Gimenez in der Parteizentrale der PRL installiert – der Politiker hatte 2007 seinen Posten im Verteidigungsministerium aufgegeben und war nun wieder Schatzmeister seiner Partei. Auch in den Büros des Generalsekretärs Jean-Pierre Grissan und des Generaldirektors der Firma RAS, Simon Maturi, hatten sie Abhörvorrichtungen installiert. Für die Telefonüberwachung der Firmen EDS und Noron hatte Hatzel schon Freitagabend Männer nach Pau entsandt. Gemäß Paragraph 18 Absatz 4 des Strafgesetzbuches ist ein Ermittlungsrichter befugt, Polizeibeamte an jeden beliebigen Ort in Frankreich zu entsenden, wenn dies der »Aufdeckung der Wahrheit« förderlich ist. Die Büros des Noron-Chefs Jean-Louis Demmard und des Geschäftsführers von EDS, Patrick Laiche, waren am Wochenende verwanzt worden. Man hatte die Festnetzleitungen umgeleitet und die Handys mit einem Server verbunden.

Am Dienstag, den 3. Juni, hatte Jeanne die ersten Transkriptionen erhalten. Einige Blätter. Dabei war nicht das Geringste herausgekommen. Kein verdächtiges Gespräch. Keine Anspielungen auf eine mögliche Einflussnahme. Noch weniger auf Geldüberweisungen oder -übergaben. Kein kryptisches Vokabular, das auf die Verwendung eines Codes hindeutete. Diese Verdächtigen kommunizierten auf eine andere Weise, dessen war sich Jeanne sicher.

Am gleichen Tag hatte sie sich an die Informatik-Abteilung gewandt, um Kopien der E-Mails der Verdächtigen zu erhalten. Ebenfalls ohne Ergebnis. RAS machte seinem Namen alle Ehre. Dennoch spürte Jeanne instinktiv, dass die Machenschaften weitergingen. Vielleicht waren diese Männer über die Telefonüberwachung informiert worden. Bretzel war vertrauenswürdig, ebenso wie die Männer des SIAT. Aber es gab immer undichte Stellen. Die Justiz ist die Verwaltungsinstanz mit den meisten undichten Stellen.

Tatsächlich interessierte sich Jeanne Korowa seit Beginn ihrer großangelegten Ermittlungsarbeiten für einen anderen Aspekt der Abhörmaßnahmen. Die Aufzeichnungen aus der Praxis von Antoine Féraud, dem Psychoanalytiker von Thomas, die sie seit Montagabend erhielt. Zwei CDs – ein versiegeltes Exemplar und eine Kopie zum Anhören –, in einem Kraftpapierumschlag, der ihren Namen trug und jeden Abend unter ihrer Wohnungstür durchgeschoben wurde. Sämtliche Behandlungssitzungen eines Tages wurden aufgezeichnet.

In dieser Hinsicht war die Ausbeute sehr reichhaltig gewesen.

Genaugenommen, allzu reichhaltig.

Jeanne kannte die Tage und die Uhrzeiten der wöchentlichen Sitzungen von

Thomas. Montag, 14.00 Uhr. Mittwoch, 15.30 Uhr. Gleich am ersten Abend hatte sie die CD vom Montag auf ihrem Rechner abgespielt, bis sie die Stimme von Thomas wiedererkannte. Da hatte sie die Informationen erhalten, nach denen sie suchte.
Thomas hatte nicht eine, sondern zwei Geliebte. Er sprach von Heirat und Kindern, konnte sich aber noch nicht zwischen den beiden Frauen entscheiden.
Er meinte, er sei jetzt in dem Alter, um sich zu binden, um etwas aufzubauen.
Aber Jeanne gehörte nicht zum Casting. Nicht ein Mal hatte Thomas sie erwähnt. Sie war nicht Teil der Gegenwart und erst recht nicht der Zukunft. Sie war nur eine der Frauen, an denen er seinen Trieb befriedigt, seinen Eroberungsdurst gestillt hatte – seine »Eier geleert« hatte, wie die Männer feinfühlig zu sagen pflegten –, um jetzt als satter, ruhiger Krieger in den Stand der Ehe zu treten. Was die beiden Heiratskandidatinnen anlangte, so waren beide noch keine fünfundzwanzig Jahre alt.
Jeanne hatte diese Passage zehn Mal abgespielt, weinend, tobend, fluchend. Wie hatte sie nur so viel Zeit, so viel Hoffnung in diesen Mistkerl stecken können? In derselben Nacht hatte sie seine Briefe zerrissen, seine Fotos weggeworfen, seine E-Mails gelöscht und seine Nummer aus dem Speicher ihres Handys entfernt. Sie hätte nicht sagen können, ob es ihr danach besser ging, aber wenigstens hatte sie jetzt reinen Tisch gemacht.
Dennoch hatte sie den Mittwochabend in fiebriger Anspannung und mit einer vagen Hoffnung erwartet. Diese verdammte Hoffnung, die den Frauen das Grab schaufelt. Vielleicht würde er sie ja bei der nächsten Sitzung erwähnen! Von wegen. Die neue CD bestätigte die Diagnose. Zwei junge Frauen, Heirat mit einer von beiden. Und noch immer kein Wort über sie. *Die Alte.*
Da waren Jeanne die ersten Anzeichen einer Entwicklung aufgefallen. Sie hatte bereits am Montagabend begonnen ... In gewisser Weise war die erste Aufzeichnung von einer heilsamen Brutalität gewesen. Eine Katharsis. Schmerzhaft, aber befreiend. *Sie musste ihren Weg gehen.*
Jetzt zeichnete sich ein anderer Prozess ab. Unter dem Einfluss einer krankhaften Neugierde hatte sich Jeanne schon am Dienstag dazu hinreißen lassen, auf ihrem Rechner die anderen Sitzungen anzuhören, während sie in ihrem Wohnzimmer stehend ihren Reis aß. Die Stimmen. Die Geheimnisse der Patienten.
Dabei hatte eine Stelle sie besonders nachhaltig beeindruckt. Ein Priester, der etwa fünfzig Jahre alt sein mochte:
»Mein Glaube schwindet, Doktor. Ich kann nur mit Ihnen darüber sprechen. Die Stärke meiner Überzeugungen lässt nach ... Als ob sie sich verzehrte. Eine Kerze, die brennt, aber immer an einem bestimmten Punkt erlischt ...«
»An welchem Punkt?«
»Bis zum Tod Christi glaube ich alles. Aber danach geht nichts mehr. Die späteren Wunder kann ich nicht glauben. Die Auferstehung. Die Rückkehr Jesu zu den

Aposteln. Unmöglich.«
»Ihr Glaube endet also bei der Kreuzigung?«
»Ja, bei der Kreuzigung.«
Schweigen.
»Haben Sie viele Geschwister?«
»Sieben. Im Elsass. Wir haben oft darüber gesprochen: Ich habe eine glückliche Kindheit gehabt.«
»Aber Ihr Vater hat das Neugeborene systematisch bevorzugt.«
»Doktor, das ist nie ein Problem für mich gewesen. Ich war der Älteste. Ich hatte Verständnis für diese Neigung meines Vaters. Im Übrigen kam mein Glaube zu früh. Ein Glaube, der mich erfüllt hat und mich dazu brachte, sehr früh von zu Hause fortzugehen.«
Antoine Féraud schwieg. Der Priester schnalzte mit den Lippen. Bestimmt hatte er einen trockenen Mund. Jeanne kannte dieses Gefühl gut. Da man mit dem Kopf auf dem Kissen liegend sprechen musste, hatte man keinen Speichel mehr im Mund und zu viel Blut im Kopf.
»Ein Glaube, der mit der Kreuzigung Christi endet«, wiederholte Féraud.
»Und?«
»Sie erinnern sich doch bestimmt an die letzten Worte Jesu, oder?«
Erneutes Schweigen. Dann die Stimme des Priesters, der, geschlagen, äußerte:
*»Vater, warum hast du mich verlassen?«*
Jeanne lächelte, noch immer in ihrer kleinen Reisschüssel herumstochernd. *Gut gemacht, Féraud* ... Sie stellte sich die Praxisräume vor. Der lackierte Parkettboden. Ein marokkanischer Kelim. Goldbraune Farbtöne. Bücher auf Regalen. Ein Sessel in der Nähe der Couch, mit dem Rücken zum Fenster. Ein schräg stehender Schreibtisch, noch etwas weiter weg.
Nicht alle Sitzungen waren interessant. Aber sie waren immer abwechslungsreich. Es gab diejenigen, die es eilig hatten und die Stunde vorzeitig beendeten. Die Redseligen, die ununterbrochen laberten. Die Schweigsamen, die pro Minute nur ein oder zwei Worte äußerten. Die Rationalen, die in einem fort analysierten und ihre Erinnerungen und Phantasien einordneten. Die Dichter, die sich von Wörtern und Emotionen einlullen ließen. Die Nostalgiker, die sich in wehmütigem Tonfall über ihre Vergangenheit ausließen. Die Querköpfe, die nur ungern kamen und den Eindruck vermittelten, jede Sitzung sei die letzte ...
Sie hörte zu. Und hörte noch immer zu.
»Ich onaniere pausenlos, wenn ich an sie denke«, sagte eine tiefe Stimme. »Dabei habe ich ihr letztes Jahr den Laufpass gegeben. Und ich habe sie seit drei Jahren nicht mehr angerührt! Woher kommt dieses plötzliche Begehren? Woher diese Obsession, obwohl ich nichts mehr von ihr hören wollte?«
»Nicht das Onanieren an sich erregt Sie«, erwiderte Féraud. »Ihr Schuldgefühl bereitet Ihnen Lust. Beim Onanieren streicheln Sie Ihr schlechtes Gewissen und

nicht den Körper dieser Frau. Ihr Vergehen erregt Sie. Sie fühlen sich schuldig, und das gefällt Ihnen. Das törnt Sie an.«
Jeanne amüsierte sich prächtig. Sie kannte dieses psychotherapeutische Gerede in- und auswendig. Zwei Jahre lang hatte sie solche rätselhaften Kommentare über sich ergehen lassen, die jedoch manchmal ins Schwarze trafen. Jedenfalls zwangen sie einen dazu, nachzudenken, sich seinen dunklen Seiten zu stellen, um dort eine neue Wahrheit zu entdecken.
Am meisten faszinierte sie die Stimme von Antoine Féraud. Nicht sehr tief, aber männlich und rau. Er hatte auch eine besondere Aussprache. Eine feierliche Langsamkeit, die jedem Wort einen Rhythmus, etwas Feierliches verlieh. Und vor allem besaß sie Wohlklang. Seine Stimme war sanft, betörend, wie ein Balsam für die Seele ...
Auf drei CDs – Montag, Dienstag, Mittwoch – hatte Jeanne bereits die wohltuende Wirkung dieser Stimme gespürt. Sie hatte ein Ritual entwickelt. Jeden Abend tauchte sie in die Dunkelheit ein, machte es sich auf ihrem Sofa bequem und legte ein Headset an. Von der Finsternis umfangen, gab sie sich diesem verführerischen Wohlklang hin. Die Stimme schmeichelte sich in sie ein, öffnete ihr das Herz und weitete es.
Am Vorabend hatte Jeanne sogar gespürt, wie etwas in ihr aufgebrochen war. Eine verstörende Anwandlung ... Sie hatte die Hand in ihre Boxershorts gleiten lassen und sich gestreichelt, während die CD mit den aufgezeichneten Sitzungen ablief. Schon bedauerte sie es, alles zu beschmutzen. Diese Stimme, die ihr ein reines Gefühl einflößte, zu beschmutzen ...
Am Donnerstag, den 5. Juni, blieb sie morgens ewig unter der Dusche und beschimpfte sich mit leiser Stimme. Allein in der dunklen Wohnung onanieren, während man der Stimme eines Psychotherapeuten lauschte. Wirklich ergreifend ... Sie trocknete sich ab, kämmte sich. Die Dunstschicht auf dem Spiegel löste sich auf. Sie hatte es nicht eilig, ihr Gesicht zu sehen. Ein Ausdruck der Anspannung. Fahler Teint. Trotz allem war sie attraktiv. Die von Sommersprossen überzogene weiße Haut. Hohe Wangenknochen. Und diese grünen Augen, die an guten Tagen wie Achate funkelten. Einmal hatte Thomas sie mit Absinth verglichen, jenem Getränk, das im 19. Jahrhundert groß in Mode war und auch »die grüne Fee« genannt wurde. Über dem Glas mit dem entzündeten hellgrünen Alkohol ließ man ein Stück Zucker schmelzen. Obwohl Thomas nicht gerade poetisch veranlagt war, waren ihm diese Ähnlichkeiten aufgefallen. Das Grün für die Augen. Die Flamme für den Rotton. Was die Trunkenheit anlangt ... An jenem Abend hatte er geflüstert: »Du bist meine grüne Fee ...« Die Metapher hatte im Bett geendet. Jeanne war sich sicher, dass er das alles aus einem Magazin hatte, dennoch erinnerte sie sich mit Vergnügen daran.
Sie kam mit feuchten Haaren aus dem Bad. Trank den Kaffee, den sie sich zubereitet hatte. Knabberte an einer Scheibe Vollkornbrot. Schluckte ihre

Tagesdosis Trevilor 0,75 mg. Öffnete ihren Kleiderschrank und entschied mit einem raschen Blick, was sie anziehen würde. So wie man eine Uniform auswählt.
Weiße Jeans.
Weiße Bluse mit schwarzen Motiven.
Leinenjacke.
Und Schuhe von Jimmy Choo, spitz wie Dolche.
Sie nahm ihre Schlüssel, ihre Handtasche und ihre Aktentasche und schlug die Tür mit Gewalt zu.
An die Arbeit.
Akten. Vernehmungen. Gegenüberstellungen.
Schluss mit dem ganzen Blödsinn von Stimmen ohne Gesicht, Balsam für die Seele, nächtlichen Liebkosungen.

## 9

Als sie im Gerichtsgebäude das Stockwerk betrat, auf dem ihr Büro lag, spürte sie gleich, dass etwas nicht stimmte. Zwei Polizisten standen mit dem Rücken zu ihr im Flur. Athletische Schultern. Rote Armbinden. Eine deutlich sichtbare Automatik im Gürtel. Etwas Ernstes.
Einer von ihnen drehte sich um. Sie erkannte das schlecht rasierte, leicht pausbäckige Gesicht von Kommissar Patrick Reischenbach, einem Teamleiter bei der Mordkommission. Seine Haare glänzten von Gel. Hastig versuchte sie ihr eigenes, noch feuchtes Haar zu zerzausen. Vergeblich.
»Hallo«, sagte sie lächelnd. »Was machen Sie da?«
»Wir holen Taine ab.«
Jeanne wollte schon nachfragen, als Taine, frisch rasiert, aus seinem Büro trat, sein Sakko überstreifend, in der anderen Hand seine Aktentasche. Seine Assistentin folgte ihm auf den Fuß.
»Was ist los?«, fragte Jeanne.
»Es gibt ein neues Opfer.« Taine bewegte die Schultern, bis das Sakko richtig saß. »Ein weiterer Mord. Der Kannibale. Ich fahre hin. Es ist im Departement Seine-Saint-Denis. Die Staatsanwaltschaft Bobigny hat den Fall an uns abgegeben.«
Jeanne betrachtete die Gruppe. Der unergründliche Reischenbach. Der zweite Polizist, den sie nicht kannte, genauso verschlossen. Taine wie gewöhnlich mit eisiger Richtermiene. Seine Assistentin, hinter ihm, mit dem gleichen Gesichtsausdruck. *Eine sehr ernste Sache.*
»Okay«, sagte Taine, der Jeannes Gedanken las. »Willst du mitkommen?«
»Darf ich?«
»Kein Problem.« Er blickte auf seine Uhr. »Es ist in Stains. Wir machen uns den Spaß und sind zum Mittagessen wieder zurück.«
Jeanne eilte in ihr Büro. Warf einen Blick auf ihre Akten. Erteilte Claire Anweisungen und lief zum Aufzug, wo die anderen auf sie warteten.
Seit dem Morgengrauen hatten sich die Wolken zusammengebraut. Jetzt regnete es. Ein schöner sommerlicher Guss. Warm. Grau. Befreiend. Die Tropfen krachten wie China-Böller auf den Gehsteig. Der Himmel glich einem riesigen Schirm aus moiriertem dunklem Stoff, in den der Wind hineinfuhr und dabei wandernde Skulpturen aus Wasserdampf bildete, die sich ständig neu formten.
Ein als Privatwagen getarntes Polizeiauto erwartete sie in der Avenue Joliot-Curie. Der Kollege von Reischenbach, ein gewisser Leroux, setzte sich ans Steuer. Der Kommissar nahm neben ihm Platz. Die Richter und die Assistentin setzten sich auf die Rückbank.
Noch bevor der Peugeot losfuhr, fragte Taine:

»Ihr Name?«
»Das Opfer heißt Nelly Barjac. Achtundzwanzig Jahre.«
»Ihr Job?«
»Technikerin in einer Firma für medizinische Analysen. Sie wurde in der Tiefgarage der Firma getötet.«
Jeanne saß rechts, gepresst an die Schulter der Assistentin in der Mitte.
»Sie wurde mitten in der Nacht umgebracht«, fuhr Reischenbach fort. »Sie arbeitete bis spät abends und ging als Letzte. Der Mörder muss ihr unten aufgelauert haben. Er hat sie in dem Moment überrascht, als sie in ihre Kiste stieg.«
»Hat er sie an Ort und Stelle getötet?«
»Nicht ganz. Er hat sie in ein anderes, tiefer gelegenes Untergeschoss geschleppt. Offenbar kannte er sich aus. Entweder er arbeitet dort, oder er hat sich genauestens mit den Örtlichkeiten vertraut gemacht. Jedenfalls ist er den Überwachungskameras ausgewichen.«
»Wer hat die Leiche entdeckt?«
»Ein Wachmann, sehr früh am Morgen. Es regnete. Er hat die unterirdischen Abschnitte, über die das Regenwasser abfließen soll, überprüft. Es hat eine Zeitlang gedauert, bis er erkannt hat, dass es sich bei dem Opfer um einen Menschen handelte.«
Nach jeder Antwort schwieg Taine einen Moment. Als würde er die Informationen in einer bestimmten Schublade seines Gehirns verstauen. Jeanne hörte zu, während sie gleichzeitig versuchte, sich in der Pariser Vorortzone zu orientieren. Unmöglich. Straßen. Schilder. Zahlen. Alles im Regen verschwommen. Der Himmel schien sich auszudehnen. Angeschwollen wie ein grauer Schwamm. Manchmal durchzuckte ein Blitz die Landschaft.
Der Fahrer machte einen großen Bogen um Paris und fuhr von Norden her nach Seine-Saint-Denis hinein. Der Bildschirm des Navigationssystems, das am Armaturenbrett befestigt war und das in kurzen Abständen die einzuschlagende Richtung anzeigte, war das einzige Klare in diesem Unwetter.
»Was für ein Unternehmen ist das genau?«
Reischenbach zog ein Notizbuch aus seiner Jacke und setzte dann eine Brille auf.
»Eine Firma für Zellgenetik. Sie führen Untersuchungen an Embryonen durch. Ich weiß nicht genau, was das für Analysen sind.«
»Meine Frau hat auch mal eine solche Untersuchung machen lassen«, warf der Fahrer ein. »Man will herausfinden, ob sich der Fetus normal entwickelt.«
»Eine Amniozentese.«
Alle Blicke richteten sich auf Jeanne. Sie fuhr fort, wobei sie sich bemühte, locker zu klingen – vor allem nicht schulmeisterlich:
»Der Gynäkologe entnimmt aus dem Uterus der Schwangeren eine geringe Menge Fruchtwasser. Anschließend werden abgeschilferte Zellen des Fetus oder der Fetalmembran isoliert und angezüchtet, woraufhin die Chromosomen analysiert

werden, um den Karyotyp der Leibesfrucht zu bestimmen.«
Taine fragte, während er nach draußen blickte, als würde ihn die Antwort nicht interessieren:
»Was ist ein Karyotyp?«
»Die Chromosomenkarte eines Kindes. Die dreiundzwanzig Chromosomenpaare, die seine weitere körperliche Entwicklung festlegen. Dies ermöglicht es, eine eventuelle Anomalie auf einem der Paare zu entdecken. Wie beispielsweise die Trisomie 21. In Paris wird diese Untersuchung nur von ganz wenigen Laboren durchgeführt. Wie heißt dieses?«
Reischenbach sah in seinem Notizbuch nach und wandte sich dann Jeanne zu:
»Pavois. Kennen Sie es?«
Jeanne schüttelte den Kopf. Beinahe hätte sie noch hinzugefügt, dass sie solche Probleme nicht hatte. Dass sie nicht schwanger war. Dass sie keinen Typen hatte. Und dass ihr Leben scheiße war. Aber sie verkniff es sich. Sie war hier als Richterin. Das war nicht der geeignete Zeitpunkt, anderen sein Herz auszuschütten.
»Das erste Opfer«, fuhr Taine, an einen der beiden Polizisten gewandt, fort, »arbeitete in einer Betreuungsstätte für entwicklungsgestörte Kinder, oder?«
»Ja. Kinder, die an ...« Reischenbach blätterte in seinem Notizbuch, »sogenannten tiefgreifenden Entwicklungsstörungen leiden.« Die Brille absetzend, fragte er Taine: »Glauben Sie, dass es eine Verbindung zwischen diesen entwicklungsgestörten Kindern und den Amniozentesen geben könnte?«
»Gibt es Ähnlichkeiten mit dem ersten Mord?«, fragte Taine zurück. »Ich meine, was den *Modus operandi* betrifft.«
»Alles stimmt überein. Eine Tiefgarage. Die Inschriften an den Wänden. Und natürlich die Leiche, die genauso zugerichtet wurde wie die erste.«
»Gibt es Ähnlichkeiten bei den Profilen der Opfer?«
»Das lässt sich noch nicht sagen. Man hat nicht einmal das Gesicht des zweiten ... vorher gesehen.«
Einen Moment schwiegen alle, und nur das Prasseln des Regens war zu hören. Jeanne blickte unverwandt nach draußen. Wie jedes Mal, wenn sie durch dieses Gewirr von Fabriken, Pavillons, Siedlungen fuhr, fragte sie sich: Wie konnte es nur *so weit* kommen?
Sie stellte sich vor, dass es eine Verbindung zwischen dem Mörder und diesen verwahrlosten Städten geben musste. Ballungsgebiete. Irgendwo in diesen Straßen waren die Orte, wo sich die Gewalttätigkeit des Mörders entladen hatte. Orte, wo Brände gelegt worden waren. 1, 2, 3 ... Man musste zum Zentrum dieses Labyrinths vordringen, in diesen großstädtischen Dschungel abtauchen, bis man den ursprünglichen Brandherd ausfindig gemacht hatte. 4, 5, 6 ... Begreifen, weshalb der Mörder in diesen Untergeschossen zuschlug, urzeitlichen Höhlen, in denen er einen Ritus zelebrierte. Eine Opferung ...
»Hat man schon begonnen, mögliche Zeugen zu befragen?«, fragte Taine.

»Gerade. Ich habe ein paar Leute hingeschickt. Sie vernehmen die Wachleute, die Nachbarn. Aber da gibt es wohl nicht viel zu holen. Es ist eine Industriezone. Nachts ist hier niemand. Jedenfalls geht der Mörder meines Erachtens mit kühlem Kopf ans Werk. Er plant alles akribisch, bevor er zuschlägt.«
»Gibt es was Neues über das erste Mordopfer? Ich habe noch immer nicht den Bericht des Rechtsmediziners bekommen.«
»Ich auch nicht. Heute Morgen habe ich mit dem Arzt gesprochen. Die Ergebnisse der toxikologischen und pathologischen Analysen sollen noch heute vorliegen. Aber vermutlich wird nichts Neues dabei herauskommen. Wir wissen bereits, dass der Mörder dem Mädchen die Kehle durchgeschnitten hat, es ausbluten ließ und bestimmte Teile seines Körpers verzehrte.«
»Und was ist mit möglichen Tatverdächtigen? Verwandte? Kollegen? Haben die Ermittlungen in ihrem Umfeld was gebracht?«
»Fehlanzeige. Das Mädchen hatte einen Verlobten. Wir haben ihn vernommen. Harmlos. Sie hat sich auch im Netz umgetan.«
»Kontaktbörsen?«
»Mehr oder weniger. Facebook. MSN. Wir gehen dem nach. Wir recherchieren auch in der anderen Richtung.«
»Das heißt?«
»Ausgehend vom Kannibalismus. Bescheuert, wie viele Websites sich damit befassen. Alle auf Englisch. Foren, verrückte Chats, Anzeigen, die für die Teilnahme an Zerstückelungspartys werben, Rezepte für die Zubereitung von Menschenfleisch. Und selbst Kandidaten, die sich Amateurkannibalen zum Verspeisen anbieten! Wahnsinn! Tausende von Leuten wollen von anderen gefressen werden.«
Genau das hatte auch Armin Meiwes, der »Kannibale von Rotenburg«, bei seinem Prozess ausgesagt. Dieser Mann, der davon träumte, einen Artgenossen zu verzehren, hatte im Jahr 2001 im Internet einen Freiwilligen gefunden, Bernd Jürgen Brandes.
In der Nacht vom 9. auf den 10. März 2001 hatte ihm Meiwes vor laufender Kamera den Penis abgeschnitten, den sie gemeinsam verspeisten. Anschließend hatte Meiwes Brandes die Kehle durchgeschnitten, ihn zerstückelt und Teile des Leichnams verzehrt, wobei er das, was er tat, mit lauter Stimme vor der Kamera kommentierte.
»Irgendwas gefunden?«, fuhr Taine fort.
»Nichts. Meiner Meinung nach ist das alles Bluff. Und es ist schwer, diejenigen aufzuspüren, die für diesen Blödsinn verantwortlich sind. Jedenfalls führt keine Spur zu Marion Cantelau, dem ersten Opfer. Sie hatte nichts mit diesen Durchgeknallten zu tun. Nein, meiner Ansicht nach war sie zur falschen Zeit am falschen Ort. Das Übliche.«
»Ich glaube eher, dass der Typ sie eine Zeitlang beschattet hat.«

»Da sind wir uns einig. Aber am Anfang hatte sie einfach das Pech, dass sich zufällig ihre Wege kreuzten.«
»Und die Fingerabdrücke? Die DNA? Wenn ich mich recht entsinne, hat er überall Abdrücke hinterlassen. Sogar seinen Speichel ...«
»Und seinen Kot.«
»Aha. Und?«
»Nichts. Seine Fingerabdrücke finden sich in keiner Datenbank. Die Ergebnisse der DNA-Analyse stehen noch aus. Aber ich vermute mal, dass das auch nichts bringen wird. Wenn er keine Vorsichtsmaßnahmen ergreift, bedeutet das, dass er nirgends registriert ist.«
Der Richter fragte etwas leiser:
»Wurden die Angehörigen des heutigen Opfers schon unterrichtet?«
Reischenbach wies auf seinen Nachbarn am Steuer des Peugeots.
»Leroux wird sich darum kümmern. Ich spüre, dass er heute in Form ist.«
Der Fahrer murrte und tippte dann mit dem Zeigefinger auf den Bildschirm des GPS.
»Wir sind da«, brummte er.

## 10

Das Labor befand sich in einer abgelegenen Industriezone. Mächtige Wohnblocks, ganz aus Glas und Beton, Fertighäuser, Lagerhallen für Glasfasern. Jedes Gebäude stand auf einem mehrere Hektar großen, grasbewachsenen, von Pfützen übersäten Grundstück. Weit und breit kein Mensch zu sehen.
Leroux bremste in unmittelbarer Nähe eines langen zweistöckigen Gebäudes mit Reihenfenstern. Auf dem Firmenschild stand »Laboratoires Pavois«. Rings um das Gebäude befanden sich Einsatzfahrzeuge der Polizei, zivile Polizeiautos und Krankenwagen. Jeanne zitterte. Die Blaulichter der Fahrzeuge drehten sich rhythmisch und ließen die regengepeitschte Glasfassade aufleuchten, an der das Wasser herabtropfte, als wäre es Hochglanzfarbe. Silhouetten in glänzender Regenkleidung kamen und gingen durch die grauen Sturmböen. Gelbe Absperrbänder umgrenzten den Kreis der Hölle.
Sie parkten hundert Meter von dem Gebäude entfernt und stiegen aus. Die Luft war warm und klebrig. Die Böen warfen sich auf sie und drückten wie Gischtpakete gegen ihre Flanken. Der asphaltierte Weg war schlammbedeckt. Jeanne, die hochhackige Schuhe trug, wäre beinahe gefallen und stützte sich auf Taines Arm. Mit eingezogenen Köpfen stapften sie zur Eingangstür, während Leroux seine Dienstmarke zückte, um durch die Absperrung gelassen zu werden. Jeanne war verstört. Der Regen. Der Schlamm. Die industrielle Atmosphäre. So hatte sie sich ein Labor für Amniozentese nicht vorgestellt.
Ein Hauptmann der zuständigen Gendarmerie-Brigade kam ihnen entgegen. Der Staatsanwalt war schon wieder weg. Man wartete auf Taine, ehe man die Leiche fortbringen würde. Der Hauptmann machte ein paar Angaben über das Opfer. Nichts, was Reischenbach in seinem Briefing nicht schon erwähnt hatte.
»Sie müssen nach rechts gehen«, sagte er mit ausgestrecktem Arm. »Die Zufahrt zur Tiefgarage befindet sich auf der Rückseite des Gebäudes. Machen Sie sich darauf gefasst, dass es ziemlich blutig wird.«
Polizisten traten zu ihnen. Regenschirme sprangen knallend auf. Über einen von Ligusterbüschen gesäumten Weg gingen sie um das Gebäude herum. Alle stolperten über den rutschigen Gehsteig. Die Szene hatte etwas Komisches, aber am lächerlichsten wirkte noch immer Jeanne mit ihren Stöckelschuhen, ihrer durchnässten Jacke und ihren verschmutzten weißen Jeans.
»Wir gehen da rein.« Der Hauptmann deutete auf eine Betonrampe, die in die Finsternis eintauchte. »Das Eisengitter ist offen. Sonst muss man ins Gebäude hineingehen und den Aufzug nehmen. Man braucht Ausweise und Codes. Das Labor ist ein regelrechter Bunker.«
Jeanne und Taine sahen sich an. Wie war dann der Mörder ins Gebäude gelangt? Das Regenwasser strömte in dunklen, rauschenden Wellen in den Abflusskanal.

Die Luft war so feucht, dass man Wasserdampf einatmete. Jeanne hatte den Eindruck, eine überheizte Höhle zu betreten. Einen verborgenen, archaischen Ort, dem Legenden entsprungen waren.
Die Tiefgarage hatte eine niedrige Decke, die von Säulen getragen wurde. Keine Fahrzeuge, abgesehen von einem Smart, der von einem Absperrband umgeben war. Zweifellos der Wagen des Opfers. Polizisten in Regenschutzkleidung gingen kreuz und quer umher, während die Lichtkegel ihrer Taschenlampen über den Boden glitten.
»Noch ein Stockwerk tiefer«, sagte der Hauptmann. »Zweites Untergeschoss. Ein Typ von der Stadtverwaltung ist gekommen, um uns die Funktion dieses Untergeschosses zu erklären, aber ich habe nichts kapiert. Die Tiefgarage beherbergt ein Kanalisationssystem aus den sechziger Jahren, das das gesamte Wasser der Industriezone entsorgt. Wollen Sie Masken? Da unten stinkt es entsetzlich.«
Die Besucher lehnten das Angebot ab. Eine weitere Rampe. Sie begegneten den ersten Kriminaltechnikern in weißen Overalls mit der Aufschrift »Erkennungsdienst«. Ihre Scheinwerfer strichen über den Boden, sie fotografierten Details und sammelten Gegenstände in Plastikbeuteln mit Druckverschluss.
Man gelangte zu einer Schleusenkammer aus Beton, die von zwei Uniformierten bewacht wurde. Sämtliche Polizisten aus dem Großraum Paris schienen hierherbeordert worden zu sein. Zu ihren Füßen türmten sich Abfälle, Papier und Kaugummis, mitgeführt von dem Wasser, das bis hierher floss und dann unter dem Schleusentor verschwand.
Die Tür wurde entriegelt. Sie stiegen über den Abfall hinweg und nahmen eine Betontreppe. Jeanne stützte sich noch immer auf die Schulter Taines. An der Decke war ein Windlicht angebracht. Trotzdem herrschte eine nahezu undurchdringliche Finsternis.
»Bis zum Boden sind es fünfzehn Meter. Er hat sie auf dem Rücken tragen müssen ...«
Der ekelerregende Gestank von Abwässern schlug ihnen entgegen. Auch der Geruch von Öl und Benzin hing in der Luft. Ebenso der scharfe, beißende Gestank von gegrilltem Schweinefleisch.
»Was ist das für ein Geruch?«, fragte Jeanne.
Der Hauptmann drehte sich irritiert zu ihr um. Seit sie losgegangen waren, lag ihm eine Frage auf der Zunge. Zwei Ermittlungsrichter für einen Fall, das war einer zu viel ...
»Der Mörder«, antwortete er, an François Taine gerichtet, »hat einige Teile des Körpers geröstet. Aber es gibt noch etwas anderes.«
»Was?«
»Wir haben merkwürdige Rückstände gefunden. Nach Ansicht der Techniker könnte es sich um Talg handeln.«

»Was meinen Sie mit ›Talg‹?«
»Tierisches Fett. Anscheinend brennt Talg gut und lange. Der Mörder hat das als Lichtquelle genutzt. Die Techniker werden es Ihnen erklären. Da lang.«
Eine weitere Tür. Einige Stufen. Dann der Schock. Ein fensterloser, etwa zwei- bis dreihundert Quadratmeter großer Raum mit einer schrägen Decke. Schwarze Betonwände mit Feuchtigkeitsschäden. Der Boden, der von Wasser glänzte. Eine echte Höhle aus neuerer Zeit – der Ära von Beton und Benzin. Es gab die Eisenzeit, die Bronzezeit und nun das Zeitalter des Erdöls.
Die Scheinwerfer des Erkennungsdienstes zeichneten Strahlenkränze in die Pfützen. Die Techniker kamen und gingen, Masken auf dem Gesicht. Sie warfen nacheinander einen kurzen Blick auf die Neuankömmlinge, ohne ihre Aktivitäten zu unterbrechen.
Jeanne wunderte sich einmal mehr über die widersprüchlichen Empfindungen, die Tatorte in ihr hervorriefen. Einerseits spürte sie ganz deutlich die Gewalt, doch andererseits, stärker noch, die Ruhe, die Erleichterung – des Mörders. Dieses Blut, diese Leiche, diese zerfetzten Körperteile waren der Preis für seinen inneren Frieden. Der Mörder hatte sich hier gesättigt, gestillt, beruhigt ...
»Können wir die Leiche sehen?«, fragte Taine.
Der Hauptmann klemmte seine Taschenlampe unter die Achsel und streifte Chirurgenhandschuhe über. Vorsichtig hob er die Plane an, die das Opfer bedeckte. Die elektrische Lampe unter seiner Achsel traf die Leiche wie zufällig. Jeanne prallte zurück. Ihre Knie wurden weich. Um nicht zu stürzen, rief sie sich in Erinnerung, dass sie Richterin war, ein jahrelanges Studium hinter sich hatte und unerschütterlich an ihre Berufung glaubte. *Denken wie ein Richter und nur wie ein Richter.*
Es gab mindestens fünf Leichenteile.
Aus dem Oberkörper mit geöffnetem Bauch ragten an den Schultern und unterhalb des Beckens weißliche Knochen heraus. Die vier Gliedmaßen waren abgerissen worden. Der Kopf der Frau oder dessen, was von ihr übrig war, war nach hinten gebeugt und unsichtbar. Ihre Haare schwammen in einer Pfütze.
Ungeachtet des Entsetzens, ein finsterer Schauer, der sie durchzuckte, fielen Jeanne mehrere Dinge auf. Die weiße Haut. Die kräftige Statur. Die Schultern und die Hüften waren gerundet wie geschliffene Felsen. Jeanne musste an die Skulpturen von Jean Arp denken. Sanfte, weiße Formen ohne Arme und Beine, die allein durch die Reinheit ihrer Linie die Hand zum Streicheln verlockten.
Jeanne erspähte die in der Finsternis verstreuten Arme und Beine. Halb aufgezehrt. Teilweise verbrannt. Weiter weg, an der Mauer, ein graues Bündel verklebter Eingeweide, von schmutzigem Wasser umspült.
Plötzlich bemerkte sie das Schweigen, das sie umgab. Alle waren in gleicher Weise verstört: Taine, Reischenbach, Leroux, Taines Assistentin ... Sie näherte sich, während der Hauptmann seine Taschenlampe zögernd auf das grauenhafte Tableau

richtete. Sie sah die Wunde am Hals, der von einem Ohr bis zum anderen aufgeschlitzt war.
»Würden Sie das Gesicht beleuchten?«
Der Hauptmann rührte sich nicht. Jeanne nahm ihm die Lampe aus der Hand und richtete sie auf das Gesicht. Die Muskeln und die Gesichtsknochen bildeten ein chaotisches Gewirr. Ein bläulicher Bluterguss breitete sich wie ein riesiger Weinfleck aus. Der Mörder hatte sein Opfer mehrfach mit einem Stein oder einem großen Hammer geschlagen. Blut war aus den zerplatzten Gefäßen ausgetreten und unter der Haut geronnen. Das bedeutete, dass die Frau während dieser Marter noch gelebt hatte. Jeanne fielen zwischen den Haaren auch Blutgerinnsel auf – der Mörder hatte den Schädel zertrümmert. Tropfen von Hirnmasse sprenkelten das zerzauste Haar.
Jeanne richtete die Taschenlampe auf den Bauchraum. Ein riesiger senkrechter Schnitt vom Brustbein bis zum Becken. An den Seiten Verletzungen, Kratzer, klaffende Wunden. Vielleicht sogar Inschriften. Eine der Brüste fehlte. Die andere hing schlaff herunter. Jeanne vermutete, dass der Mörder seine Zähne in die Wunden geschlagen und Stücke von Muskelfleisch herausgebissen hatte. Jeder Biss hatte am Rand der Wunde Hautfetzen hinterlassen. Der Mörder entfernte die Haut und biss dann ins nackte Fleisch hinein. *Er mag die Haut nicht. Er will den Kontakt mit dem zarten, noch warmen Fleisch, er will die Muskelfasern und die harten Knochen spüren ...*
Sie senkte die Taschenlampe noch etwas weiter. Das Geschlechtsteil. Sie vermutete, dass sich der Täter in diesem Bereich in besonders grausamer Weise ausgetobt hatte. Sie hatte Recht. Der Mörder hatte die Scham herausgebissen oder -gerissen. Er hatte die Haut abgeschält, die Organe zerbissen, das Blut eingesaugt und ringsherum ausgespuckt. Jeanne war keine Pathologin, aber sie vermutete, dass er das gesamte Geschlechtsorgan verschlungen hatte. Schamlippen, Klitoris, Eileiter, Gebärmutter ... Alles hatte er gefressen. Diese Symbole der Weiblichkeit in sich aufgenommen.
Ein Gedanke blitzte in ihr auf. Der Mörder war eine Frau. Eine Gorgo, die sich die Fruchtbarkeit ihres Opfers aneignen wollte. Wie die Papua, die das Herz oder das Gehirn ihrer Feinde verzehren, um sich ihre Fähigkeiten anzueignen. Worte fielen ihr ein. Worte, die man ihr vor der Erstkommunion in der Kirche immer wieder gesagt hatte: »Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.«
Jeanne gewahrte ihr fahles Gesicht in einer Pfütze. *Himmel, gleich kippe ich um ...* Um sich wieder in die Gewalt zu bekommen, gab sie dem Hauptmann die Lampe zurück und wandte sich an Taine.
»War das erste Opfer auch so zugerichtet?«
Der Richter antwortete nicht.
»Hast du die Leiche gesehen oder nicht?«

»Nur auf Fotos. Als ich eintraf, hatte man sie bereits fortgeschafft.«
»Aber sah es so ähnlich aus?«
Der Richter nickte. Eine Stimme näherte sich. Ein stämmiger Mann, dessen dicker Wanst sich unter einem blauen Polohemd von Ralph Lauren spannte, murmelte in ein Diktaphon. Ein Mann um die sechzig mit dunklem Teint und grauem Haar, das in der Mitte gescheitelt war. Hakennase und hellblaue kleine Augen. Sein Blick hatte etwas Lebhaftes und Unbeschwertes, aber auch Aggressives und Merkwürdiges. Diese durchscheinenden Augen wirkten wie ein Fremdkörper in diesem sonnengebräunten Gesicht.
»Langleber«, flüsterte Taine. »Der Rechtsmediziner. Ich schwör's dir: Wenn der mir wieder seinen intellektuellen Schwachsinn auftischt, dann setzt es was.«
Der Richter stellte sie einander vor. Mechanisches Händedrücken.
»Ich glaube zu wissen, wie er vorgegangen ist«, sagte der Mediziner, während er sein Diktaphon in die Gesäßtasche seiner Jeans steckte.
»Ich höre.«
Der Mann hob den Kopf und wies auf das Gestänge, an dem die Neonröhren angebracht waren.
»Er hängt das Mädchen dort oben auf, mit dem Kopf nach unten. Er zerschmettert ihr das Gesicht und schneidet ihr die Kehle durch. So wie man Schweine auf Bauernhöfen absticht. Er benutzt ein sehr scharfes Messer. Die Wundränder sind glatt. Er schneidet von links nach rechts. Der ›Rattenschwanz‹, also das Ende der Wunde, ist eindeutig. Der Mistkerl ist Rechtshänder. Und ich kann Ihnen sagen, dass seine Hand nicht zittert. Ich konnte bereits Verletzungen feststellen, die bis zur Wirbelsäule gehen, mit Durchtrennung der Luft- und der Speiseröhre.«
Als sie klein war, hatte Jeanne während der Sommerferien zwei Monate im Perche verbracht – einer Landschaft im Westen des Pariser Beckens. Mehrfach hatte sie solche barbarischen Schlachtungen miterlebt. Ein echtes Ritual. *Das Schwein wurde getötet ...*
»Es gibt nicht genug Blut«, bemerkte sie.
Der Gerichtsmediziner richtete seine methylenblauen Augen auf sie. Anerkennend meinte er:
»Genau. Ich glaube, dass er es aufgefangen hat. In einer Wanne oder einem anderen Behältnis.«
»Was macht er damit?«, fragte Taine.
Langleber musterte ihn und Jeanne. »Zwei Richter zu dem Preis von einem.« Der Gedanke schien ihn zu amüsieren.
»So wie es hier aussieht, muss er es an Ort und Stelle getrunken haben. Noch warm.«
»Bist du dir sicher?«
»Was die Technik anlangt, ja. Das Opfer weist an den Knöcheln Spuren von Fesseln auf. Überprüft die Stangen, an denen die Neonröhren hängen. Ihr werdet

dort Scheuerspuren von Seilen finden. Beim ersten Mordopfer waren beide Knöchel gebrochen. Hier ist es meines Erachtens das Gleiche. Das alles wird in meinem Bericht stehen.«
»Wo du gerade von Bericht redest«, warf Reischenbach ein, »wir warten noch immer auf den ersten.«
»Er kommt schon noch. Immer mit der Ruhe.«
»Ich weiß nicht, worauf du noch wartest.«
»Heißt das im Klartext, dass die Frau noch lebte, als er sie aufhängte?«, fuhr Jeanne fort.
»Ja. Damit das Blut herausschießt, muss das Herz schlagen.«
Taine schüttelte stumm den Kopf. Seine Miene verriet zwei widersprüchliche Regungen. Einerseits wollte er die Ermittlungen entschlossen zu Ende führen, andererseits hätte er sich gern so schnell wie möglich aus dem Staub gemacht. Sich die Decke über den Kopf gezogen und dies alles vergessen.
»Dann schlitzt er ihr den Bauch auf«, fuhr Langleber ungerührt fort, »packt ihre Eingeweide mit beiden Händen und zieht sie heraus. Deshalb sieht es hier aus wie auf einer ›Schlachtplatte‹ ...«
»Kann man wohl sagen.«
»Wie hat er den Bauch aufgeschlitzt?«, fragte Jeanne. »Mit welcher Waffe?«
»Irgendwas Archaisches. Ich warte auf die Ergebnisse der pathologischen Analyse. Bestimmt wird man Partikel finden. Metall oder Stein. Aber all dies wirkt wie eine Szene aus dem Zeitalter der Höhlenmenschen.«
»Was macht er anschließend?«
»Er lässt den Körper zu Boden. Packt die Stricke und die Haken ein. Beginnt seinen Festschmaus. Habt ihr die Schamgegend gesehen? Ich glaube, dass er sie als Erstes verspeist.«
»Wieso als Erstes?«, fragte Taine.
»Eine Intuition. Jedenfalls verzehrt er diesen Teil roh. Ohne zu warten, während er andere Körperteile brät. Er hat ein besonderes Verhältnis zur Gebärmutter.«
Jeanne musste wieder an ihre Hypothese denken. *Könnte der Mörder eine Frau sein?*
»Anschließend reißt er ihr die vier Gliedmaßen ab. Euer Typ muss ungeheuer stark sein. Er bricht die Gelenke und verdreht den Arm oder das Bein so lange, bis die Verbindung reißt.«
*Nein, keine Frau ...*
»Dann zündet er das Feuer an und grillt die Stücke seiner Wahl. Arme, Beine und einige Organe. Ich bin noch nicht dazugekommen, eine systematische Bestandsaufnahme zu machen, aber beim ersten Mordopfer hat er sich die Leber, die Nieren und das Herz reingezogen. Das Herz ist ganz wichtig.«
Taine fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht. Seine Aktentasche hatte er noch immer nicht abgestellt. Seine Assistentin neben ihm war zur Salzsäule erstarrt. Die

Autorität, die die beiden verkörperten, schien sich völlig verflüchtigt zu haben.
»Bist du sicher, dass wir es mit einem Kannibalen zu tun haben?«, fragte der Ermittlungsrichter. »Ist es nicht denkbar, dass er die Fleischstücke zu einem anderen Zweck mitgenommen hat?«
»Nein. Beim ersten Mord konnte ich die Reste der Mahlzeit genauer untersuchen. Die Knochen wiesen eigenartige Rillen auf. Spuren des Zerlegens. Andere Knochen waren zerbrochen worden, um das Mark besser herauslösen zu können. Genau so, wie es unsere vorgeschichtlichen Ahnen getan haben. Das Schädeldach weist in der Mitte ein Loch auf. Der Mörder zertrümmert die Schädelkalotte, um das Gehirn herauszusaugen. Ich bin kein Spezialist, aber ich glaube, das ist eine Technik des Cro-Magnon-Menschen.«
Jeanne ergriff wieder das Wort – nur indem sie sich an ihre eigenen Fragen klammerte, konnte sie verhindern, ohnmächtig zu werden:
»Und der Talg?«
»So sorgt er für Helligkeit: indem er Fett verbrennt.«
»Jemand hat von ›tierischem Fett‹ gesprochen. Von welchem Tier stammt es?«
»Wer hat das behauptet?«
Der Hauptmann der Gendarmerie trat vor:
»Das haben mir die Techniker vom Erkennungsdienst gesagt.«
»Da liegen sie daneben. Nach den Analysen vom ersten Tatort handelt es sich um menschliches Fett. Der Mörder bedient sich an der Leiche. Er schneidet Teile von der Leiste oder vom Bauch ab und benutzt sie als Fettlampen.«
»Wenn er schon ein Feuer für die Zubereitung seines Festmahls entzündet hat, wieso braucht er dann noch Fackeln?«
»Für seine Schreibarbeit.«
Langleber griff nach einem Scheinwerfer und richtete ihn auf eine der Wände. Sie war überzogen von Hieroglyphen. Senkrechte Striche, die von Zeile zu Zeile komplizierter wurden. Eine Reihe von Bäumen, deren Zweige niemals gleich waren. Man konnte darin auch stilisierte Menschen erkennen. Oder die Zeichen eines Ur-Alphabets.
Zurücktretend bemerkte Jeanne eine letzte Ähnlichkeit, die mit den Aktivitäten der Laboratoires Pavois selbst zusammenhing. Diese krummen Striche konnten auch Chromosomenpaare darstellen, wie sie in Karyogrammen abgebildet werden.
»Der Erkennungsdienst wird Ihnen Genaueres dazu sagen«, meinte Langleber.
»Nach dem, was ich weiß, wurden sie mit einem grauenhaften Gemisch gemalt: Blut, Speichel, Exkremente und Ocker. Rein organisch also.«
Ocker: Taine hatte bereits im Restaurant davon gesprochen, als er ihr über das erste Opfer berichtete. Nun wollte Jeanne Genaueres über diesen Stoff wissen. Langleber tat die Frage mit einer Handbewegung ab – »Wir erwarten die Ergebnisse weitergehender Untersuchungen«. Abschließend sagte er:
»Wir begreifen nicht einmal ansatzweise, was dies alles zu bedeuten hat. Ich würde

sogar die Vermutung wagen, dass es genau darum geht. Das ist der *pharmakón* laut René Girard.«
»Verschon uns mit deinen Weisheiten«, versetzte Taine unwirsch.
Der Rechtsmediziner lächelte. Sein großes, mächtiges Gesicht mit den hellen Augen strahlte eine besondere Kraft aus.
»›Die Opferung setzt eine gewisse Unkenntnis voraus. Die Mitglieder einer kultischen Gemeinschaft wissen nicht – und dürfen nicht wissen –, welche Rolle die Gewalt spielt ...‹«
Taine öffnete den Mund, um Langleber anzufahren, doch Jeanne legte ihm die Hand auf den Arm. Der Mediziner wich bereits zurück, die Hände in den Taschen. Mit seinem Polohemd, seiner verwaschenen Jeans und seinen Mokassins sah er aus, als wolle er gleich auf sein Segelboot zurückzukehren.
»Salut, meine Lieben. Den Bericht über das erste Opfer bekommt ihr noch heute. Beim zweiten werde ich versuchen, mich zu sputen.«
Langleber verneigte sich und stapfte Richtung Treppe. Taine spuckte aus:
»Dummkopf!«
»René Girard ist ein Anthropologe«, erklärte Jeanne. »Er hat ein sehr bekanntes Buch geschrieben, *Das Heilige und die Gewalt*.«
»Ach ja!«, spottete Taine.
Dann zeigte er auf die Leiche und sagte mit lauter Stimme:
»Können wir das vielleicht mal einpacken!«
Männer eilten geschäftig hin und her. Jeanne fuhr fort:
»Das Buch erklärt, wie in archaischen Gesellschaften die Gewalt innerhalb eines Klans durch Opferung eines Einzelnen reguliert wird. Ein Ventil, das die Abfuhr aggressiver Energien und den Abbau von Spannungen ermöglichte. Das Blutvergießen beruhigte die Gemüter.«
»Und dieses Pharma-Zeug, was bedeutet das?«
Die Leiche wurde in eine Plastikhülle gelegt.
»Das Wort *pharmakón* bezeichnet im Griechischen einen Stoff, der sowohl Gift als auch Gegengift ist. Laut Girard spielte die Gewalt diese Rolle in archaischen Gesellschaften. Gewalt durch Gewalt heilen ... Wer weiß? Vielleicht will der Mörder unsere Gesellschaft vor dem Chaos retten.«
»Unsinn. Ein Psychopath hält sich für einen Kannibalen, und wir haben nicht den Hauch einer Spur. So sieht's aus.«
»Salut. Darf ich Ihnen etwas zeigen?«
Der Mann, der zu ihnen getreten war, trug einen weißen Overall. Mit einem raschelnden Geräusch streifte er seine Kapuze zurück. Ali Messaoud, Leiter des Erkennungsdienstes. Eine knappe Begrüßung. Man kannte sich.
Messaoud führte sie zu der Stelle, wo die Leiche gelegen hatte, deren Umrisse jetzt mit Klebeband markiert waren.
»Sehen sie sich das an!«

Schwarze Spuren zogen sich an der Silhouette entlang. Jeanne hatte sie bereits entdeckt; sie glaubte, es handele sich um Blutspritzer. Doch wenn man genauer hinsah, erkannte man, dass es sich um Teile von Abdrücken handelte. Gekrümmte, verstümmelte, rätselhafte Formen.
»Fußabdrücke«, bestätigte Messaoud. »Von nackten Füßen, um genauer zu sein. Ich glaube, dieser Irre zieht sich nackt aus und tanzt um sein Opfer herum.«
Taine hatte bereits auf dieses Detail hingewiesen. Jeanne stellte sich jetzt einen nackten Mann vor, der sich über sein Opfer beugte, bevor er es verschlang. Ein Menschenfresser.
»Es gibt nicht nur Fuß-, sondern auch Handabdrücke. Der Mörder geht auf allen vieren. Echt verrückt.«
»Die Abdrücke wirken recht zierlich«, bemerkte Jeanne. »Könnten sie von einer Frau stammen?«
»Nein, glaube ich nicht. Aber die DNA-Analyse wird uns eine eindeutige Antwort geben. Seine Finger sind zu einer Faust geballt. Er stützt sich mit geballten Fäusten auf dem Boden ab. Mir ist noch etwas anderes aufgefallen: Wenn man die Achse der Hände mit der Achse der Füße vergleicht, stellt man fest, dass er sich fortbewegt, indem er die Hände nach innen dreht.
»Leidet er an einer körperlichen Behinderung?«, fragte Taine.
»Vielleicht. Oder er ahmt bestimmte Affen nach. Beides ist möglich.«
Jeanne verfolgte ihre Idee weiter:
»Kann man aus den Fuß- und Handabrücken auf seine Statur schließen?«
»Mehr oder weniger. Der Typ hat Schuhgröße 40, aber kleine Hände. Angesichts der Heldentaten, die er an der Leiche vollbracht hat, muss er eher kräftig sein. Gleichzeitig deutet die Tiefe der Abdrücke auf ein geringes Körpergewicht hin.«
Taine deutete auf die ominösen Inschriften an den Wänden.
»Und das?«, fragte er Reischenbach. »Hast du da Experten drauf angesetzt?«
»Ja, mehrere«, antwortete Messaoud an seiner Stelle. »Einen Anthropologen, einen Archäologen und einen Kryptologen. Bislang habe ich noch keine Ergebnisse.«
Der Gendarmerie-Hauptmann näherte sich, klopfte leicht auf eine Uhr und sagte zu Taine:
»Können wir hinaufgehen, Herr Richter? Der Geschäftsführer des Labors erwartet uns in seinem Büro.«

## 11

»Meine Damen und Herren, was kann ich für Sie tun?«
Jeanne und Taine wechselten einen Blick. In dieser Situation wirkte die Frage ziemlich unpassend. Bernard Pavois saß hinter seinem Schreibtisch, ein Hüne von marmorner Regungslosigkeit. Er war etwa ein Meter neunzig groß und wog wohl um die hundertzwanzig Kilo. Seine Schultern ragten wie ein Block vor dem großen Glasfenster auf. Ein Fünfzigjähriger mit kantigem Gesicht und Hornbrille sowie dichtem, gewelltem Haar, einst blond und heute grau. Seine Miene wirkte gelassen, aber die goldbraunen Augen hinter den Brillengläsern erinnerten an Eiswürfel in einem Glas Whiskey. Ein Gesicht *on the rocks*.
»Bitte stellen Sie Ihre Fragen!«
Die beiden Richter, der Polizist und Taines Assistentin hatten vor dem massiven Schreibtisch Platz genommen.
Taine schlug die Beine übereinander und erwiderte im gleichen Ton:
»Erzählen Sie uns von dem Opfer.«
Pavois erging sich in einer klassischen Lobrede. »Eine einzigartige Mitarbeiterin. Eine charmante Frau. Unvorstellbar, dass ihr irgendjemand etwas Böses antun wollte.« in diesem Stil ging es weiter. Ob er selbst auch nur ein Wort von diesen Phrasen glaubte? Jeanne hörte kaum hin. Sie versuchte, ihre Gefühle in den Griff zu bekommen, noch immer geblendet von den Lampen im Labor.
Nachdem sie aus dem finsterem Parkhaus emporgestiegen waren, hatten sie makellos weiße Säle durchquert. Sterile Räume. Räume mit Druckausgleich. Büros, die mit gläsernen Trennwänden unterteilt waren. Sie waren Dutzenden von Technikern in weißen Arbeitskitteln begegnet. Ein wahrer Ameisenhaufen. »20 000 Amniozentesen jährlich«, hatte die stellvertretende Direktorin, die sie führte, gesagt.
Aber gerade das hatte Jeanne am meisten verwirrt. In den Fläschchen, den Zentrifugen und unter den sterilen Abzugshauben befand sich überall Fruchtwasser – Wasser der Geburt, der Unschuld ... Nach dem, was sie in den Untergeschossen gesehen hatten, war dies so, als wären sie direkt aus der Hölle ins Paradies gekommen, vom Tod ins Leben.
»Zwei Richter für einen Fall«, bemerkte Pavois, »das ist eher ungewöhnlich, oder? Eine neue Maßnahme Sarkozys?«
»Jeanne Korowa begleitet mich als Beraterin«, entgegnete Taine, ohne die Ruhe zu verlieren.
»Beraterin wofür?«
Jeanne ergriff das Wort, die Frage ignorierend:
»Was genau arbeitete Nelly Barjac? War sie Laborantin?«
Pavois zog die Brauen hoch. Er hatte ein Doppelkinn, einen echten Pelikankropf,

der ihm ein noch unerschütterlicheres Aussehen gab.
»Keineswegs. Sie war eine brillante Zytogenetikerin. Hochbegabt.«
»Erstellte sie Karyogramme?«
»Nicht nur. Abends arbeitete sie auch an einem molekulargenetischen Programm.«
»Was ist der Unterschied?«
»Zytogenetiker arbeiten an Zellen. Die Molekulargenetiker erforschen Prozesse, die auf einer noch kleineren Skala ablaufen, derjenigen der DNA.«
Angesichts der ratlosen Gesichter seiner Gesprächspartner seufzte der Geschäftsführer und fügte erklärend hinzu:
»Jede Zelle enthält Chromosomen. Chromosomen sind Fäden, die Spiralfedern gleichen, und bestehen ihrerseits aus Genen. Die molekulare Genetik untersucht diese DNA-Sequenzen. Eine Welt, die auf einer viel kleineren Größenordnung angesiedelt ist.«
»Haben Sie denn entsprechendes Untersuchungsmaterial?«
»Ja, im zweiten Geschoss, aber das ist nicht unser Spezialgebiet. Unsere tägliche Arbeit ist die Erstellung von Karyogrammen, um Anomalien an den Chromosomenpaaren festzustellen.«
»Sie sprachen von einem Programm«, bemerkte Jeanne. »Woran genau arbeitete Nelly? Ich meine: abends?«
»Sie schrieb eine Dissertation über das Erbgut der Völker Lateinamerikas. Sie erhielt Blutproben von da und dort. Typisierte sie. Verglich sie. Ich weiß nicht genau, was sie da getrieben hat. Sie sprach kaum darüber. Es war eine Art Gefälligkeit unsererseits: Sie durfte unser Material für ihr persönliches Forschungsprojekt nutzen.«
Pavois beugte sich über den Schreibtisch. Ein Buddha, der auf seinem Sockel schwankte.
»Weshalb diese Fragen? Stehen sie in irgendeiner Beziehung zur Tat?«
»Wir können nicht ausschließen, dass es einen Zusammenhang zwischen diesen Arbeiten und dem Mordmotiv gibt«, er -klärte Taine.
»Sie scherzen wohl?«
Der Richter antwortete, zweifellos um den Forscher kooperationswillig zu stimmen:
»Wir haben bereits einen anderen Mord dieses Typs. Eine Krankenschwester, die in einem Zentrum für entwicklungsgestörte Kinder arbeitete. Vielleicht besteht ein Zusammenhang zwischen den Behinderten, die in diesem Institut behandelt werden, und dem, was Sie in Ihrem Labor tun.«
»Um was für Behinderungen handelt es sich? Woran leiden diese Kinder?«
Taine warf Reischenbach einen Blick zu – die Frage nervte ihn.
»Wir wissen es nicht«, räumte er ein, »jedenfalls noch nicht. Welche Anomalien entdecken Sie mit Hilfe der Karyogramme?«
»Hauptsächlich Trisomie 21. Wir nennen sie so, weil dieser Defekt das

Chromosomenpaar mit der Nummer 21 betrifft. Wir identifizieren auch andere Anomalien, etwa Trisomie 13, die mit psychomotorischen Entwicklungsstörungen und körperlichen Fehlbildungen verbunden ist. Oder auch sogenannte Deletionen – also den Verlust bestimmter Abschnitte auf Chromosomen. Ein Defekt, der schwerwiegende Folgen für die Entwicklung des Kindes hat.«
»Sind diese Anomalien selten?«
»Es kommt darauf an, was Sie unter ›selten‹ verstehen. Wir haben täglich damit zu tun. Oder fast täglich.«
»Können Sie bestimmte Psychosen auslösen?«
»Ich verstehe Ihre Frage nicht.«
»Sie haben von Trisomie gesprochen. Kann die Analyse des Karyotyps bestimmte Krankheiten wie etwa Schizophrenie nachweisen?«
»Nein. Sofern diese Erkrankungen eine genetische Ursache haben, müsste man zunächst einmal das spezifische Gen identifizieren und die DNA analysieren. So weit sind wir aber noch nicht. Worauf wollen Sie hinaus? Halten Sie den Mörder für einen Psychopathen, dessen genetische Anomalie vor langer Zeit in unserem Labor nachgewiesen wurde?«
»Es gibt noch eine andere Möglichkeit: Eltern, die sich rächen wollen.«
»Wofür?«
»Für ein anomales Ergebnis. Für ein Kind, das mit einer Fehlbildung zur Welt kam.«
»Das ist absurd«, erklärte Pavois.
»Wenn Sie wüssten, mit was für Motiven wir in unserem Beruf konfrontiert werden.«
»Ich meine, das wäre *wirklich* absurd. Wenn ein Karyogramm eine Anomalie zeigt, gibt es keinen Grund, uns für dieses Problem verantwortlich zu machen. Aber vor allem werden diese Untersuchungen ja *gerade deshalb* durchgeführt, um die Geburt eines behinderten Kindes zu verhindern. Die Amniozentese wird rechtzeitig vor der Geburt vorgenommen, um gegebenenfalls einen Schwangerschaftsabbruch veranlassen zu können.«
»Und wenn Ihnen ein Fehler unterlaufen wäre? Wenn Sie die Anomalie nicht entdeckt hätten und das Kind behindert zur Welt gekommen wäre?«
Pavois wirkte konsterniert. Trotzdem umspielte noch immer ein leises Lächeln seine Lippen.
»Nein«, erwiderte er. »Unsere Verfahren sind zu hundert Prozent zuverlässig.«
»Sie haben noch nie Proben verwechselt oder einen Softwarefehler gehabt?«
»Sie haben keine Ahnung, unter welchen Bedingungen wir arbeiten. Wir befolgen drastische Sicherheitsmaßnahmen. Wir werden ständig von den Behörden überwacht. Ich habe noch nie von einem Problem in unserer Branche gehört. Weder hier noch in einem anderen Land.«
Bernard Pavois hatte mit ruhiger Stimme gesprochen. Nichts und niemand schien

ihn erschüttern zu können. Der Mann war wirklich ein Eisklotz.
Das musste Taine genauso überraschen wie Jeanne.
»Der Mord an Nelly Barjac scheint Sie nicht besonders zu berühren. Sie wirken nicht einmal überrascht über die unglaublichen Umstände ihres Todes.«
»Ich nehme die Welt so, wie sie ist. Wenn ich in den Zeitungen von der Welle der Gewalt in unserer Gesellschaft lese, dann muss ich mich damit abfinden, dass diese Gewalt auch an meiner Tür anklopfen kann.«
Der Richter öffnete gereizt die Arme.
»Haben Sie denn kein Mitgefühl? Erschüttern Sie die Umstände des Todes von Nelly denn gar nicht? Die Qualen und die Verstümmelungen, die ihr zugefügt wurden?«
»Nellys Leib ist gestorben, aber ihre Seele setzt ihre Reise fort.«
»Glauben Sie etwa an die Reinkarnation?«, fragte Jeanne verblüfft.
»Ich bin Buddhist. Ich glaube an den Kreislauf der Wiedergeburten und die Unvergänglichkeit der Seele. Was meine Gefühle anlangt, möchte ich Ihnen gleich sagen, dass Nelly meine Geliebte war. Seit etwa einem Jahr hatten wir eine Beziehung. Aber meine Gefühle in diesem Moment gehen nur mich etwas an. Das werden Sie doch verstehen.«
Schweigen. Jeanne, Taine, seine Assistentin und Reischenbach sanken in ihre Stühle zurück. Einen solchen Zeugen erlebte man nicht alle Tage.
»Und was mein Alibi anlangt«, fuhr der Forscher mit der gleichen Überheblichkeit fort, »sage ich Ihnen gleich, dass ich keins habe. Ich habe in meiner Wohnung auf Nelly gewartet. Allein. Sie hatte mir mitgeteilt, dass sie bis spätabends arbeiten würde.«
»Hatte sie eine Verabredung?«
»Sie hat mir nichts gesagt.«
»Waren Sie denn nicht beunruhigt, als sie nicht kam?«
»Manchmal arbeitete sie bis zum Morgen. Das ist einer der Gründe dafür, dass ich sie liebte und bewunderte.«
Jeanne betrachtete den Mann einige Sekunden lang. Dann glaubte sie zu verstehen, was für ein Mensch er im Innersten war. Die Ruhe, die er ausstrahlte, deutete auf eine ungewöhnliche spirituelle Kraft hin. Der Tod Nellys ließ ihn nicht kalt. Im Gegenteil. Sie hatte sich tief in sein Gedächtnis eingegraben. Ein Epitaph in Marmor. *Nach innen gewendet.*
Taine erhob sich abrupt von seinem Stuhl.
»Ich danke Ihnen, Dr. Pavois. Ich möchte Sie bitten, in einigen Tagen in meinem Büro beim Landgericht Nanterre vorbeizukommen.«
»Wollen Sie noch weitere Auskünfte von mir?«
»Nein. Sie unterschreiben Ihre Aussage, das ist alles. In der Zwischenzeit wird Kommissar Reischenbach einige Dinge überprüfen.«
»Etwa die Tatsache, dass ich kein Alibi habe?«

»Zum Beispiel.«
»Ich habe eine letzte Frage«, sagte Jeanne, während sie ihrerseits aufstand.
Taines Assistentin warf ihrem Chef einen fragenden Blick zu: Sollte sie auch diese Einlassung zu Protokoll nehmen oder nicht? Sie stand bereits und hatte den Block in ihrer Aktentasche verstaut. Der Richter schüttelte den Kopf.
»Werden Karyogramme auch in anderen Situationen erstellt? Etwa bei Erwachsenen?«
»Ja, anhand von Blutproben. In diesen Fällen suchen wir nach genetischen Ursachen von Unfruchtbarkeit.«
»Kann man Unfruchtbarkeit mit Hilfe von Karyogrammen nachweisen?«
»Ja, gewisse Chromosomenanomalien können die Fortpflanzungsfähigkeit beeinträchtigen. Außerdem können wir die Diagnose von Entwicklungsstörungen bei Kindern genetisch absichern. Lernschwierigkeiten zum Beispiel. Wir analysieren den Karyotyp und können der Erkrankung des Kindes manchmal einen Namen geben.«
Jeanne musste wieder an ihre ursprüngliche Idee denken. Eine sterile Frau, deren Karyogramm bei Pavois erstellt worden war. Eine psychisch gestörte Person, die sich an der Firma rächen und sich gleichzeitig die Fruchtbarkeit von Nelly Barjac aneignen wollte, indem sie Teile ihres Körpers verzehrte. Aber wie passte das zu dem ersten Opfer, der Krankenschwester, und der gewaltigen Körperkraft des Mörders?
Als Pavois aufstand, bestätigte sich das, was man schon zuvor ahnen konnte: Der Mann war ein wahrer Koloss. Er trug ein unförmiges grellgrünes T-Shirt mit der Aufschrift »NO LOGO« und eine beige Leinenhose. Sein schlaffer, feister Körper erinnerte an eine riesige Birne.
»Ich bin kein Experte«, meinte er in amüsiertem Ton, »aber diese Gräueltat geht wohl auf das Konto eines Serienmörders, oder? Man sieht es ständig im Fernsehen. Da sollte man sich nicht wundern, wenn es in der Realität geschieht.«
Niemand antwortete. Die Wahrheit ließ sich nicht verbergen: Sie hatten nicht den leisesten Schimmer. Und dieser spöttische Hüne ging ihnen auf die Nerven. Er öffnete die Tür. Sein Lächeln schwebte noch immer im Raum.
Die Gruppe zog schweigend an ihm vorbei. Pavois grüßte sie mit einer Geste und verschwand in seinem Büro.
Im Aufzug fragte François Taine Jeanne:
»Bescheuerter Typ. Was hältst du davon?«
»Lass überprüfen, ob Fruchtwasser gestohlen wurde.«
»Wo?«
»Im Labor?«
»Von wem?«
»Vom Täter.«
»Weshalb hätte er das tun sollen?«

Jeanne wich der Frage aus.
»Lass das Viertel durchkämmen. Setz dich mit der Verkehrspolizei in Verbindung. Er ist nicht in einer fliegenden Untertasse verschwunden. Er wurde vielleicht kontrolliert.«
»Das wäre wirklich ein Wunder.«
»So was hat es schon gegeben.«
Die Tür öffnete sich. Taine, der abgewandt zur Tür stand, ging rückwärts hinaus in die Eingangshalle. Die Anspannung, die die Besichtigung des Tatorts und die Vernehmung in ihm ausgelöst hatten, schien von ihm abzufallen.
»Okay«, sagte er, in die Hände klatschend. »Ich überprüfe das. Sobald die Obduktionsberichte vorliegen, ruf ich dich an. Wir könnten zusammen zu Abend essen und das in Ruhe besprechen. Was meinst du?«
Jeanne verzog das Gesicht. Es war die Bestätigung eines Verdachts, der sie quälte, seitdem sie das Landgericht verlassen hatten. François Taine wollte diese kannibalistischen Verbrechen dazu benutzen, sie anzumachen.
War sie so kaputt, dass man sie mit einer Leiche ködern konnte?

## 12

20.30 Uhr.
Jeanne war ins Landgericht zurückgefahren, hatte jedoch ihre Vernehmungen abgesagt. Sie war zu erschöpft. Den laufenden Papierkram hatte sie rasch erledigt. Eine Vorladung für Michel Dunant unterzeichnet, den Mistkerl, der ein ganzes Gebäude mit Blei vergiftet hatte, weil er scharf auf ein junges Mädchen war. Andere Akten hatte sie überflogen. Aber sie hatte nicht die Kraft besessen, sich wieder in den Fall des Waffenschmuggels nach Osttimor zu vertiefen. Morgen. So wiegte sie sich bis zu ihrem Termin bei ihrer Psychotherapeutin in der Illusion, zu arbeiten. Das Einzige, was sie wirklich wieder auf die Beine bringen konnte ...
Jetzt war sie in ihrer Wohnung. Der Tag neigte sich, und die tiefgrauen Regenwolken am Himmel schienen auf den Einbruch der Dunkelheit zu warten, um sich ein weiteres Mal zu entladen. Mit ihrer noch immer feuchten Jacke stand sie reglos in der Küche und starrte auf die chinesischen Gerichte, die sie ohne nachzudenken gekauft hatte. Sie hatte nicht den geringsten Appetit.
Bilder der Toten zogen an ihrem inneren Auge vorbei. Verstümmelt, zerstückelt, teilweise verzehrt. Ihre klaren Augen inmitten eines bläulichen Gesichts. Ihre verstreut umherliegenden Gliedmaßen. Ihre Eingeweide. Und außerdem die Motive an den Wänden, deren Schwärze etwas mit Schmierfett und Motoröl zu tun hatte ...
Sie erinnerte sich auch an allzu weiße, allzu keimfreie Labors. An das unbewegte Gesicht von Bernard Pavois hinter seiner Brille à la Elvis Costello. *Nelly war in dieser Daseinsform verschwunden. Aber ihre Seele setzte ihre Reise fort.*
Plötzlich spürte sie einen stechenden Schmerz in der Magengrube. Begleitet von einem starken Krampf. Sie stürzte zum Spülbecken und wollte sich übergeben. Aber es kam nichts. Sie drehte das kalte Wasser auf und hielt ihr Gesicht unter den klaren Strahl. Leicht benommen richtete sie sich wieder auf und kramte einen Müllsack heraus, in den sie die chinesischen Gerichte warf. Sie hatte das merkwürdige Gefühl, die Speisen aufgegessen zu haben. *Mülleimer, Magen, der gleiche Kampf.*
Sie ging ins Schlafzimmer, um Kleider zum Wechseln zu holen. Jeanne hatte eine unpersönliche kleine Dreizimmerwohnung in der Rue du Vieux-Colombier. Weiße Wände. Dunkler Holzfußboden. Eingerichtete Küche. Eine jener renovierten Wohnungen, in denen die Metropole ihre vielen Tausend Singles unterbringt.
Sie genoss die Dusche. Der heiße Strahl spülte das Regenwasser und den Schweiß von ihrer Haut. Sie tauchte in den Dampf und das Plätschern ein und hatte den Eindruck, sich darin aufzulösen. Sie bewegte sich noch immer am Rande eines Abgrundes ... Und wenn die Depression sie wieder überkommen würde? Sie ertastete die Shampoo-Flasche. Das beruhigte sie. Sie hatte das Gefühl, sich nicht nur die Haare, sondern auch die Seele zu waschen.

Mehr oder minder besänftigt, verließ sie die Kabine, trocknete sich ab und kämmte ihr Haar. Sie blickte in den Spiegel und wollte eine Sekunde lang nicht glauben, dass dieses harte, verschlossene Gesicht ihres war. In nur einem Tag war sie zehn Jahre gealtert. Ausgemergelte Wangen, zu hohe Backenknochen, Ringe und Falten um die Augen. Zum ersten Mal war sie froh, dass Thomas sie nicht mehr anrief. Dass niemand sie anrief. Sie hätte jedem Angst eingejagt.
Jeanne kehrte ins Wohnzimmer zurück. Die Feuchtigkeit der nachmittäglichen Regenschauer schwebte noch in der Wohnung. Die Nacht war schwül. Auf dem niedrigen Beistelltisch lag ein an sie adressierter Kraftpapierumschlag. Die beiden CDs des Abends. Das versiegelte Original und die Kopie der aufgezeichneten Gespräche von Antoine Féraud.
Das würde sie auf andere Gedanken bringen.
Sie begann sogleich mit ihrem kleinen Ritual. Ein Kaffee, dazu ein Glas Sprudel (eine Gewohnheit, die sie in Argentinien angenommen hatte). Dunkelheit. Notebook. Kopfhörer. Sie schmiegte sich wie eine Katze in die Kissen. Legte die CD ins Laufwerk ein.
»Ich habe immer denselben Traum«, sagte die Frau.
»Welchen Traum?«
»Ein goldener Engel rettet mich vor dem Tod.«
»Welchem Tod?«
»Ich springe aus dem Fenster.«
»Ein Selbstmord?«
»Ja, ein Selbstmord.«
»Haben Sie tatsächlich schon einmal in Betracht gezogen, sich umzubringen?«
»Das wissen Sie doch. Drei Jahre Depression. Zwei Monate in der Psychiatrie. Ein Jahr Gesichtslähmung. Ja, ich habe das durchaus ›in Betracht gezogen‹, wie Sie sagen.«
»Haben Sie versucht, sich aus dem Fenster zu stürzen?«
»Nein.«
Schweigen des Therapeuten. Eine Einladung zum Nachdenken.
»Nun ja, doch ...«, räumte die Frau ein.
»Wann war das?«
»Ich weiß es nicht mehr. Es war die Zeit, in der es mir besonders schlecht ging.«
»Erinnern Sie sich an die Umstände. Wo haben Sie damals gewohnt?«
»Boulevard Henri-IV, im 4. Arrondissement.«
»In der Nähe der Place de la Bastille?«
»Direkt an der Place, ja ...«
Antoine Féraud stellte keine Fragen mehr. Er schien gleichsam über einen Wahrheitsdetektor zu verfügen, der ihn in die Lage versetzte, unter dem Redefluss eine leise emotionale Vibration, ein Detail aufzuspüren, das seine Patienten veranlasste, sich zu öffnen.

»Ich erinnere mich«, murmelte die Frau. »Ich öffne das Fenster. Ich sehe den Himmel ... die Figur auf der Säule an der Place de la Bastille – der Genius der Freiheit ... Sie glänzt vor dem dunklen Himmel. Alles verkehrt sich in meinem Kopf. Das Nichts zieht mich nicht mehr an. Die Kraft des Engels pulsiert in mir. Seine Stärke. Er hält mich innerlich aufrecht. Er stößt mich zurück ins Leben.« Sie begann zu schluchzen. »Ich bin gerettet ... Gerettet ...«

Die Praxis des Dr. Féraud, das waren die Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Geschichten. Schicksale. Personen. Jeanne verglich die Haltung des Psychotherapeuten mit ihrer eigenen Rolle, wenn sie Verdächtige ausquetschte. Vordergründig verfolgten sie entgegengesetzte Ziele: Jeanne verhörte ihre ›Kunden‹, um sie hinter Gitter zu bringen, Féraud befragte sie, um sie zu befreien. Aber im Grunde handelte es sich immer darum, verborgene Taten zu gestehen. Jeanne lauschte noch immer. Vor allem auf die Stimme Férauds, die so etwas Warmes, Behagliches und Tröstendes hatte. Wie Blätter, die sich über einer Blüte schlossen.

Sie spielte die CD im Schnelldurchlauf ab. Blieb bei einem Patienten hängen. Überschwängliche Stimme, beschleunigter Redefluss. Der Mann sprach, hielt inne, redete weiter. Ein Wort ergab das andere. Assoziationen. Alliterationen. Gegensätze. Ein bisschen wie in diesem uralten Spiel: *Regenguss ... Gusseisen ... Eisenstab ...*

Der Patient schilderte einen Traum und den Anlass dieses Traumes. Bevor er zu Bett ging, hatte er ein intellektuelles Magazin, *La Règle du jeu*, gelesen. Dieser Name hatte ihm Jean Renoir in Erinnerung gerufen, den Regisseur eines gleichnamigen Films. In seinem Traum wurde der Spielfilm durch *Die Bestie Mensch*, einen anderen Film Renoirs, ersetzt, in dem Jean Gabin einen Dampflokführer spielt. Schreckliche, unvergessliche Schwarz-Weiß-Bilder der in vollem Tempo dahinrasenden Lok mit dieser tragischen Figur am Steuer. Diese Vision ging im Traum immer in die letzte Szene eines Stückes von Tschechow über – der Patient erinnerte sich nicht mehr an den Titel –, in dem die Protagonisten ihre letzten Worte wechseln, während aus den Kulissen das Pfeifen eines Zuges ertönt. Der Traum hatte auf eine schwer fassbare Weise den ganzen nächsten Tag überschattet.

Der Mann erinnerte sich jetzt an ein weiteres Detail. Während seines Studiums hatte er im Rahmen eines theaterwissenschaftlichen Seminars eine Hausarbeit über diese Schlussszene bei Tschechow geschrieben. Am Ende dieser Arbeit wies er darauf hin, dass für die Psychoanalyse ein Zug in einem Traum den Tod symbolisiere. Er erinnerte sich noch an etwas anderes: Nachdem er damals diese Hausarbeit geschrieben hatte, war er in eine Depression gefallen. Zwei Jahre lang war er nicht mehr an die Universität gegangen. Als hätten diese wenigen Zeilen über das russische Theaterstück und besonders über die Ankunft des Zuges eine seelische Krise ausgelöst und dem Tod einen beherrschenden Einfluss auf seinen

Geist eingeräumt.
Dank dieses Traumes und der Therapie fiel ihm nun ein weiterer Umstand ein. Ein Ereignis, das er nie mit alledem in Verbindung gebracht hatte. In dieser Zeit hatte sich seine Mutter, die ihn allein großgezogen hatte, wiederverheiratet. Sie war damals zu ihrem neuen Lebensgefährten gezogen und hatte ihn in ihrer Wohnung allein zurückgelassen. So war der Zug – der Tod – nicht nur in seiner Hausarbeit über Tschechow aufgetaucht. Er war auch in der Wirklichkeit erschienen: Der Zug hatte seine Mutter mit sich fortgenommen und ihn tief in seinem eigenen Unterbewusstsein getötet ...
Jeanne lauschte wie gebannt, während sie in die Dunkelheit starrte. Sie hatte Zeit und Raum vergessen. Mit aufgesetztem Kopfhörer trieb sie durch die Finsternis und ließ sich von diesen Stimmen durchdringen und berauschen, stets geleitet von der sanften und ruhigen Stimme Férauds.
Plötzlich wurde sie unruhig. Blickte auf ihre Uhr. Zwei Uhr nachts. Sie musste schlafen, damit sie morgens auf dem Damm war. Sie hatte bereits den gestrigen Tag im Büro verplempert.
Hastig hörte sie bei den Patienten vom späten Nachmittag hinein. *Einen letzten für unterwegs*. Sie stoppte bei dem Patienten um 18.00 Uhr.
»Legen Sie sich nicht hin?«
»Nein.«
»Dann setzen Sie sich. Machen Sie es sich bequem?«
»Nein. Sie wissen ganz genau, dass ich nicht wegen mir hier bin.«
Der Neuankömmling sprach mit großer Entschiedenheit. Er hatte eine harte und tiefe Stimme und einen spanischen Akzent.
»Gibt es was Neues?«
Férauds Stimme hatte sich verändert. Er wirkte angespannt, nervös.
»Was Neues? Seine Anfälle werden immer heftiger.«
»Was macht er während dieser Anfälle?«
»Ich weiß es nicht. Er verschwindet. Aber das ist gefährlich, da bin ich sicher.«
»Ich muss ihn sehen.«
»Unmöglich.«
»Ich kann keine Diagnose stellen, ohne mit ihm zu sprechen«, sagte Féraud. »Ich kann ihn nicht auf dem Umweg über Sie behandeln.«
»Das würde nichts bringen. Sie würden nichts sehen und nichts spüren.«
»Überlassen Sie es mir, das zu beurteilen.«
Féraud hatte diese Worte mit einer beispiellosen Heftigkeit hervorgestoßen. Er wirkte fast aggressiv. Aber der Spanier schien sich nicht einschüchtern zu lassen.
»Das Böse sitzt in seinem Innern, verstehen Sie? Es ist verborgen, unsichtbar.«
»Ich verbringe meine Tage damit, verborgene Geheimnisse auszugraben. Geheimnisse, von denen selbst diejenigen, die sie in sich tragen, nichts wissen.«
»Bei meinem Sohn ist das anders.«

»Anders inwiefern?«
»Ich habe es Ihnen schon erklärt. Gefährlich ist nicht mein Sohn, sondern *der Andere*.«
»Er leidet also an einer Persönlichkeitsspaltung?«
»Nein. Ein anderer Mensch lebt in seinem Innern. Vielmehr ein Kind. Ein Kind, das seine Geschichte, seine Entwicklung und seine Ansprüche hat. Ein Kind, das im Innern meines Sohnes herangewachsen ist. Wie ein Tumor.«
»Sprechen Sie von dem Kind, das Ihr eigener Sohn gewesen ist?«
Die spanische Stimme klang jetzt resigniert:
»Sie wissen, dass ich damals nicht da war ...«
»Was fürchten Sie jetzt?«
»Dass sich diese Persönlichkeit manifestiert.«
»Sich in welchem Sinne manifestiert?«
»Ich weiß nicht. Aber es ist gefährlich. *Madre de Dios!*«
»Sind Sie sicher, was diese Anfälle betrifft?«
Man hörte Schritte. Der Spanier wich zurück, zweifellos zur Tür.
»Ich muss los. Ich werde Ihnen bei der nächsten Sitzung mehr erzählen.«
»Sind Sie sicher?«
»Ich muss mit diesen Informationen zurechtkommen. All das sind Teile eines Ganzen.«
Ein Stuhl wurde gerückt: Féraud stand auf.
»Welches Ganzen?«
»Es ist ein Mosaik, verstehen Sie? Jedes Steinchen bringt die Wahrheit etwas deutlicher zum Vorschein.«
Der Spanier sprach jetzt ebenfalls immer hitziger. Seine Stimme wirkte wie verbrannt durch jahrelange Einwirkung von Hitze und Staub. Jeanne stellte sich einen hochgewachsenen, grauhaarigen, eleganten Mann um die sechzig vor. Ein Mann, der durch Hitze und Angst verdorrt war.
»Ich will ihn kennenlernen«, beharrte Féraud.
»Das ist zwecklos. Er wird nichts sagen. Ich meine: *der Andere* wird nichts sagen.«
»Wollen Sie es nicht wenigstens mal versuchen?«
Schritte. Offenbar ging Féraud dem Spanier nach, der sich an der Tür befand.
Kurze Stille.
»Ich werde sehen. Ich rufe Sie an.«
Abschiedsworte. Die Tür wurde zugezogen. Dann nichts mehr. Antoine Féraud musste seine Praxis bald darauf verlassen haben. Jeanne hörte sich diese rätselhafte Unterhaltung mehrere Male an und ging dann zu Bett, ohne in ihrem Schlafzimmer oder im Bad Licht zu machen.
Als sie sich die Zähne putzte, dachte sie daran, dass sie sich heute Abend nicht wieder hatte gehen gelassen. Sie hatte sich nicht gestreichelt. Sie war auf eine seltsame Weise stolz darauf. Es war ein *unschuldiger* Abend.

Sie streckte sich auf dem Laken aus. Die Hitze war unerträglich. Das Gewitter kam näher. Jeanne sah durch das Fenster die im Mondlicht schimmernden Wolken über den Himmel ziehen. Sie drehte sich um und schmiegte die Wange an ihr Kopfkissen. Frische. Sie parfümierte es jeden Abend mit Eukalyptus, ein Relikt ihrer Kindheit ...
Sie schloss die Augen. Antoine Féraud. Seine Stimme. Einige Stunden zuvor, bei ihrer Therapeutin, hatte sie nicht widerstehen können.
»Ich habe von einem Psychiater gehört«, sagte sie in möglichst gleichgültigem Ton.
»Antoine Féraud. Kennen Sie ihn zufälligerweise?«
»Flüchtig.«
»Was wissen Sie über ihn?«
»Er arbeitet in einer Klinik. Ich erinnere mich nicht mehr, in welcher. Außerdem hat er eine Praxis im 5. Arrondissement. Und einen guten Ruf.«
»Wie ist er?«
»Ich kenne ihn kaum. Ich bin ihm lediglich bei Kolloquien begegnet.«
»Wie sieht er aus?«
Ihre Therapeutin lachte belustigt.
»Ziemlich gutaussehend.«
»Das heißt?«
»Überdurchschnittlich attraktiv. Wozu diese Fragen?«
Jeanne hatte eine Geschichte über ein psychiatrisches Gutachten erfunden, eine unmittelbar bevorstehende Begegnung. Wie eine Maus war sie mit dieser wertvollen Information geflohen. *Überdurchschnittlich attraktiv ...*
Im Halbschlaf hing sie ihren Gedanken nach. Sie befand sich in der Mitte einer Furt. Sie hatte das Ufer Thomas verlassen – was ihr weit leichter gefallen war, als sie erwartet hatte –, aber sie war noch nicht am anderen Ufer angekommen. Dem der Stimme. Dem Férauds.
Und in der Zwischenzeit strömte der Fluss der Tage zwischen ihren nackten Füßen ...
Der Regen peitschte gegen die Scheiben – das Gewitter war endlich losgebrochen. Jeanne traf eine Entscheidung. Eine vage, unwillkürliche Entscheidung, die bereits vom Schlaf überschattet war, aber, wie sie wusste, am nächsten Morgen mit Nachdruck zurückkehren würde.
*Ich muss sein Gesicht sehen. Das Gesicht der Stimme.*

## 13

»Ich glaube, ich hab etwas«, sagte Bretzel.
Jeanne begriff nichts. Das Klingeln des Handys hatte sie aus dem Schlaf gerissen. Ihr Blick glitt zu der Uhr auf ihrer Nachtkonsole, auf die ein Lichtbalken fiel. Viertel nach neun. Sie war nicht aufgewacht.
»Ich höre«, sagte sie, nachdem sie sich geräuspert hatte.
»Drei Überweisungen von RAS in die Schweiz. Jedes Mal auf das gleiche Konto bei der UBS.«
Sie fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Die Sonne durchflutete ihr Zimmer. Sie hatte keine Ahnung, wovon er sprach.
»Die Beträge?«, fragte sie reflexartig.
»200 000 Euro, 300 000 und 250 000. In weniger als einer Woche.«
»Hast du den Namen des Empfängers?«, fragte sie, noch immer halb benommen.
»Natürlich nicht. Aber die Daten passen. Juni 2006. Kurz nach dem Transport der Waffen und der Bezahlung der Rechnungen von EDS. Über annähernd die gleichen Beträge. Jetzt müssen wir in der Schweiz nachforschen.«
RAS. Schweizer Banken. EDS ... Jetzt wusste sie, worum es ging. Osttimor. Waffengeschäfte. Das Spiel der Korruption zwischen dem Industrieunternehmen und Angehörigen des französischen Verteidigungsministeriums. Aber ihr Bewusstsein war noch immer überschattet von dem Albtraum, der die ganze Nacht hindurch mehrfach wiedergekehrt war.
Jeanne bewegte sich durch ein Labyrinth aus feuchtem Beton. Sie entdeckte den verstümmelten, dicken Körper von Nelly Barjac in einer Pfütze. Eine Art Gollum mit wuchtigem Schädel verschlang ihr Fleisch. Aufstoßend und stöhnend riss er die Haut auf, saugte Knochen aus, wühlte mit seinen gekrümmten Fingern im Gehirn und riss blutige Fleischstücke ab. Im Traum war Gollum eine sterile oder vergewaltigte Frau. Sie grunzte mit blutverschmiertem Mund. Auf dem Bauch trug sie eine frische Narbe. Vielleicht die Spur der Geburt eines Ungeheuers, das die mollige Zytogenetikerin nicht aufgespürt hatte.
Das Ende des Traums war furchtbar. Gollum hob die Augen und entdeckte einen Spiegel. Die Kannibalin war niemand anderes als Jeanne selbst.
»Hörst du mir überhaupt zu? Ich hab dich doch nicht geweckt?«
»Nein, nein.«
»Ich habe gesagt: Die Schweiz, das wird ganz schön schwierig werden.«
Jeanne konzentrierte sich. Bretzel hatte Recht. Sie hatte bereits mit schweizerischen Behörden zu tun gehabt. Die Identität eines Kontoinhabers bei einer Schweizer Bank wurde nur dann offengelegt, wenn der Nachweis erbracht wurde, dass die überwiesenen Gelder aus illegalen Quellen stammten. Im konkreten Fall bedeutete dies: Sie mussten nachweisen, dass die Geldüberweisung auf gefälschte

Rechnungen zurückzuführen war.
»Wir werden sehen«, sagte sie, während sie sich in ihrem Bett aufrichtete. »Und was ist mit den Transkriptionen?«
»Nichts. Nicht eine verdächtige Unterhaltung. Eine Sackgasse.«
»Und die E-Mails?«
»Null. Wir müssen einen Gang höher schalten. Durchsuchungen?«
»Nein. Ich werde sie eher vorladen.«
»Hast du denn genug vorzuweisen?«
»Ich hab nichts. Außer dem Überraschungseffekt.«
»Das musst du selbst wissen. Ich werde bei den Überweisungen und Transfers weiter nachbohren.«
»Ruf mich an. Ich schreibe die Vorladungen.«
»Eine letzte Sache. Mir fehlt eine richterliche Anordnung.«
Für jede Abhörmaßnahme bedurfte es einer richterlichern Anordnung. Jeanne stellte sich dumm:
»Welche?«
»Diejenige, die die Überwachung des Psychiaters Antoine Féraud betrifft.«
»Das muss meine Assistentin vergessen haben.«
»Hältst du mich für blöd? Ich kann die Sache vertuschen, aber die Typen von der SIAT können das nicht. Sie brauchen für jede Installation eine unterzeichnete richterliche Verfügung. Das lernt ein Jura-Student im ersten Semester.«
»Ich kümmere mich darum. Ich lass sie dir zukommen.«
»Das Papier ist schnuppe. Wenn du mich zu einer illegalen Lauschoperation veranlassen willst, dann spiel mit offenen Karten. Wir treffen uns und reden drüber.«
»Einverstanden. Wir reden drüber. Aber nicht am Telefon.«
Jeanne legte auf. Dann rief sie Claire im Büro an, um ihr mitzuteilen, dass sie sich verspäten würde. Sie stand auf. Setzte einen Nespresso auf. Schluckte ihr Antidepressivum. Ging ins Bad. Unter der Dusche dachte sie nochmals an Bretzels Warnung. Diese Lauschoperation würde sie teuer zu stehen kommen. Ziemlich naiv zu glauben, dass die akustische Überwachung von Férauds Praxis unbemerkt bleiben würde ...
Sie kehrte geduscht, frisiert und geschminkt in die Küche zurück. Der Kaffee war kalt. Sie brühte sich noch einen und strich sich eine Scheibe Vollkornbrot. Während sie hineinbiss, sah sie vor ihrem inneren Auge Szenen aus dem Albtraum wieder. Gollum. Weißes und schwarzes Fleisch. Knurren. Dann wandten sich ihre Gedanken der Wirklichkeit zu. Der Besuch am Vortag. Der Tatort. Die Fruchtbarkeit als Ziel der Begierde. Der verschlungene Uterus. *Eine Frau, ja, vielleicht ...*
Eine halbe Stunde später raste Jeanne über die Schnellstraße, ohne irgendein Tempolimit zu beachten. Zwanzig Minuten später saß sie hinter ihrem Schreibtisch,

umgeben von den Unterlagen zu Osttimor. Sie wollte den Morgen – das, was davon noch übrig war – dazu nutzen, sich gründlich mit der Akte vertraut zu machen, bevor sie die Vorladungen unterzeichnete.
Jeanne las noch einmal die Dokumente des Antrags auf Einleitung eines Ermittlungsverfahrens durch. Irgendetwas stimmte nicht. Weshalb wurden Waffen an Rebellen in einem so entlegenen Land verkauft? Reines Profitinteresse? Der Deal hatte eine Million Euro eingebracht, die sich die an der Transaktion Beteiligten obendrein auch noch teilten. Nicht viel Geld für ein solches Geschäft. Und dabei war das Risiko groß, dass die Medien lang und breit darüber berichten würden. Die Mitwirkung an der Ermordung eines Friedensnobelpreisträgers war keine Kleinigkeit.
Sie wandte sich wieder ihrer Dokumentation zu und suchte nach einem Schlüssel. Es dauerte nicht lange, bis sie ihn entdeckte. In Osttimor gab es Erdöl. Bei Probebohrungen waren unlängst vor der Küste der Insel bedeutende Vorkommen entdeckt worden. Der Marktwert der Offshore-Vorkommen wurde auf insgesamt fünfzehn Milliarden Dollar geschätzt. Die Australier hatten ein Abkommen mit der amtierenden Regierung geschlossen. Im Fall eines Staatsstreichs würden sich die neuen Machthaber – die Rebellen – neue Partner für die Ausbeutung dieser Vorkommen suchen. Warum nicht diejenigen, die sie mit Waffen versorgt hatten? Man musste die Geschichte also andersherum lesen. Bernard Gimenez, der für das Verteidigungsministerium arbeitete, hatte die Firma EDS Technical Services nicht deshalb protegiert, um für seine Partei, die PRL, geheime Gelder zu kassieren. *Es war umgekehrt*. EDS hatte auf Anweisung der Politiker gehandelt und Waffen für einen Putsch bereitgestellt, der dem Interesse Frankreichs dienen konnte. Politiker und Industrielle hatten sich anschließend den Kuchen geteilt – die Gewinne aus dem Verkauf von Waffen –, aber das waren nur die Appetithäppchen. Alle warteten auf den Hauptgang: die Erschließung der Ölvorkommen.
Das einzige Problem: Der Putsch war gescheitert. Die Sache war erledigt. Aus diesem Grund gaben die Tonbandaufzeichnungen nichts her. EDS Technical Services, RAS und die PRL hatten keine Kontakte mehr. Diese Situation bestärkte Jeanne in ihrem Entschluss. Die Fortführung der Telefonüberwachung würde nichts bringen. Sie musste die Protagonisten der Affäre vorladen.
»Kann ich gehen?«, fragte Claire.
Jeanne blickte auf ihre Uhr: vier. Beim Studium der Dokumentation war die Zeit wie im Flug vergangen. Sie erinnerte sich, dass heute Freitag war. Dank der Arbeitszeitverkürzung glich der letzte Tag der Arbeitswoche einem Stück Chagrinleder.
»Kein Problem. Ich werde noch weiterarbeiten.«
Claire verschwand mit einem Rascheln ihres Kleides. Jeanne streckte sich und betrachtete die Akten auf ihrem Schreibtisch. Sie musste heute noch weitere Fälle erledigen. Doch sie wollte zunächst das Osttimor-Dossier abschließen. Sie wollte

genau wissen, wo im Pazifik dieser strategische Punkt lag. Also entfaltete sie die Karte, die Claire am Vortag gekauft hatte, und machte sich auf die Suche nach der Insel in Form eines Krokodils.
Jeanne folgte den Linien, den Riffen und den Küsten und ließ sich von dem Klang der exotischen Namen einlullen. Ihre Gedanken schweiften ab. Sie erinnerte sich an ihre große Reise. Nach ihrem Abschluss an der Nationalen Hochschule für das Richteramt hatte sie sich ein Sabbatjahr gegönnt, um den südamerikanischen Kontinent zu durchqueren.
Sie hatte ihre Reise in Mittelamerika begonnen. Nicaragua. Costa Rica. Dann Südamerika im eigentlichen Sinn. Brasilien, Peru, Argentinien, Chile ... Das war keine übliche Rundreise. Jeanne hatte dieses riesige Gebiet allein bereist, mit zusammengebissenen Zähnen. Dabei hatte sie sich ständig gesagt: »Das kann man mir nicht mehr nehmen. Jede Empfindung, jede Erinnerung ist in meinem Innern gespeichert.« Ein Abdruck, eine Spur, eine Öffnung, die sie in ihrem Innern bewahren würde. Bei Liebeskummer konnte ihre Seele dort Zuflucht und Trost finden ...
17.00 Uhr. Sechzig Minuten lang Träumereien. Mist. Sie beeilte sich. Schrieb mehrere Notizen für Claire, im Hinblick auf die Vorladungen von Bernard Gimenez, Schatzmeister der PRL, Jean-Pierre Grissan, Generalsekretär, Simon Maturi, Generaldirektor der Firma RAS, Jean-Louis Demmard, Chef von Noron, und Patrick Laiche, Geschäftsführer von EDS.
Sie legte die Zettel auf Claires Schreibtisch. Betrachtete die anderen Akten. Sie hatte die Wahl. Sie konnte sich bis 22.00 Uhr in ihr Büro einschließen, um diesen Papierkram zu erledigen, oder sich verdrücken, in ihre Wohnung fahren und sich im Bett einige Folgen von *Grey's Anatomy* ansehen, während sie ihr übliches Schälchen trockenen Reis verzehrte.
Tatsächlich gab es noch eine weitere Möglichkeit. Jene, die ihr seit dem Morgen im Kopf herumging.

## 14

Die Praxis von Dr. Antoine Féraud befand sich in der Rue Le Goff 1. Eine kurze Gasse, die im Schatten des Panthéon die Rue Gay-Lussac mit der Rue Soufflot verbindet. In den Windungen dieser recht dunklen Gasse verbergen sich Steintreppen, wie man sie auch auf dem Montmartre findet und die zu noch schmaleren Gässchen führen. Das Praxisgebäude stand an der Ecke zwischen Rue Le Goff und Rue Soufflot. Jeanne hatte sich in ihrem Wagen an der Kreuzung schräg gegenüber postiert.
Ihr Plan war einfach, um nicht zu sagen schlicht. Sie wollte den Psychiater am Eingang des Gebäudes abpassen. Dann seine Handynummer anrufen, um zu überprüfen, ob es sich tatsächlich um ihn handelte. Um ihm dann zu folgen ... Jetzt wartete sie schon seit einer Stunde, beobachtete den großen steinernen Vorbau, der von der spätnachmittäglichen Sonne sanft erwärmt wurde. Bislang hatten lediglich zwei Männer und eine Frau das Gebäude verlassen.
Keine Spur von Antoine Féraud.
Innerhalb dieser Stunde hatte sie genug Zeit gehabt nachzudenken. Vor allem über die Lächerlichkeit dieser Situation: Eine Ermittlungsrichterin, die sich in ihrem Wagen versteckte und einem Psychiater auflauerte, dessen Stimme sie verführerisch fand. *Leidenschaftlich.* Sie war doch eine Romantikerin. Immer wieder versuchte sie, sich ihn vorzustellen. Hochgewachsen, schlank, aber nicht mager. Braune Haare, lange Hände – die Hände waren für sie sehr wichtig. Und vor allem: ein ausdrucksstarkes Gesicht. Sie hatte keine konkreten Vorstellungen von seinem Gesicht, aber es wies gewiss markante Züge auf. Herausgemeißelt von einem echten Charakter. Eine Entscheidungsstärke, die sich in einer ganz bestimmten Physiognomie manifestierte.
Noch eine halbe Stunde. Sie schaltete das Radio ein. Harmloser Rock. Ihre Gedanken schweiften ab. Thomas würde nicht mehr anrufen. Auch sie hatte nicht angerufen. Wenn es keine Hoffnung mehr gab, blieb wenigstens der Stolz. Sie dachte auch an Osttimor und ihre Vorladungen, die bestimmt ein Schlag ins Kontor sein würden. An die richterliche Anordnung der Lauschoperation gegen Féraud, die sie noch immer nicht ausgestellt hatte. Ein weiterer Bumerang und ....
Ein Mann trat aus dem Eingang heraus.
Auf den ersten Blick wusste sie, dass er es war.
Ein Meter achtzig, spindeldürr, langes, schwarzes Haar. Ein hageres Gesicht mit einem Dreitagebart. Trotz der buschigen schwarzen Brauen fehlte es dem Gesicht an männlicher Ausstrahlung. Vor allem das rundliche, fliehende Kinn drückte nicht die Entschlossenheit aus, die sich Jeanne gewünscht hätte. *Man kann nicht alles haben.* Aber vor allem eines passte nicht: sein Alter. Féraud schien um die fünfunddreißig zu sein. Dem Klang seiner Stimme nach hatte sie ihn zehn Jahre

älter geschätzt ...
Sie wählte die Nummer. Der Mann blieb stehen, wühlte in seinen Taschen. Er trug einen zerknitterten hellgrauen Leinenanzug, an dem sein Arbeitstag seine Spuren hinterlassen zu haben schien.
»Hallo?«
Sie legte auf. Ein wohliger Schauer überkam sie, als er ganz nah an ihr vorbeiging und die Einfahrt zur Tiefgarage in der Rue Soufflot ansteuerte. Bevor er verschwand, fuhr er sich mit der Hand durch die Haare. Lange Pianistenfinger. Diese Hände machten das Marderkinn und sein jugendliches Aussehen wett.
Jeanne drehte den Zündschlüssel. Sie sah, dass die Tiefgarage zwei Ausfahrten hatte, auf der linken und der rechten Seite der Straße. Wo würde er herauskommen? Was für ein Auto fuhr er? Da sah sie, wie auf der anderen Straßenseite ein heruntergekommener Motorroller Richtung Boulevard Saint-Michel düste. Ihr blieb gerade noch die Zeit, unter dem Helm das Gesicht zu erkennen. Féraud. Sie schaltete in den ersten Gang und wendete. Der Psychiater hielt bereits vor der roten Ampel am Boulevard Saint-Michel; durch den Blinker zeigte er an, dass er rechts abbiegen wollte – Richtung Seine. Einige Sekunden später kam Jeanne hinter dem Motorroller zum Stehen. Ihr Herz klopfte vor Erregung.
Grün. Féraud fuhr den Boulevard Saint-Michel hinunter, vorbei an dem Brunnen auf der Place Saint-Michel, und bog links in die Seineuferstraße ein. Er fuhr gemächlich, wie ein Mann, der weder in Eile noch gestresst ist. Würde er sich mit einer Frau treffen? Jeanne öffnete und ballte in einem fort ihre Fäuste am Lenker. Ihre Handflächen waren feucht. Sie hatte das Radio ausgeschaltet. Mit ihrer schwarzen Sonnenbrille schien sie der Parodie eines Spionagefilms entsprungen zu sein.
Auf dem Quai des Grands-Augustins gab Féraud Gas. Quai de Conti. Quai Malaquais. Quai Voltaire. Er wechselte auf die Schnellspur und fuhr langsamer. Jeanne ließ zwei Fahrzeuge zwischen sich und den Motorroller. Alles lief gut. Sie konnte sogar die Schönheit der Umgebung genießen. Die Brücken, die in der Abenddämmerung aufflammten. Die Gebäude auf dem rechten Seineufer, die in ihrem eigenen Schatten versanken. Die Seine, deren Wasser sich wie zäher Schlamm kräuselte. Und dieses intensive rosafarbene Licht, das sich wie ein Laken auf die Stadt herabsenkte. Féraud fuhr noch immer. Wo war er?
Hinter dem Pont de la Concorde fuhr er links in den kurzen Tunnel hinein, der zur Ausfahrt führte. Auf dem Pont des Invalides bog er rechts ab, überquerte die Seine, bog ein weiteres Mal rechts ab, fuhr die Uferstraße in umgekehrter Richtung bis zur Höhe des Pont Alexandre-III hinauf. Jeanne dachte an *Show-Case*, einen neuen, angesagten Schuppen zwischen den Strebepfeilern der Brücke. Aber Féraud hielt vor den Gärten, die den Grand Palais säumen, verstaute seinen Helm im Topcase und ging zu Fuß in Richtung Avenue Winston-Churchill.
Jeanne folgte seinem Beispiel. Sie parkte am Fuß einer der Quadrigen des Grand

Palais. Ein Gespann wilder Pferde, das sich an der Spitze des Glasdachs emporschwang. Féraud stapfte in Richtung des Gebäudeportals. Jeanne erinnerte sich daran, dass das Museum eine Ausstellung mit dem Titel »Wien 1900« zeigte, die den Malern der Wiener Secession gewidmet war – Klimt, Egon Schiele, Moser, Kokoschka. Ihr schoss der – reichlich absurde – Gedanke durch den Kopf, dass sich dies ganz gut traf, denn die Ausstellung wollte sie sich schon lange ansehen.
Der Psychiater stieg bereits die Stufen hinauf. Sie ging schneller, hoch über ihrem Kopf die riesige Glas- und Stahlkuppel erahnend, die die letzten Sonnenstrahlen wie eine gigantische Lupe sammelte und bündelte. Sie fühlte sich winzig und zugleich leicht, erregt, trunken in diesem Paris, das in der einbrechenden Dämmerung wie ermattet dalag.
Féraud war verschwunden. Er musste irgendeinen Ausweis besitzen, der ihm das Anstehen ersparte. Eine lange Warteschlange erstreckte sich auf der anderen Seite bis zu den Champs-Élysées. Jeanne kramte in ihrer Tasche: Sie besaß ebenfalls einen »magischen Schlüssel«: einen blauweißroten Amtsausweis, der ihr bei Haussuchungen die Türen öffnete. Er würde ihr auch die Türen zu den Wiener Malern öffnen.
Einige Minuten später betrat sie den Ausstellungssaal. Zunächst erschienen ihr diese goldbraunen, rötlichen und braunen Leinwände wie große Bühnenvorhänge, die für ein noch gewaltigeres, noch vielschichtigeres Spektakel aufgezogen worden waren, das sämtliche Künste miteinander vereinen würde. Wien zu Anfang des 20. Jahrhunderts, wo viele Kunstrichtungen eine Blüte erlebten – Malerei, Skulptur, Architektur, aber auch die Musik mit Mahler und Schönberg ... Ganz zu schweigen von der grundlegenden Revolution, die gleichsam den Nährboden bildete: der Psychoanalyse.
Einige Meter vor ihr betrachtete Féraud in aller Ruhe jedes Gemälde. Er hatte keinen Katalog bei sich. Las nicht die Titel unter den Werken. All dies schien ihm vertraut zu sein. Jeanne entspannte sich und nahm sich die Zeit, ebenfalls die Gemälde zu bewundern. Der erste Saal war Klimt gewidmet. Wie immer versetzte sie die Originalität dieses Malers in atemloses Staunen. Der kleinste Farbton. Der kleinste Strich. Das unscheinbarste Motiv. All dies vollzog einen radikalen Bruch mit allem, was zuvor gemalt worden war. Aber es war ein sanfter Bruch. Gleichmäßige wässrige Farbtöne, die an japanische Stiche erinnerten. Raffinierte Farbgebung. Glänzendes Gold. Effekte, die an Emaille, Perlen, farbiges Glas und Bronze gemahnten ...
Und erst die Frauen. Schlummernde Feen mit langem honigfarbenem Haar, die sich an fantastische und zugleich strenge Ornamente schmiegten. Jede Frau umgab ein ornamentaler Nimbus – Figuren und Arabesken, die wie in einem Gewebe angeordnet waren und ihren Schlaf behüteten. Manchmal nahm diese Szenerie einen aquatischen Charakter an. Lange Haare trieben wie Rotalgen in einer Strömung. Der matte Glanz von Perlen und Goldflecken blitzte wie durch eine

dicke Harzschicht. Diese Gemälde waren buchstäblich ein »Bad« für die Augen, die Seele, das Herz ...
Féraud war stehen geblieben, vertieft in die Betrachtung eines kleinen Bildes mit einer Seitenlänge von weniger als einem Meter. *Jetzt oder nie*, sagte sie sich. Sie ging in seine Richtung – zuerst bloß mal neben ihn stellen, dann wird man weitersehen. Mit trockenem Mund und auf wackligen Beinen näherte sie sich, wobei sie im Geiste einige Komplimente wiederholte, die man ihr in letzter Zeit gemacht hatte. Der Absinth-Vergleich von Thomas. Die Bemerkung Taines über ihre Hand im Nacken. Und ihre Mitarbeiterin Claire hatte sie mit der Schauspielerin Julianne Moore verglichen ...
Seit mindestens einer Minute stand sie – vollkommen reglos – neben Antoine Féraud, vor einem Bild, für das sie keine Augen hatte.
Und er hatte gerade etwas gesagt.
Diese Stimme, die sie so oft im Kopfhörer vernommen hatte, hallte jetzt *live* dicht an ihrem Ohr wider.
»Ent... Entschuldigung?«
»Ich habe gesagt, dass ich jedes Mal, wenn ich dieses Bild sehe, an Baudelaire denken muss. ›Ich habe Schmutz geknetet und in Gold verwandelt ...‹«
Jeanne hätte beinahe laut aufgelacht. Ein Mann, der gleich zu Anfang Baudelaire zitiert, ist nicht wirklich reif für eine Online-Partnervermittlung. Aber wieso eigentlich nicht? Sie betrachtete Klimts Gemälde. Es zeigte eine sehr blasse Frau in einem türkisfarbenen Kleid vor einem orangenen Hintergrund. Das Porträt war in Höhe der Taille abgeschnitten.
Sie hörte sich in beinahe aggressivem Ton fragen:
»Ist der Schmutz Ihrer Meinung nach die Vorlage?«
»Nein«, antwortete Féraud mit sanfter Stimme. »Der Schmutz ist das Alter, das diese Frau verzehren und ihre Schönheit zerstören wird. Die Eintönigkeit des Alltags, die sie zermürben wird. Die Banalität, die nach und nach Besitz von ihr ergreifen wird. Klimt hat sie all dem enthoben. Er hat es verstanden, ihr inneres Brodeln einzufangen. Diesen Moment der Anmut zu enthüllen, der zwischen zwei Herzschlägen aufblitzt. Er hat diesen intimen Moment unsterblich gemacht.«
Jeanne lächelte. Die Stimme der digitalen Aufzeichnungen. Näher. Wirklicher. Ihren Hoffnungen entsprechend. Sie musterte das Bild. Der Psychiater hatte Recht.
*Porträt von Johanna Staude.*
Als Erstes sprangen einem die beiden Komplementärfarben ins Auge. Das mineralische Türkisgrün des Kleides, das der Maler wie mit Kristallen gemalt zu haben schien. Der rötliche Hintergrund, der wie ein Stück Lava glühte. Jeanne fiel der berühmte Vers von Paul Éluard ein: »Die Erde ist blau wie eine Orange.«
Wenn man diesen ersten Schock überwunden hatte, entdeckte man das Gesicht. Rund und weiß wie der Vollmond. Dieser blasse Fleck, der von einem schwarzen Pelzkragen gesäumt wurde, war der Schlüssel zum Verständnis des Gemäldes. Er

enthüllte eine unaussprechliche Wahrheit, eine märchenhafte Poesie, die einen direkt ins Herz traf und vielleicht noch tiefer: ins Geschlecht. An den Wurzeln des Seins ...
Jeanne empfand eine zärtliche Zuneigung zu dieser Frau. Dieses mondweiße Pierrot-Gesicht. Dieses kurzgeschnittene schwarze Haar, das damals revolutionär gewirkt haben musste. Diese dünnen roten Lippen. Diese dichten Brauen, die an Satzzeichen erinnerten. All diese Details erinnerten sie an einen Werbespot, der ihr als junges Mädchen sehr gut gefallen hatte. Für das Parfüm Loulou von Cacharel. Eine junge Frau schien auf der sanftesten Melodie der Welt zu schweben: der *Pavane* von Gabriel Fauré.
Sie hatte ihren Verbündeten gefunden. Mit einem Mal fühlte sie sich stärker, robuster – aber noch immer nicht in der Lage zu sprechen. Und das Schweigen zog sich in die Länge. Sie zerbrach sich den Kopf darüber, was sie sagen konnte ...
»Ich besuche diese Ausstellung zum fünften Mal«, fuhr er fort. »Ich erlebe hier eine Art Beruhigung. Diese Ausstellung ist für mich ein Quell der Entspannung und der Heiterkeit.« Er schwieg einen Augenblick, wie um sie das Plätschern dieser Quelle hören zu lassen. »Kommen Sie, ich möchte Ihnen etwas zeigen.«
Jeanne folgte. Sie schwebte förmlich. Sie gingen in den folgenden Ausstellungsraum. Trotz ihrer Aufregung bemerkte sie, dass sich die Atmosphäre veränderte.
Die Wände waren überzogen von Schreien und Verletzungen. Körper, die von Krämpfen geschüttelt wurden. Gesichter, entstellt von Wollust oder Angst. Aber vor allem war es die Stofflichkeit der Malerei selbst, die den Betrachter anfiel. Pastoses Braun, Ocker oder Gold, wie mit einem Messer aufgebracht. Dicke, verrührte, angeriebene Farben, die an bestellte Felder erinnerten, Schmale Gesichter, hervortretende Augen, gekrümmte Klauenhände. Farbflächen, die an gepflügte Äcker erinnerten. Jeanne musste an eine Art *Semana Santa* in Sevilla denken. Eine Woche der Buße, wo die Kapuzen diese Gesichter gewesen wären und die Kerzen ihre leuchtenden Hände.
»Egon Schiele!«, rief Féraud aus. »Trotz der Unterschiede zu Klimt verschafft auch er mir eine Art Erleichterung. Seine Gewalttätigkeit ist positiv, heilsam. Ich bin Psychiater und Psychoanalytiker. Meine Arbeitstage sind manchmal ... schwierig. Diese Bilder vom Anfang des 20. Jahrhunderts geben mir Mut und Energie.«
»Tut mir leid«, brachte sie flüsternd heraus. »Ich verstehe wirklich nicht ...«
»In diesen Werken offenbart sich das Unbewusste! Sie beweisen, dass die Welt, der ich mein Leben widme, tatsächlich existiert. Traum, Sexualität, Angst ... Egon Schiele stülpt die Seele um, als wäre sie ein Handschuh. Er räumt mit dem falschen Anschein, den bürgerlichen Gewissheiten, den tröstlichen Lügen auf ...«
Jeanne drehte sich alles im Kopf. Sie hatte den ganzen Tag nichts gegessen. Ihre Gefühle nährten ihre Wahrnehmung. Doch trotz seiner verführerischen Stimme und seines guten Aussehens hatte sie den Eindruck, dass Antoine Féraud verrückt war.

»Entschuldigen Sie«, sagte er leiser, wie um sie zu beschwichtigen. »Ich lasse mich gehen ... Dabei habe ich mich nicht einmal vorgestellt.« Er streckte ihr die Hand entgegen. »Antoine Féraud.«
Sie drückte seine Hand schwach und betrachtete ihn zum ersten Mal aus der Nähe. Ein ausdrucksvolles, fiebriges, aber auf seltsame Weise erloschenes Gesicht. Féraud wollte weder aufschneiden noch sich verstecken. Er stand vor ihr, verletzlich, nachlässig gekleidet, nackt ...
»Jeanne Korowa.«
»Ist das polnisch?«
»Das ist der Name der Bar in *Clockwork Orange*.«
Guter Gott, sie redete Stuss. Weshalb erwähnte sie diesen extrem gewalttätigen Film?
»Aber ist er polnisch?«, fragte Féraud nach.
»Entfernt. Mein Vater war Pole, aber er ist immer ... weit weg gewesen.«
Noch eine Information, die die Unterhaltung belastete. Sie wollte witzig sein. Tatsächlich wirkte sie tragisch. Aber Féraud hatte eine Art, sie zu betrachten, sie mit seinem Blick zu umfangen, die bereits eine aufmerksame Zuwendung verriet.
»Sie scheinen nicht auf dem Damm zu sein. Kennen Sie das Stendhal-Syndrom?«
»Dario Argento«, flüsterte sie.
»Wie bitte?«
»*Das Stendhal-Syndrom*, ein italienischer Thriller von Dario Argento.«
»Kenne ich nicht. Ich rede von dem psychiatrischen Syndrom. Menschen, die überempfindlich auf kulturelle Reizüberflutung reagieren. Die zum Beispiel ohnmächtig werden, wenn sie ein Gemälde sehen.«
»Darum geht es in dem Film.«
Wieso beharrte sie darauf? In Rückblenden sah sie verschiedene Filmszenen. Asia Argento, die durch die Straßen Roms spaziert, eine blonde Perücke auf dem Kopf, bereit, jeden umzubringen. Vergewaltigte Frauen. Ein Gesicht, weggeschossen von einer Kugel aus einer Automatik ...
Sie hob die Hand an ihre Stirn und fügte entschuldigend hinzu:
»Ich habe den ganzen Tag nichts gegessen. Ich ...«
Sie konnte ihren Satz nicht vollenden. Féraud hakte sie entschieden unter.
»Kommen Sie, schnappen wir ein wenig Luft. Ich lade Sie zu einem Eis ein.«

## 15

Die frische Luft verschaffte ihr auch keine Erleichterung. In der untergehenden Sonne zitterten die Schatten der Blätter auf dem Boden, und sie hatte den Eindruck, als würde ihr Gehirn die Dinge um sie herum verwackeln. Sie schämte sich für ihren Zustand. Gleichzeitig war sie insgeheim sehr froh darüber, dass ihr so geholfen wurde.
Sie überquerten die Avenue in Richtung des Théatre Marigny und kauften dann an einem Kiosk ein italienisches Eis.
»Gehen wir ein paar Schritte?«
Jeanne nickte. Sie genoss die kühle Frische des Eises und die Zartheit der Frage. Schweigend schlenderten sie Richtung Place de la Concorde. Sie war schon lange nicht mehr durch diese Gärten gebummelt. Die anderen Parks hinter ihren Gittern wirken immer beengend. Dagegen öffnen sich die Gärten an den Champs-Élysées zur Stadt hin, zu der dröhnenden Avenue mit dem Verkehr, dem Lärm und den Abgasen ... Man erlebt eine echte Begegnung. Eine Romanze zwischen Laubwerk und Asphalt, Spaziergängern und Fahrzeugen, Natur und Umweltverschmutzung.
»Ich habe mich hinreißen lassen«, gestand Féraud. »Wien, Anfang des 20. Jahrhunderts ... Das ist meine Passion. Diese Zeit, wo in heimeligen Lokalen bei Kaffee und Strudel so viel Bahnbrechendes geleistet wurde! Klimt, Freud, Mahler ...«
Sie konnte nicht glauben, dass er schon wieder damit anfing. Er erging sich in einer ausführlichen Schilderung der geistigen Blüte dieser Epoche. Jeanne hörte nicht mehr zu. Seine Gegenwart sprach sie körperlich an.
Sie schlenderten weiter, zwischen den Schatten der Bäume und Sträucher, während die Autos mit Vollgas vorbeirasten. Die Abenddämmerung tauchte alles in ihren purpurnen Schein. Die Eisengitter leuchteten wie brennende Zielscheiben. Schon lange war Jeanne nicht mehr so glücklich gewesen.
Féraud sprach mit Leidenschaft. Sie hörte ihm noch immer nicht zu. Was sie berührte, war seine Begeisterung. Seine spontane, redselige Seite. Und auch sein Wille, sie mit seinen Kenntnissen zu verführen.
An der Place de la Concorde nahm er ihren Arm.
»Versuchen wir's mit den Tuilerien?«
Sie nickte. Der Verkehrslärm. Der Gestank der Abgase. Die steinernen Springbrunnen schimmerten rosa. Touristen, die einander verzückt fotografierten. Alles, was sie an einem gewöhnlichen Tag geärgert hätte, wirkte jetzt verzaubert und unwirklich.
»Ich rede wie ein Wasserfall, dabei weiß ich nichts über Sie«, sagte Féraud, während sie die Tuilerien betraten. »Was arbeiten Sie, wenn ich fragen darf?«
Natürlich würde sie ihm nicht die Wahrheit sagen.

»Ich arbeite in der Kommunikationsbranche«, antwortete sie aus dem Stegreif.
»Was heißt das?«
»Ich bin Inhaberin eines Textbüros. Wir verfassen Werbebroschüren. Nichts Aufregendes.«
Féraud wies auf eine Bank. Sie nahmen Platz. Die Nacht senkte sich auf die Gärten herab und verlieh den Gegenständen eine größere Schwere. Die Dunkelheit entsprach der Gemütslage Jeannes, die sich gern dieser Tiefe und Schwere hingab.
Féraud fuhr fort:
»Was zählt, ist, dass man seinen Beruf jeden Tag, jede Minute liebt.«
»Nein«, erwiderte sie, ohne nachzudenken, »was zählt, ist die Liebe.«
Schon presste sie die Lippen zusammen, weil ihr eine solche Dummheit herausgerutscht war.
»Wissen Sie, das Sie eine ganz besondere Art haben, ›nein‹ zu sagen?«
»Nein.«
Féraud lachte hellauf.
»Wieder das Gleiche! Sie wenden kurz den Kopf zur Seite, ohne diese Geste zu vollenden.«
»Weil ich nicht nein sagen kann, nicht vollständig.«
Er nahm ihre Hand und drückte sie sehr zärtlich.
»Sagen Sie dies nie zu einem Mann!«
Sie wurde rot. Auf jede Erwiderung folgte ein kurzes Schweigen. Eine Pause, in der sich Verlegenheit und Freude miteinander verbanden. Wie lange hatte man ihr nicht mehr so zärtliche Worte gesagt?
Sie versuchte, in der Gegenwart, im Gespräch zu bleiben – und nicht vor lauter Glück den Kopf zu verlieren.
»Und Sie«, zwang sie sich zu fragen, »laden sich diese ganze Wäsche auf?«
»Welche Wäsche?«
»Sie waschen doch die Schmutzwäsche Ihrer Patienten, oder?«
»Das kann man so sagen, ja. Es ist nicht immer leicht, aber mein Beruf ist meine Passion. Ich lebe ausschließlich dafür.«
Jeanne sah in diesem Satz ein positives Anzeichen. Keine Frau. Keine Kinder. Sie bedauerte es bereits, gelogen zu haben. Denn sie hätte genau das Gleiche über ihren Beruf sagen können. Zwei, die ihren Beruf liebten. Zwei, deren Herz frei war.
»Wie erklären Sie sich diese Passion?«
»Wollen Sie den Analytiker analysieren?«
Sie schwieg und wartete auf seine Antwort.
»Ich glaube, mir gefällt es, im Zentrum des Mechanismus zu stehen.«
»Was für eines Mechanismus?«
»Des Mechanismus der Väter. Der Vater ist der Schlüssel zu allem. Die Persönlichkeit eines Kindes, sein Verhalten und sein Begehren werden immer maßgeblich vom Schattenbild des Vaters geprägt. Das gilt besonders für das

sogenannte Böse im Menschen.«
»Ich kann Ihnen nicht richtig folgen.«
»Nehmen wir den Fall eines echten menschlichen Ungeheuers. Eines Wesens, das man nicht als Menschen bezeichnen kann, weil seine Taten so abscheulich sind. Marc Dutroux zum Beispiel. Erinnern Sie sich an diese Geschichte?«
Jeanne nickte. Wenn Dutroux seine Verbrechen im Großraum Paris begangen hätte, hätte sie vielleicht die Ermittlungen geführt.
»Die Taten eines solchen Verbrechers sind völlig unverständlich«, fuhr Féraud fort. »Er hat in einem Keller junge Mädchen verhungern lassen. Er hat sie vergewaltigt und verkauft. Er hat Teenager lebendig begraben. Diese Taten können durch nichts entschuldigt werden. Doch wenn Sie sich eingehend mit seiner Lebensgeschichte befassen, entdecken Sie ein weiteres Monster: seinen Vater. Marc Dutroux hatte eine grauenvolle Kindheit. Er ist selbst ein Opfer. Es gibt eine Vielzahl weiterer Beispiele. Der Serienmörder Guy Georges wurde von seiner Mutter ausgesetzt. Die Mutter des Killers Patrice Alègre hat ihn gezwungen, bei ihren sexuellen Spielchen mitzumachen ...«
»Sie sprechen jetzt von den Müttern.«
»Ich spreche von den Erzeugern im weiteren Sinne. Den ersten Liebesobjekten des Kindes, egal ob Vater oder Mutter. Die Serienmörder – ob sie nun Psychotiker, Psychopathen oder Perverse sind – haben eine Gemeinsamkeit: Sie hatten eine unglückliche Kindheit. Emotionale Verwahrlosung und Gewalttätigkeit haben dazu geführt, dass sie keine stabile Persönlichkeit aufbauen konnten.«
Jeanne fand das nicht besonders interessant. Sie kannte diese stereotypen Floskeln, die man ihr jedes Mal auftischte, wenn sie ein psychiatrisches Gutachten über einen Mörder in Auftrag gab. Trotzdem fragte sie:
»Was verstehen Sie unter ›Mechanismus der Väter‹?«
»Ich besuche häufig Verhandlungen vor dem Schwurgericht. Jedes Mal, wenn in einem Prozess das familiäre Umfeld eines Mörders geschildert wird, stelle ich mir diese Frage: Weshalb haben die Eltern dieses Mannes versagt? Weshalb waren sie selbst Monster? Waren sie nicht selbst Kinder gewalttätiger Eltern? Und so weiter. Hinter jedem Täter steht ein Vater, der *schon selbst* ein Täter gewesen ist. Das Böse ist eine Kettenreaktion. Man könnte bis zum Ursprung des Menschen zurückgehen.«
»Bis zum Urvater?«, fragte sie, plötzlich wieder interessierter.
Féraud legte seinen Arm auf die Bank hinter Jeannes Rücken. Ohne die geringste Zweideutigkeit. Trotz ihres ernsten Gesprächsthemas wirkte er unbeschwert und heiter.
»Freud hatte eine Theorie darüber. Er hat sie in der Abhandlung *Totem und Tabu* dargestellt. Die ursprüngliche Schuld.«
»Adam und der Apfel?«
»Nein, der Vatermord. Freud hat eine Parabel entwickelt. Vor sehr langer Zeit, in

einer unvordenklichen Vergangenheit, herrschte ein Mann über seine Sippe. Der Anführer. Bei den Wölfen spricht man vom Alpha-Männchen. Er hatte vorrangigen Zugang zu den Frauen. Seine Söhne, die eifersüchtig auf ihn waren, haben ihn getötet und verzehrt. Von da an lebten sie mit Schuldgefühlen. Also haben sie ein Totem nach dem Ebenbild des Vaters angefertigt und sich gegenseitig verboten, die Frauen ihrer Gruppe anzurühren. So entstand das Tabu des Inzests und des Vatermords. Noch heute leben wir mit diesen Schuldgefühlen, die sich tief in uns eingegraben haben. Selbst wenn die wissenschaftliche Anthropologie der These Freuds immer widersprochen hat – diesen Vatermord habe es in Wirklichkeit nie gegeben –, gilt es, die Bedeutung des Mythos zu bewahren. Wir tragen diese Schuld in uns. Oder ihre Intention. Nur eine gute Erziehung erlaubt es uns, auch als Erwachsene unser seelisches Gleichgewicht aufrechtzuerhalten und unsere geheimen Begierden zu kanalisieren. Aber bei der geringsten Störung bricht unsere Gewalttätigkeit durch, die noch durch Verdrängungen und den Mangel an Liebe verstärkt wird ...«

Jeanne war nicht mehr sicher, ob sie ihm richtig folgen konnte, aber das schien nicht weiter schlimm. Die Pyramide des Louvre funkelte in der Ferne wie ein Kristallkegel. Es musste gegen zehn Uhr sein. Sie konnte es nicht glauben, dass ihre Unterhaltung eine solche Wendung genommen hatte.

»Und wie war Ihr Vater?«

Diese indiskrete Frage war ihr herausgerutscht. Féraud antwortete ganz unbefangen:

»Darüber könnten wir uns doch ein andermal unterhalten, oder?«

»Wollen Sie sagen: bei einer anderen Sitzung?«

Sie lachten, aber es war ein mattes Lachen. Féraud hatte sich aus der Vertraulichkeit zurückgezogen. Und Jeanne versank gegen ihren Willen in Melancholie.

»Ich würde gern nach Hause fahren.« Sie kämmte sich das Haar. »Ich glaube, ich hab genug.«

»Natürlich.«

Der Psychiater meinte bestimmt, diese Bemerkung beziehe sich auf ihr Gespräch mit den allzu ernsten Themen. Aber da lag er falsch. Jeanne Korowa war einfach gesättigt mit Wohlbehagen.

## 16

Auf der Fußmatte vor ihrer Wohnungstür fand Jeanne einen Umschlag. Die Aufzeichnungen des Tages. Die Sitzungen von Dr. Antoine Féraud. Sie hob den Umschlag auf und sagte sich, dass sie sich die Aufnahmen morgen anhören würde. Sie wollte die Stimme des Psychiaters an diesem Abend nicht noch einmal hören, um die noch frischen Eindrücke nicht zu verfälschen.
Sie ging direkt ins Bad und stellte sich unter die Dusche. Etwas benebelt, als wäre sie betrunken. Sie hätte nicht sagen können, wie genau die Begegnung zu Ende gegangen war. Sie hatten ihre Handynummern ausgetauscht. Das war alles, woran sie sich erinnerte.
Jeanne verließ die Duschkabine und zog ein T-Shirt und Boxershorts an. Sie spürte weder Hitze noch Müdigkeit, nur eine Benommenheit. Eine wohltuende Leere. In ihr war nur noch dieses undeutliche Gefühl der aufkeimenden Liebe.
Sie ging in die Küche und schaltete das Licht an. Da sie keinen Hunger hatte, bereitete sie sich nur eine Tasse grünen Tee. Sie wollte gleich ins Bett gehen. Mit dieser Trunkenheit einschlafen, bevor die Angst alles kaputtmachte. Sie kannte sich. Wenn sie jetzt wach blieb, würde sie anfangen, sich Fragen zu stellen. Hatte sie ihm gefallen? Würde er sie anrufen? An welchen – positiven oder negativen – Anzeichen konnte man seinen Gemütszustand ablesen? Sie würde den Rest der Nacht damit verbringen, das kleinste Detail in dieser Weise zu analysieren. Ein regelrechtes Ermittlungsverfahren, an dessen Ende sie niemals eine *innere Gewissheit* erlangen würde.
Wieder fiel ihr Blick auf den Umschlag, der im Dunkeln lag. Plötzlich überkam sie die Lust, die Stimme zu hören, *seine Stimme*. Sie machte es sich im Wohnzimmer bequem, das Notebook auf den Knien und mit aufgesetztem Kopfhörer. Dann legte sie die CD ins Laufwerk ein.
Jeanne spielte die CD im Schnelldurchlauf ab. Sie wollte sich nur ein oder zwei Sitzungen anhören. Kurz lauschte sie in jede Sitzung hinein und entschied dann. Sie erkannte die Stimmen, den Tonfall und die kleinen Höllenkreise der Seele, in denen jeder herumirrte wie eine Ratte in einem Labyrinth.
Sie musste die CD fast ganz durchlaufen lassen, ehe sie endlich auf einen Knüller stieß.
Der spanische Vater war zurückgekehrt.
Mit seinem Sohn.
»Das ist Joachim.«
In der Dunkelheit stellte sie lauter. Ihr wurde klar, dass dieser Vater und sein Sohn Féraud ungefähr gegen 18.00 Uhr aufgesucht hatten – also genau zu der Zeit, als sie in ihrem Auto vor dem Eingang auf der Lauer lag ... Sie musste also gesehen haben, wie die beiden die Rue Le Goff 1 betreten und wieder hinausgegangen

waren. Aber sie konnte sich nicht daran erinnern. Da sie auf einen einzelnen Mann gewartet hatte, hatte sie einem Paar keinerlei Beachtung geschenkt.
»Guten Tag, Joachim.«
»Guten Tag.«
Von der Stimme her schätzte Jeanne ihn auf etwa vierzig. Der Vater musste also mindestens sechzig sein, wie sie es vermutet hatte.
»Sind Sie bereit, einige Fragen zu beantworten?«
»Ja.«
»Wie alt sind Sie?«
»Fünfunddreißig.«
»Verheiratet?«
»Ledig.«
»Sind Sie berufstätig?«
»Ich bin Rechtsanwalt.«
»In welchem Bereich?«
»Im Moment arbeite ich für NGOs, die in Südamerika aktiv sind.«
Joachim sprach ohne den geringsten spanischen Akzent. Offenbar war er in Frankreich aufgewachsen. Oder er war außergewöhnlich sprachbegabt.
»Was sind die Tätigkeitsfelder dieser NGOs?«
»Nichts Besonderes. Wir helfen den Ärmsten. Wir kümmern uns um die medizinische Versorgung von Kindern. Ich verwalte die internationalen Spendengelder.«
Schweigen. Féraud machte sich Notizen. Joachim antwortete völlig ruhig auf jede Frage, ohne jegliche Hast oder Erregung.
»Haben Sie gesundheitliche Probleme?«
»Nein.«
»Trinken Sie?«
»Nein.«
»Nehmen Sie Drogen?«
»Nie.«
»Ihr Vater hat mir gesagt, dass Sie Anfälle haben.«
Jeanne glaubte ein Lachen zu hören. Joachim nahm das alles offenkundig nicht besonders ernst.
»›Anfälle‹ ist das richtige Wort.«
»Was können Sie mir darüber sagen?«
»Nichts.«
»Das heißt?«
»Ich erinnere mich an nichts. Es sind schwarze Löcher.«
»Genau das ist das Problem!«, fügte der Vater hinzu.
Erneutes Schweigen. Abermals Notizen.
»Kommt in diesen Phasen der Bewusstseinstrübung eine andere Persönlichkeit zum

Vorschein?«
»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich es nicht weiß!«
Joachim hatte die Stimme erhoben. Ein erstes Anzeichen von Nervosität. Auch Féraud änderte seinen Tonfall. Mit größerem Nachdruck sagte er:
»Wären Sie bereit, sich einer kurzen Hypnose zu unterziehen?«
»Wie in dem Film *Der Exorzist*?*«*
Der Anwalt hatte seinen scherzhaften, distanzierten Ton wiedergefunden.
»Wie im *Exorzisten*, genau. Es ist eine Methode, die häufig überraschende Erkenntnisse zu Tage fördert.«
Erneutes Lachen.
»Halten Sie mich für einen Besessenen?«
Nervosität und Entspannung wechselten in einem fort. Bei Joachim wie auch bei Féraud.
»Nein«, antwortete der Psychiater. »Während Ihrer Absencen manifestiert sich möglicherweise – ohne dass Sie es wissen – eine andere Persönlichkeit beziehungsweise eine andere Seite Ihrer Persönlichkeit. Gemeinsam können wir dieses Gesicht zweifellos ans Tageslicht bringen. Die Hypnose kann uns dabei helfen, ohne Sie im Geringsten zu gefährden.«
Férauds Stimme klang vollkommen ruhig. Ein Chirurg vor der Narkose. Raschelnde Kleidung. Joachim rutschte auf seinem Stuhl nervös hin und her.
»Ich weiß nicht ...«
»Joachim ...«, flüsterte der Vater.
»Papa, halt dich da raus!«
Schweigen. Dann:
»Sehr schön. Versuchen wir es.«
»Ich lasse nur kurz die Jalousien herunter.«
Schritte. Das Klappern der Lamellen. Quietschen. Die Stühle wurden wieder an ihre Plätze gerückt. Jeanne war wie elektrisiert. Sie musste immer wieder daran denken, dass sich dies unmittelbar vor ihrer Begegnung ereignet hatte. Ihr ging etwas auf: Während sie sich beim Eisessen in den Gärten der Champs-Élysées entspannt hatte, hatte Antoine Féraud ebenfalls Ablenkung gesucht. Sie hatten sich also gegenseitig einen guten Dienst erwiesen.
Jeanne spulte die CD ein Stück vor – sie übersprang die Etappen der Entspannung, die den Auftakt zu jeder Hypnose-Sitzung bilden. Joachim befand sich jetzt im Zustand der Suggestion. Langsame Antworten. Ausdruckslose, monotone Stimme. Sie stellte sich die drei im Halbdunkel vor. Féraud hinter seinem Schreibtisch oder vielleicht auch neben dem Patienten sitzend. Joachim, kerzengerade auf seinem Stuhl, die Augen geschlossen oder mit leerem Blick vor sich hin starrend. Und im Hintergrund der Vater, stehend. Sie wusste nicht, wieso, aber sie stellte ihn sich mit dichtem grauem oder weißem Haar vor.
»Joachim, hören Sie mich?«

»Ich höre Sie.«
»Ich möchte mit der Person, die in Ihnen ist, in Verbindung treten.«
Keine Antwort.
»Kann man mit ihr sprechen?«
Keine Antwort. Féraud sprach lauter:
»Ich wende mich an die Person, die im Innern Joachims lebt. Antworte mir!«
Jeanne fiel auf, dass Féraud zum »Du« übergegangen war. Zweifellos um seine beiden Gesprächspartner, Joachim und den Eindringling, zu unterscheiden. Ein letzter Versuch mit ruhigerer Stimme:
»Wie heißt du?«
Kurze Pause. Dann ertönte eine andere Stimme in dem Raum:
*»Du hast keinen Namen.«*
Diese Stimme ließ Jeanne zusammenfahren. Eine metallische, quietschende, gellende Lautgebung. Weder Mann noch Frau. Vielleicht ein Kind. Als sie zusammen mit ihrer Schwester die Sommerferien auf dem Land, im Perche, verbracht hatte, bastelten sich die beiden Mädchen aus Konservendosen, die mit einer Schnur verbunden waren, Walkie-Talkies. Der Echolaut aus diesen Metallzylindern hörte sich so an wie diese Stimme. Eine verzerrte, metallische Stimme.
»Wie heißt du?«
Der Vater flüsterte:
»Das ›Wesen‹ sagt niemals ›ich‹. Das Wesen spricht immer in der zweiten Person.«
»Still!«
Féraud räusperte sich:
»Wie alt bist du?«
*»Du hast kein Alter. Du kommst aus dem Wald.«*
»Was für einem Wald?«
*»Du wirst große Schmerzen erleiden.«*
»Was suchst du? Was willst du?«
Keine Antwort.
»Erzähl mir von dem Wald.«
Metallisches Kratzen. Ein höhnisches Lachen vielleicht.
*»Man muss ihm lauschen, dem Wald der Manen.«*
»Weshalb nennst du ihn so?«
Keine Antwort.
»Bist du als Kind zum ersten Mal in diesem Wald gewesen?«
*»Bist du als Kind zum ersten Mal in diesem Wald gewesen?«*
Der Vater mischte sich noch einmal mit leiser Stimme ein:
»Mir ist aufgefallen, dass das seine Art ist, ja zu sagen. Das ›Wesen‹ wiederholt die Frage.«
Féraud ging nicht darauf ein. Jeanne stellte sich vor, dass er ganz auf Joachim

konzentriert war. Zweifellos beugte er sich zu ihm vor, die Hände auf den Knien.
»Beschreib ihn mir.«
*»Der Wald, er ist gefährlich.«*
»Wieso?«
*»Er tötet dich. Er beißt dich.«*
»Bist du im Wald gebissen worden?«
*»Bist du im Wald gebissen worden?«*
»Was verlangst du von Joachim, wenn du Besitz von ihm ergreifst?«
Schweigen.
»Willst du dich an dem Wald rächen?«
Schweigen.
»Antworte auf meine Frage.«
Schweigen.
»Antworte, das ist ein Befehl!«
Erneutes Räuspern. Vielleicht ein Lachen oder ein Rülpsen. Die Stimme des Kindes wurde noch heller, und es verfiel in ein rasches Leiern:
*»Todas las promesas de mi amor se irán contigo / Me olvidarás, me olvidarás / Junto a la estación hoy lloraré igual que un niño / Porque te vas, porque te vas / Porque te vas, porque te vas ...«*
Féraud wollte ihn unterbrechen, aber das Kind wiederholte immer wieder die gleiche Litanei, ohne Atem zu holen:
*»... se irán contigo / Me olvidarás, me olvidarás / Junto a la estación hoy lloraré igual que un niño / Porque te vas, porque te vas / Porque te vas, porque te vas ...«*
Die Stimme hörte sich schrecklich an. Als ob sich die Stimmbänder aneinander rieben, bis sie sich erhitzten, bis sie reißen würden. Féraud erhob die Stimme, und es gelang ihm, Joachim aus seiner Hypnose herauszuholen. Auf seine Weisung hin trat abermals Schweigen ein.
»Joachim, hören Sie mich?«
»Ich höre Sie, ja.«
Die Stimme des Mannes war wieder da.
»Wie fühlen Sie sich?«
»Erschöpft.«
»Erinnern Sie sich an das, was Sie mir unter Hypnose gesagt haben?«
»Nein.«
»Sehr gut. Für heute sind wir fertig.«
»Was fehlt mir, Doktor?«
Joachim sprach wieder in dem gleichen scherzhaften Ton wie zuvor, doch seine Angst war deutlich zu spüren.
»Das kann ich noch nicht sagen. Wären Sie bereit zu weitergehenden Untersuchungen und zu regelmäßigen Behandlungen?«
»Zu allem, was Sie wollen«, stöhnte Joachim geschlagen.

»Ich würde jetzt gern mit Ihrem Vater sprechen, unter vier Augen.«
»Kein Problem. Auf Wiedersehen, Doktor.«
Quietschende Stühle. Eine Tür fiel ins Schloss. Dann die bebende Stimme des Vaters:
»Ist es nicht erschreckend?«
»Überhaupt nicht. Aber wir müssen Untersuchungen durchführen. Abklären, ob keine neurologischen Störungen vorliegen.«
»Unmöglich!«
»Ihr Sohn – ich will sagen: die Person, die ich unter Hypnose befragt habe – zeigt spezifische Symptome.«
»Symptome wovon?«
»Pronominale Inversion. Die Wiederholung von Fragen. Echolalie. Selbst sein Gesicht: Ist Ihnen aufgefallen, wie sich sein Gesicht verzerrt hat, als *der Andere* sprach ...«
»Symptome WOVON?«
»Autismus.«
»Ich will dieses Wort nicht hören.«
»Haben Sie ihn denn nie deshalb behandeln lassen?«
»Sie kennen seine Lebensgeschichte. In den ersten Jahren war ich nicht da.«
»Wie war seine Beziehung zu seiner Mutter?«
»Seine Mutter ist bei seiner Geburt gestorben. *Ay, dios mío,* haben Sie denn nicht zugehört?«
»Ich verstehe nicht, was Sie mit diesem Kind getan haben.«
»In meinem Land war das allgemein üblich. Alle haben das gemacht.«
Sie sprachen leise. Jeanne versuchte sich die Situation vorzustellen. Féraud hatte die Jalousien noch nicht wieder hochgezogen. Sie befanden sich also noch immer im Halbdunkel.
»Ich muss mehr über seine Vergangenheit wissen«, fuhr Féraud fort. »Was meint er Ihrer Meinung nach, wenn er vom ›Wald der Manen‹ spricht?«
»Ich habe keine Ahnung. Ich war *noch nicht* da.«
»Und diese spanischen Worte, die er ständig wiederholt – wissen Sie, was das ist?«
»Ja. Es ist der Text eines spanischen Songs aus den siebziger Jahren. *Porque te vas.* Das Lied zu dem Film *Cria Cuervos*. Sobald er sich bedroht fühlt, wiederholt er diese Worte.«
»Er muss behandelt werden. Sein Zustand ist ... komplex. Die Existenz einer zweiten Persönlichkeit könnte bedeuten, dass er auch an Schizophrenie leidet. Die Symptome gleichen manchmal denen des Autismus. Er muss einige Tage stationär behandelt werden. Ich halte Sprechstunden in einer ausgezeichneten Klinik ab und ...«
»Das geht nicht! Ich habe es Ihnen doch schon erklärt. Bei einer stationären Aufnahme käme die Wahrheit ans Licht. *Unsere Wahrheit*. Das ist unmöglich.

Allein Gott kann uns jetzt noch helfen. ›Und der Herr wird dich immerdar führen und dich sättigen in der Dürre ...‹«
Féraud schien nicht mehr zuzuhören. Er sagte wie zu sich selbst:
»Ich mache mir Sorgen, um ihn, um die anderen.«
»Es ist zu spät.«
»Zu spät?«
»Ich glaube, dass er heute Nacht jemanden töten wird. In Paris, im 10. Arrondissement. Er treibt sich ständig in Belleville herum.«

## 17

Jeanne hatte die ganze Nacht praktisch kein Auge zugetan. Emotionen, Gedanken, Stimmen hatten sich in endlosen Albträumen miteinander verflochten. Die Begegnung mit Antoine Féraud. *Ich lade Sie zu einem Eis ein.* Dann die digitale Aufnahme. Die Hypnose-Sitzung. Die Stimme *des Anderen. Der Wald beißt dich.* Und die Befürchtungen des Vaters. *Ich glaube, dass er heute Nacht jemanden töten wird. In Paris, im* 10. *Arrondissement* ...

Im Grunde glaubte sie an gar nichts. Weder an eine sich anbahnende Liebesaffäre noch an einen potenziellen Mord. Die Begegnung war zu schön gewesen, um wahr zu sein. Und wie stand es um die Wahrscheinlichkeit eines Verbrechens, das in der Praxis eines Psychiaters angekündigt wurde? Des Psychiaters, gegen den sie *gerade erst* Abhörmaßnahmen angeordnet hatte? Unmöglich.

Féraud selbst glaubte es nicht. Sonst hätte er sich doch nicht eine Ausstellung über die Wiener Secession angesehen. Er hätte doch nicht mit einer Rothaarigen, der er zufällig begegnet war, geschäkert. Gleichzeitig begriff sie jetzt, warum er so mitgenommen ausgesehen hatte. Warum sie hinter seiner aufgesetzten Heiterkeit eine Besorgnis gespürt hatte. Würde es zu diesem Mord kommen? Sollte er die Polizei verständigen? Jeanne lächelte. Wenn sie ihm ihren wahren Beruf mitgeteilt hätte ...

Sie stand auf, blickte auf ihre Uhr. Neun. Es war Samstag, und die gesamte Wohnung war bereits sonnendurchflutet. Sie ging in die Küche und bereitete sich einen Nespresso. Der Geruch und Geschmack von verbrannter Erde. Sie verzichtete auf ihre Butterbrote. Wie gewöhnlich nahm sie ihre Trevilor ein, wobei sie sich in der verchromten Außenseite des Kühlschranks betrachtete. Sie trug das T-Shirt, das gegen die Olympischen Spiele in Peking protestierte – die olympischen Ringe waren durch Handschellen ersetzt – und Boxershorts von Calvin Klein. Immer wieder musste sie daran denken, was der Vater gesagt hatte: *Ich glaube, dass er heute Nacht jemanden töten wird. Im 10. Arrondissement.*

Als Richterin konnte sie das leicht überprüfen. Sie brauchte nur beim Pariser Polizeipräsidium anrufen und nachfragen, ob gestern Nacht in Paris eine Leiche entdeckt worden war. Und falls das »mörderische Kind« wieder zugeschlagen und die Leiche in einem Pariser Vorort beseitigt hatte, konnte sie sogar die Staatsanwaltschaften der Île-de-France anrufen. Sie kannte alle Staatsanwälte. Oder fast alle.

Zweiter Nespresso. Sie ging ins Wohnzimmer, machte es sich auf ihrem Sofa bequem, vor dem niedrigen Couchtisch. Entnahm ihrer Aktentasche das vom Justizministerium herausgegebene Telefonverzeichnis und griff nach dem Telefon. Zuerst rief sie das Büro des Oberstaatsanwalts im Pariser Polizeipräsidium an. Kein Mord in der vergangenen Nacht. Jedenfalls war bislang kein Leichenfund gemeldet

worden. Aber es war ja noch nicht einmal zehn Uhr. Und es war Samstag, was die Entdeckung um bis zu zwei Tage verzögern konnte, falls die Leiche in einem Büro, einer Lagerhalle oder einem anderen gewerblich genutzten Raum abgelegt worden war.
Anschließend rief sie bei der Staatsanwaltschaft Nanterre an.
Nichts.
Bobigny.
In Gagny war letzte Nacht ein Mord passiert. Eine Schlägerei zwischen Alkoholikern. Der Täter war bereits hinter Gittern.
Créteil.
Nichts.
Jeanne suchte die Nummern der Staatsanwaltschaften der Departements Essone, Val-d'Oise und Yvelines heraus.
Versailles.
Nichts.
Cergy.
Ein Obdachloser, der in der Seine ertrunken war.
Meaux.
Nichts.
Melun.
Eine Frau war von ihrem Ehemann umgebracht worden.
Fontainebleau.
Nichts.
Pontoise.
Nichts ...
Sie sah auf ihre Uhr. Fast elf. Sie hatte ihre Pflicht getan. Bei jedem Anruf hatte sie den Staatsanwalt gebeten, sie über jeden ungewöhnlichen Leichenfund zu unterrichten. Alle hatten sich dazu bereit erklärt, ohne Fragen zu stellen. Richterin Korowa war bekannt. Sie würde ihre Gründe haben. Jetzt musste sie nur abwarten. Es war Zeit, diese Geschichte zu vergessen. Trotzdem rief sie beim Führungsstab der Pariser Polizei an der Place Beauvau an, die per Fax über sämtliche Kapitalverbrechen im Bereich der Île-de-France informiert wurde. Ebenfalls keine besonderen Vorkommnisse.
Der Führungsstab der Gendarmerie im Fort de Rosny. Wieder nichts. Plötzlich fiel ihr ein, dass sie um zwölf einen Termin beim Friseur hatte und anschließend im 8. Arrondissement zum Mittagessen verabredet war.
Rückkehr in die Realität.
Sie zog sich an und frisierte sich. Das Gesicht, das ihr aus dem Spiegel entgegenblickte, entsprach ganz ihren Befürchtungen: Sie sah aus, als hätte sie sich die Nacht rauchend und trinkend um die Ohren geschlagen. *Von wegen Julianne Moore* ... Durch geschicktes Schminken versuchte sie zu retten, was zu retten war.

Um zwölf Uhr – als sie eigentlich schon den Friseurtermin hatte – verließ sie die Wohnung. Sie trug eine schwarze Jeans, offene Sandalen und ein DKNY-T-Shirt sowie einen Stoffhut – in der Erwartung, dass ihr Friseur Wunder vollbrachte. Sie dachte nicht mehr an den möglichen Mord. Auch nicht an Féraud. An gar nichts. Auf andere Gedanken kommen.
Das Dringlichste an einem Samstag.

## 18

Anderthalb Stunden und einen annehmbaren Haarschnitt später betrat Jeanne Korowa das Restaurant, in dem sie verabredet war. An der Bar nannte sie den Namen ihres Gastgebers. Man führte sie zwischen den Tischen hindurch. Hohe Decken, Fenster mit Glasmalereien im Art-Déco-Stil. Und vor allem viel Platz zwischen den Tischen. Irgendwo hatte sie gelesen, der Innenarchitekt habe sich von dem Speisesaal eines Kreuzfahrtschiffes inspirieren lassen. Ob dies nun stimmte oder nicht – sie hatte hier jedes Mal das Gefühl, an Bord eines Dampfers zu gehen.
»Entschuldige die Verspätung.«
Emmanuel Aubusson, der einen hellen Maßanzug trug, stand auf und küsste sie mit väterlicher Zärtlichkeit auf beide Wangen. Der hochgewachsene alte Mann war nie ihr Liebhaber gewesen – er war viel mehr als das. Ihr Lehrer. Ihr Mentor. Ihr Förderer. Jeanne hatte ihn ganz am Anfang ihrer Laufbahn kennengelernt, unmittelbar nach dem Abschluss ihrer Ausbildung zur Richterin. Sie hatte für ihn gearbeitet, als er noch Vorsitzender der Strafkammer beim Pariser Kassationsgericht gewesen war. Der mittlerweile fast siebzigjährige Aubusson war mager, aber sehnig. Seine Augen funkelten genauso stark wie das rote Abzeichen der Ehrenlegion in seinem Knopfloch. Ein echter Grandseigneur. Aber nicht nur. Er hatte widersprüchliche Seiten, die jedoch alle von seiner Weisheit überragt wurden. Obwohl er politisch links stand, hatte er noch mit über sechzig ein Vermögen gemacht: als Scheidungsanwalt mit exzellentem Ruf. Noch heute konnte er mehrere Zehntausend Euro dafür verlangen, dass er bloß seine Brille aufsetzte und sich über einen Ehevertrag beugte. Der stolze Einzelgänger war nie verheiratet gewesen, obgleich er dem schönen Geschlecht leidenschaftlich zugetan war. Und obwohl er selbst kinderlos war, brachte er Kindern eine grenzenlose Liebe entgegen. Aber vor allem war dieser kühle, strenge Mann ein Ästhet, ein Kunstliebhaber.
Aubusson hatte Jeanne nicht nur beigebracht, wie die Justiz funktioniert, sondern sie auch für Kunstgeschichte begeistert. Bei einem Besuch im Louvre, im Saal für griechische und römische Plastik, hatte Aubusson ihr schließlich die Gemeinsamkeiten beider »Fächer« vor Augen geführt.
»Weshalb wollten Sie sich hier mit mir treffen?«
»Ich interessiere mich schon lange für die griechische Bildhauerei. Die ersten Jahrhunderte. Dann Praxiteles, Phidias und Lysippos. Die anschließende hellenistische Epoche gefällt mir weniger. Zu viel Faltenwurf, zu viel Bewegung und, in gewisser Weise, weniger Klarheit.«
»Sie haben von letzten Ratschlägen gesprochen, bevor ich meine Arbeit als Richterin beginne.«
»Dieser Ort ist die Metapher dafür.«

»Verstehe ich nicht.«
Er hatte sie sanft am Arm genommen und zu der Figur eines Athleten mit weißen Augen, der in der Ellenbeuge ein Kind trägt, geführt.
»Hermes mit dem Dionysos-Knaben. Die einzige erhaltene Originalskulptur des Praxiteles. Und selbst da ist man nicht sicher. Betrachten Sie die Linien, den Hüftschwung, die plastische Gestaltung. Es heißt, die Griechen hätten die Natur idealisiert, so wie ein Fotograf ein Porträt retuschiert. Das stimmt nicht. Die griechischen Bildhauer verfuhren umgekehrt.«
Jeanne konnte den Blick nicht mehr von diesem wohlproportionierten Körper abwenden, über dessen Muskeln sich die marmorne Haut zu spannen schien.
»Die griechischen Bildhauer gingen von den älteren Vorbildern der ägyptischen Überlieferung aus, um nach und nach individuelle menschliche Züge herauszuarbeiten. Die Unvollkommenheiten ihrer Vorlagen. Sie haben sich bemüht, diesen alten Vorbildern Leben einzuhauchen. Zur Zeit des Praxiteles hat diese Methode die schönsten Früchte getragen. Die mustergültigen Werke der Antike begannen unter den Händen des Bildhauers zu leben und zu atmen. Er hat ein Gleichgewicht zwischen Abstraktion und Individualisierung gefunden.«
Jeanne spürte die Hand des alten Mannes an ihrem Arm. Die Klauen eines Adlers.
»Ich verstehe noch immer nicht, was das mit meinen Fällen zu tun hat.«
»Deine Fälle sind deine Skulpturen. Du wirst immer wieder versucht sein, sie so zu arrangieren, dass sich ein perfektes Bild ergibt. Dass sich die Zeugenaussagen auf die Stunde genau decken. Dass die Motive millimetergenau passen. Dass es nur einen einzigen Tatverdächtigen gibt ... Ich rate dir das Gegenteil.«
»Das heißt?«
»Mach es wie die Griechen. Bezieh die Mängel mit ein. Die Orte und die Zeiten, die nicht ins Bild passen. Die schwarzen Löcher in den Zeugenaussagen. Die widersprüchlichen Motive. Respektiere diese Unstimmigkeiten. Respektiere die Geschichte, die deine Akten erzählen! Und du wirst auf Erkenntnisse stoßen, die dich manchmal anderswohin führen. Eigentlich dürfte ich es dir nicht sagen, aber einige Fälle belasten mich noch immer. Fälle, bei denen es knirschte. Details, die nicht ins Bild passten und die ich aus Gründen der Konsistenz, der Logik einfach ausgeblendet habe. Diese Unstimmigkeiten haben mich jahrelang verfolgt, bis sie mir eine andere Wahrheit enthüllten oder zumindest ernste Zweifel in mir weckten.«
»Wollen Sie damit sagen, dass Sie Unschuldige verurteilt haben?«
»Unschuldige, von deren Schuld ich überzeugt war, ja. Auch das. Es passiert. Wir selbst, die Richter, sind nur eine Schwachstelle innerhalb des Systems.«
Jeanne war sich nicht sicher, ob sie Aubusson richtig verstanden hatte. Zehn Jahre später bog sie ihre Fälle noch immer so hin, dass sich ein einigermaßen stimmiges, logisches Bild der Tat ergab. Dagegen hatte sie sich von der Passion für die griechische und römische Bildhauerei anstecken lassen. Mehrere Reisen hatten sie

nach Griechenland, Italien und Nordafrika geführt, wo die Museen eine Vielzahl antiker Kunstwerke ausstellen. Auch in den Louvre kehrte sie oft zurück, um die Lebendigkeit dieser Körper und die Schöpferkraft ihrer Urheber zu bewundern.
»Wie geht's?«, fragte sie jetzt.
»Besser, seitdem wir Juni haben.« Er setzte seine Brille auf und überflog die Speisekarte, die der Kellner gebracht hatte. »Jetzt haben wir all diesen Schwachsinn über den Mai 68 endlich hinter uns.«
Jeanne lächelte. Sie wusste, dass jetzt eine kleine militante Rede folgen würde.
»Du warst doch dabei, oder?«
»Ich war dabei.«
»Und du bist nicht einverstanden mit allem, was über diese Ereignisse gesagt und geschrieben wurde?«
Aubusson klappte die Karte zu und setzte die Brille ab. Er hatte eine hohe Stirn, gewelltes graues Haar, ein längliches, majestätisches Gesicht, schwarze Augen, unter denen violette Schatten lagen. Eine Art inneres Feuer schien diese Falten in die Haut eingebrannt zu haben, wie die Sonne den Boden in Afrika rissig werden lässt. Aber an Aubusson war nichts Brüchiges.
»Alles, was ich sagen kann«, hob er an, »ist, dass uns unsere Eltern damals keine Sandwiches schmierten, damit wir an den Demos teilnehmen konnten. Wir waren gegen sie. Wir waren gegen die bürgerliche Ordnung. Wir kämpften für die Freiheit, die Freizügigkeit, die Intelligenz. Heute demonstrieren die Jungen gegen die Heraufsetzung des Rentenalters. Die Bourgeoisie hat alles infiziert. Selbst den Geist der Revolte. Wenn die bestehende Ordnung ihre eigene Gegengewalt hervorbringt, hat das System nichts mehr zu befürchten. Das ist die Ära Sarkozy. Eine Ära, in welcher der Präsident glaubt, selbst auf der Seite der Kunst und der Poesie zu stehen. Der Poesie, die ankommt, natürlich. Eher Johnny Hallyday als Jacques Dupin.«
Kein Mittagessen mit Aubusson ohne eine Schmähung Sarkozys. Sie wollte ihm eine Freude machen:
»Hast du nicht mitbekommen, dass seine Umfragewerte immer schlechter werden?«
»Sie werden auch wieder besser werden. Ich mache mir um ihn keine Sorgen.«
»Du wirst ihn noch zu schätzen lernen.«
»Wie ein Jäger zu guter Letzt den alten Elefanten mag, hinter dem er seit Jahren her ist.«
Der Kellner kam und nahm die Bestellung auf. Zwei Salate, ein Mineralwasser. Nichts Üppiges. Die beiden waren gleichermaßen asketisch.
»Und wie geht's dir?«, erkundigte sich Aubusson.
»Es geht!«
»Was macht die Liebe?«
Sie dachte an Thomas – vorbei. An Féraud – noch nicht begonnen.

»Es ist ein bisschen *Ground Zero.*«
»Die Arbeit?«
In diesem Moment begriff Jeanne, dass sie unbewusst hierhergekommen war, um sich einen Rat zu holen. Sie wollte über das Dilemma sprechen, in dem sie sich befand: die illegale Lauschoperation und den Mordverdacht. Wie würde sie aus dieser Zwickmühle wieder herauskommen?
»Ich habe ein Problem. Ich verfüge über Informationen, die ich noch nicht überprüft habe, die sich aber als wichtig erweisen könnten.«
»Politischer Natur?«
»Informationen über ein Verbrechen.«
»Wo ist das Problem?«
»Ich kann meine Quelle nicht offenlegen. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob die Informationen echt sind.«
»Kannst du sie wenigstens als Grundlage für weitergehende Ermittlungen nutzen?«
»Nein, nicht wirklich. Die Information ist bruchstückhaft.«
»Worum genau geht es?«
»Möglicherweise wurde gestern Nacht im 10. Arrondissement ein Mord verübt.«
»Das lässt sich doch leicht überprüfen!«
»Bislang gab es keine Bestätigung.«
»Kennst du die Identität des Opfers?«
»Des Mörders, aber auch nicht vollständig. Wie gesagt, ich kann nichts davon verwenden. Meine Quellen sind zu ... *heikel*.«
Aubusson dachte nach. Jeanne betrachtete ein weiteres Mal das goldbraune Interieur des Lokals. Die Spiegel, die Fenster mit Glasmalereien, die Einrichtung, dem Speisesaal eines Kreuzfahrtschiffs nachempfunden. Ja, sie hatte sich eingeschifft, doch sie kannte nicht das Ziel ihrer Reise.
»Erinnerst du dich noch an unseren Besuch im Louvre?«, fragte der ehemalige Richter. »An die griechische Kunst? An die Schwächen des Menschen, aufgehoben in der Vollkommenheit der Gesetze der Kunst?«
»Was willst du damit sagen?«
»Die Unvollkommenheit gehört zu unserer Arbeit.«
»Ich kann also unkonventionelle Wege beschreiten? Mich bei den Ermittlungen über die Vorschriften hinwegsetzen?«
»Unter der Bedingung, dass du wieder auf den rechten Pfad zurückfindest. Du bringst deine Akten anschließend wieder in Ordnung.«
»Wenn tatsächlich was dran ist.«
»Ruf die Staatsanwaltschaft an. Bleib am Ball. Nur das Ergebnis zählt.«
»Und wenn ich mich irre?«
»Dann zeigt das, dass du auch nur ein Mensch bist. Ein gewöhnlicher Mensch mit außergewöhnlichen Machtbefugnissen. Auch das ist die Regel.«
Jeanne lächelte. Sie war gekommen, um das zu hören. Sie rief den Ober:

»Ich würde gern etwas Kräftigeres trinken. Du nicht?«
»Nur zu.«
Kurz darauf wurde Champagner serviert. Einige Schlucke später fühlte sie sich stärker. Kälte schützt vor dem Tod, vor der Verwesung. Diese kleinen sauren Blasen beflügelten ihre Lebensgeister. Sie bestellten zwei weitere Gläser Champagner.
»Und du«, fragte sie, »was machen deine Liebschaften?«
»Ich habe noch einige Studentinnen am Wickel«, antwortete der alte Mann. »Und dann ist da noch meine ›Offizielle‹, eine Anwältin in den Vierzigern, die die Hoffnung nicht aufgibt, dass ich sie heiraten werde. In meinem Alter! Eine oder zwei meiner Verflossenen glauben ebenfalls, noch immer im Rennen zu sein.«
»Ist dir das nicht zu viel?«
»Ich beehre sie ja nicht alle. Aber ich mag diese Aura der Liebe um mich. Es ist *Der Tanz* von Matisse. Sie tanzen Ringelreihen, und ich male sie in Blau ...«
Jeanne zwang sich zu einem Lächeln. Im Grunde missfiel ihr die Einstellung ihres Mentors. Die Untreue, die Lüge, die Manipulation. Sie war noch nicht alt genug, um auf ihre Träume von echter Treue zu verzichten.
»Wie schaffst du das nur, so zu leben – mit dieser permanenten Lüge und Untreue?« Sie lächelte, um die Schonungslosigkeit ihrer Worte abzumildern. »Wo bleibt da der Respekt?«
»Es hängt mit dem Tod zusammen«, sagte Aubusson plötzlich ernst. »Der Tod gibt uns alle Rechte. Man glaubt, dass man Reue empfindet, wenn er sich nähert. Aber das Gegenteil ist der Fall. Wenn man älter wird, bemerkt man, dass alle Überzeugungen, alle Fragen in der Schwebe bleiben. Es gibt nur eine Gewissheit: Man wird abkratzen. Und man wird keine zweite Chance bekommen. Deshalb betrügt man seine Frau und verrät seine Grundsätze. Man verzeiht sich alles oder doch fast alles. Andere – diejenigen, die du verhörst – stehlen, vergewaltigen oder töten aus dem gleichen Grund. Sie wollen ihre Begierden und Wünsche befriedigen, bevor es zu spät ist. Wie heißt doch der Filmtitel: *Der Himmel soll warten*.«
Jeanne trank ihr Glas leer und schluckte einmal kräftig. Ein saures Brennen in der Speiseröhre. Sie fühlte sich plötzlich traurig. Ein Ober bot ihnen die Dessertkarte an. Jeanne lehnte dankend ab. Aubusson bestellte zwei weitere Gläser Champagner.
»Weißt du«, fuhr er in einem fröhlicheren Ton fort, »mich beschäftigt gerade ein kleines Problem. Eine Änderung, die Rimbaud in einem Gedicht vorgenommen hat. ›Sie ist wiedergefunden! / Was? Die Ewigkeit. / Es ist das Meer, verwoben / mit der Sonne.‹«
Jeanne erinnerte sich nicht genau an das Gedicht, aber sie sah ein Bild vor ihrem inneren Auge. Die letzte Einstellung von *Pierrot le Fou* von Jean-Luc Godard. Eine Horizontlinie. Die Sonne, die ins Meer gleitet. Die Worte Rimbauds, aus dem Off mit leiser Stimme gesprochen von Anna Karina und Jean-Paul Belmondo ...

»Du meinst: ›Es ist das Meer, das mit der Sonne *geht*.‹?«
»Eben nicht! Rimbaud hat diesen Vierzeiler zweimal veröffentlicht. Zuerst in einem Gedicht mit dem Titel *Die Ewigkeit*. Und später in *Eine Zeit in der Hölle*. Zuerst schrieb er: ›Es ist das Meer, das mit der Sonne geht.‹ Später ›das Meer, verwoben mit der Sonne.‹ Dabei geht der Gedanke der Bewegung verloren. Das ist schade. Das Schöne an der ursprünglichen Version ist die Idee, dass die Ewigkeit die Frucht einer Begegnung ist. Eine Unendlichkeit, unterwegs zu einer anderen. In meinem Alter sind dies verlockende Gedanken. Wie wenn der Tod nicht jäh eintritt, sondern einer Kurve, einem Bogen gleicht. Ein sanfter Abhang ...«
»Weshalb hat er deiner Meinung nach den Vers geändert?«
»Vielleicht weil er spürte, dass er jung sterben und diese Bewegung nicht erleben würde. Rimbaud war ein Götterbote, der es eilig hatte.«
Jeanne hob ihr Glas:
»Auf den Rimbaud-Faktor!«
Sie fühlte sich schon betrunken. Plötzlich schrak sie zusammen, da sie an die Worte des alten Spaniers denken musste: *Ich glaube, dass er heute Nacht jemanden töten wird. In Paris, im 10. Arrondissement.*
Sie kramte in ihrer Tasche und warf einen Blick auf das Display ihres Handys. Keine Nachricht.
Also kein Leichenfund.
Sie musste sich eingestehen, dass sie auch auf einen Anruf von Féraud wartete. Das war wohl ihr Schicksal – dieser Wunsch, geliebt zu werden.

## 19

Als Jeanne das Restaurant an der Avenue Montaigne verließ, ging sie nicht zu der Tiefgarage, in der sie ihren Wagen abgestellt hatte. Zu viel getrunken. Sie würde ein paar Schritte gehen, um wieder nüchtern zu werden. Der Jardin des Champs-Élysées befand sich ganz in der Nähe. Warum nicht einen kleinen Abstecher dorthin machen?
Sie kam zu der Stelle, wo sie am Vorabend gewesen waren. Obwohl nur wenige Stunden vergangen waren, kamen sie ihr wie eine kleine Ewigkeit vor. Fern und unfasslich wie ein Traum, an den man sich, gerade erwacht, vergeblich zu erinnern sucht.
Sie schlenderte weiter und hatte das Gefühl, mit jedem Schritt in der drückenden Hitze Alkohol auszuschwitzen. An der Place de la Concorde überquerte sie die Champs-Élysées und wanderte in umgekehrter Richtung zu der Tiefgarage in der Avenue Matignon. Vor der Einfahrt zögerte Jeanne und ging weiter zu der kleinen Grünanlage an den Champs-Élysées. Dort setzte sie sich in die Sonne. Die Anlage war schmutzig, überall lagen Abfälle herum. Aber links von ihr war der samstägliche Briefmarken-Markt in vollem Gang. Und das dunkelgrüne Kaspertheater schien ein Geheimnis, einen unwiderstehlichen, schrecklichen und zugleich köstlichen Mechanismus zu bergen, der die Kinder anzog.
Jeanne überließ sich erneut dem Strom ihrer Gedanken. Sie wagte es sogar, im Geiste alles auf eine Karte zu setzen, wie in einem Ratequiz. Sie benutzte Worte, die sie im Allgemeinen mied – die ältesten, die gewöhnlichsten, die abgedroschensten Worte überhaupt: *große Liebe, der Mann meines Lebens, eine schöne Affäre ...*
Sie wunderte sich selbst darüber, dass sie diese Worte schon jetzt auf Antoine Féraud bezog. Einen Mann, mit dem sie sich nicht einmal eine Stunde lang unterhalten hatte. Ein Psychiater, den sie ausspioniert hatte, indem sie ihn abhören ließ. Ein Spezialist, über den sie nichts wusste, der aber offenbar andere Sorgen hatte. Aber diese Schnelligkeit gehörte mit dazu. *Liebe auf den ersten Blick ...*
Schreie rissen sie aus ihren Tagträumereien. Nein, keine Schreie, Gelächter. Unwillkürlich lächelte sie ebenfalls, als sie die Kinder beobachtete, die im Sandkasten spielten, an einem Klettergerüst turnten und mit unsicheren Schritten über den Rasen stapften. *Ein Kind.* Das letzte Wort in ihrer Schatztruhe.
Jeanne wusste, dass sie zu ernst, zu empfindlich war, aber wenn jemand in ihrer Gegenwart auf die physiologischen Veränderungen während der Schwangerschaft zu sprechen kam – etwa die »schönere Haut« einer Schwangeren lobte oder, im Gegenteil, über den »dickeren Hintern« lästerte –, dann hatte sie keine Lust, darüber zu sprechen. Das war nur die Oberfläche.
Wenn sie selbst schwanger wäre, würde sie sich mit der geheimen Logik des

Kosmos verbinden. Sie würde sich selbst im Innersten verstehen, während sie sich zugleich in das Räderwerk des Universums einfügen würde. Sie würde in ein *geheimes Einverständnis* mit der Lebenskraft eintreten. Mit einer Mischung aus Furcht und Euphorie sehnte sie sich danach, den Sinn des menschlichen Daseins *körperlich* zu erfahren. Sie konnte es kaum erwarten, dass ihre Gebärmutter ihre natürliche Bestimmung erfüllte. Dass ihr ein Mann seine Liebe, sein Vertrauen und seine Hingabe schenkte, damit sie diese in sich in einen Lebenskeim verwandelte. Das war das Wesen der Fortpflanzung. Eine Liebe, die sich in einem Körper vergegenständlichte. Die Seele, die Stoff wurde.
Die Sonne war verschwunden. Der Himmel war schwarz. Ein weiteres Gewitter zog auf. Sie stand auf, schniefend, den Tränen nahe. Plötzlich schien ihr alles verloren. Unmöglich. Sie würde nie jemanden finden, der zu ihr passte. Sie würde nie mit einem Mann verschmelzen. Sie war eine gebrochene Frau. Wie ihre Schwester, die man zerstückelt in der Tiefgarage eines Bahnhofs gefunden hatte. Oder wie diese Zytogenetikerin, der man vor zwei Tagen die Kehle durchgeschnitten hatte, ehe sie verstümmelt und teilweise verzehrt worden war.
Sie musste bitter aufstoßen. Gleich würde sie sich übergeben. Das Läuten ihres Handys rettete sie, gerade als es anfing zu regnen. Sie wühlte in ihren Jackentaschen, ihrer Handtasche und hätte den Anruf beinahe verpasst. Sie zitterte. Zuerst dachte sie an Féraud, dann ans Polizeipräsidium. Ein Leichenfund ...
»Hallo?«
»Beeil dich. Ich hab noch eine.«
Die Stimme von François Taine – angespannt, fiebrig.
»Noch eine?«
»Noch einen Kannibalen-Mord.«
»Wo?«
»In Goncourt. Rue du Faubourg-du-Temple, 10. Arrondissement. Der Staatsanwalt hat mich angerufen. Er wusste, dass ich in den beiden ersten Fällen ermittle.«
Jeanne antwortete nicht. Das Räderwerk ihres Gehirns hatte sich bereits in Bewegung gesetzt. Die Wahrheit traf sie wie ein Blitz.
*Ich glaube, dass er heute Nacht jemanden töten wird. In Paris, im 10. Arrondissement.*
Joachim war der Kannibalen-Mörder.
Oder vielmehr das blutrünstige Kind in ihm.
Sie konnte den Schrei, der sich ihrer Kehle entringen wollte, gerade noch unterdrücken:
»Welche Hausnummer?«

## 20

Da Jeanne noch schnell zu Hause vorbeifuhr, um sich frisch zu machen und neue Klamotten anzuziehen, traf sie erst um 20.00 Uhr ein. Nicht in der Rue du Faubourg-du-Temple 111, dem Tatort, sondern auf der anderen Seite desselben Blocks, dort, wo man völlig unauffällig in das Labyrinth von Innenhöfen und Gebäuden gelangte, fern der Einsatzfahrzeuge der Polizei und der Blaulichter.
Der Eingang wurde nur von zwei Polizisten bewacht. François Taine erwartete sie dort.
»Was haben wir?«, fragte Jeanne ohne Umschweife.
»Eine junge Frau mit durchgeschnittener Kehle, zerstückelt, teilweise verzehrt. Derselbe Täter, ohne Zweifel.«
»Wie heißt sie?«
»Francesca Tercia.«
»Wie alt?«
»Älter als die anderen. Vierunddreißig.«
»Hat sie auch im medizinischen Bereich gearbeitet?«
»Sie war Künstlerin. Eine Bildhauerin argentinischer Herkunft.«
»Wo genau hat man sie gefunden? In einer Tiefgarage?«
»Nein, in ihrem Atelier, dort hinten im Hof.«
»Was für eine Künstlerin?«
»Recht ungewöhnlich. Tatsächlich handelt es sich um ein Atelier für Paläoanthropologie. Sie fertigen hyperrealistische Nachbildungen prähistorischer Menschen an. Silikonpuppen mit Haaren, die dir echt Angst einjagen. Sie wurde zwischen diesen Cro-Magnon-Menschen und Neandertalern getötet.«
Jeanne kannte dieses Atelier, das auf der Welt wirklich einzigartig war. Sie hatte Artikel über die Frau gelesen, die es gegründet hatte. Sie erinnerte sich nicht an ihren Namen, aber die Künstlerin konnte das Gesicht eines Menschen rekonstruieren, der vor 30 000 Jahren gestorben war, indem sie allein anhand seines fossilen Schädels seine Gesichtszüge nachbildete und seine Gesichtsmuskeln aus feuchtem Ton modellierte.
Die Künstlerin war ihr auch noch aus einem anderen Grunde ein Begriff.
»Haben sie in diesem Atelier nicht auch für uns gearbeitet?«, fragte sie.
»Für uns?«
»Für die Kripo. Rekonstruktionen auf der Grundlage von Gebeinen. Sie verwenden eine spezielle Software.«
»Keine Ahnung. Die Chefin ist da. Du kannst sie ja fragen.«
»Und was weißt du über das Opfer?«
»Bis jetzt nichts.«
Taine lehnte sich gegen die Mauer, nahe bei den Briefkästen, die Hände im

Rücken. Er trug ein Polohemd von Lacoste und eine Leinenhose. Er hatte das Treppenhauslicht nicht eingeschaltet. Sein Gesicht war in das Halbdunkel getaucht. So konnte sie nicht erkennen, wie er drauf war, zumal seine Stimme immer mehrere widersprüchliche Tendenzen verriet. Ärger. Aufregung. Und auch die Freude darüber, dass sie da war. Solange es Leichen gab, würde sie im Laufschritt aufkreuzen ...
»Hat sie einen ähnlichen Körperbau wie die anderen?«, hakte Jeanne nach.
»Schwer zu sagen. Jung, brünett, rundlich, recht hübsch. Ich habe Fotos ... von früher ... gesehen. Der Mörder hat es auf einen bestimmten Typus abgesehen, aber das ist auch nicht weiter erstaunlich. Vielleicht wählt er sie aus einem Grund aus, von dem wir nichts ahnen und ...«
»Hast du die Punkte überprüft, um die ich dich gebeten hatte?«
»In einem Punkt hast du Recht gehabt: Der Mörder hat bei den Laboratoires Pavois Fruchtwasser entwendet.«
»Und meine zweite Frage?«
»Da hast du dich geirrt. Wir haben die DNA-Analysen: Der Mörder ist ein Mann. Jedes Mal derselbe, natürlich.«
*Es ist ein Mann*, dachte Jeanne, *und ich kenne seinen Vornamen ...*
»Und was verrät uns die DNA sonst noch?«
»Jedenfalls nicht seine Identität. Der Kerl ist erwartungsgemäß in keiner Datei drin.«
»Hat er keinen genetischen Defekt? Irgendeine Besonderheit?«
»Fehlanzeige, ein ganz gewöhnliches Profil. Keine Besonderheiten.«
»Ist das alles?«
Taine seufzte und löste sich von der Mauer, um auf und ab zu gehen.
»Das ist alles«, murmelte der Richter, »nicht gerade viel. Nicht der geringste Anhaltspunkt. Keine Bilder, keine Zeugen. Niemand hat jemals eines der Opfer mit einem verdächtigen Typen gesehen, nicht einmal mit einem Unbekannten. Keine Spuren von Kontakten. Weder Telefon noch Internet. Dieser Kerl ist unsichtbar. Er ist aus dem Nichts aufgetaucht, hat sein Opferritual durchgezogen und sich anschließend wieder in Luft aufgelöst.« Taine schnalzte mit den Fingern. »Einfach so.«
»Habt ihr die Lebensgewohnheiten der Opfer *gründlich* unter die Lupe genommen?«
Der Richter baute sich, die Hände in den Taschen, vor Jeanne auf. Er stand mit dem Rücken zum Licht, aber seine Augen funkelten.
»Was glaubst du denn? Reischenbach hat den Alltag der beiden Mädchen auf den Kopf gestellt. Kreditkarten. Scheckhefte. Handyanrufe. Wir haben sogar die Strecken überprüft, die sie mit öffentlichen Leihfahrrädern zurückgelegt haben. Nichts. Wir wissen nur, was mit Sicherheit *nicht* der Fall war. Sie haben sich nicht gekannt. Sie sind dem Mörder vor der Tat nicht begegnet.«

»Ganz sicher?«
»Jedenfalls hatten sie in den letzten sechs Monaten keinen Kontakt zu einer Person, die sie beide kannten. Im Übrigen lebten beide eher zurückgezogen. Die erste war mit einem Lehrer vietnamesischer Abstammung verheiratet. Die andere war nach zweijähriger, kinderloser Ehe frisch geschieden. Der Fettwanst Pavois war ihr Lover.«
»Habt ihr ihren Ex vernommen?«
»Jeanne, du kommst mir hier mit Routinekram. Diese Morde haben eine andere Dimension. Sie fallen völlig aus dem Rahmen, kapiert?«
Sie hatte kapiert, ja. *Der Wald, er beißt dich ...*
»Alles deutet auf einen Mörder hin, der methodisch vorgeht. Ungeachtet des Blutbads an den Tatorten bewahrt er einen kühlen Kopf. Er hat sich sein Opfer gezielt ausgesucht. Er hat es beobachtet. Er hat es verfolgt und in einem günstigen Augenblick zugeschlagen. All dies aus Gründen, die nur er kennt.«
»Es kann doch nicht sein, dass ihr gar nichts habt.«
Taine lehnte sich wieder in der Nähe der Briefkästen an die Wand.
»Okay«, sagte er, »nur ein Detail.«
»Was für ein Detail?«
»Der Autismus.«
»Kannst du etwas konkreter werden?«
»Ich habe Näheres über die Arbeit des ersten Opfers, Marion Cantelau, herausgefunden. Sie arbeitete in einem Zentrum für Kinder mit tiefgreifenden Entwicklungsstörungen, zu denen hauptsächlich autistische Syndrome zählen.«
»Und der Zusammenhang mit dem zweiten Opfer, Nelly Barjac?«, fragte sie naiv.
»Oder dem Mörder?«
»Bei Barjac weiß ich es nicht. Aber die verdrehten Hände des Mörders könnten auf eine autistische Störung hindeuten. Er bewegt sich auf allen vieren fort und dreht seine Handteller in Richtung seiner Füße.«
Es gab noch weitere Symptome. Wieder hörte sie die Stimme Férauds:
»Pronominale Inversion. Wiederholung von Fragen. Echolalie. Sogar sein Gesicht: Haben Sie bemerkt, dass es sich verformt, wenn *der Andere* spricht ...«
Ohne es zu wissen, war Taine auf der Spur Joachims.
Das Wesen in seinem Innern ...
»Was glaubst du?«, fragte sie.
»Ich hab mich informiert: Die Hypothese eines autistischen Mörders ist nicht haltbar. Er wäre psychisch nicht stabil genug, um solche Morde zu planen. Und vor allem: Ein Autist kann zwar gewalttätig werden, wenn er sich bedroht fühlt, aber er ist nicht imstande, jemanden vorsätzlich umzubringen.«
»Könnte es einen Zusammenhang mit den Amniozentesen geben?«
»Nein. Die Laboratoires Pavois können solche genetischen Defekte nicht nachweisen. Im Übrigen ist es nicht erwiesen, dass der Autismus mit einer

genetischen Anomalie verbunden ist. Die Spezialisten sind sich da nicht einig.«
»Kommen wir auf das erste Opfer zurück. Du glaubst also, dass der Mörder als Kind in dem Zentrum betreut wurde?«
»Ja. Aber auch das bringt uns nicht weiter. Unser Typ ist ein Erwachsener. Er hätte also dort vor mindestens zwanzig Jahren behandelt worden sein müssen. Damals gab es das Institut aber noch nicht.«
Taine klopfte gegen die Briefkästen. Sie waren aus Holz und erinnerten an die Vogelkästen, die man im Garten aufstellt.
»Und die Zeichen an den Wänden?«
»Bislang noch nichts von den Experten gehört. Aber von denen erhoffe ich mir eigentlich nichts. Der Typ hat eine neue Sprache erfunden. Zeichen, die an ein Alphabet erinnern, aber keine Bedeutung haben.«
»Warten wir das Expertengutachten ab.«
Taine zuckte mit den Schultern.
»Bleibt eh nichts anderes übrig.«
Er begann wieder, auf und ab zu gehen. Weniger nervös, weniger entschlossen. Erneute Nachdenklichkeit, vage Ahnungen – die Phase des *Sammelns von Eindrücken*.
»Meine Intuition sagt mir«, hob er schließlich an, »dass es um eine bestimmte Atmosphäre geht. Eine Rückkehr in die Urzeit. Eine Regression. Die Tatorte rufen Erinnerungen an ein Opferritual wach. Es sind Tiefgaragen und andere unterirdische Orte, die Höhlen gleichen. In diesem Sinne passt das Atelier von heute zu den übrigen Tatorten.«
»Inwiefern?«
»Du wirst es selbst sehen. Ein weiteres Detail: Laut Aussage des Rechtsmediziners wurden die Knochen der Opfer mit einem Feuerstein oder einem Steinwerkzeug zerstückelt. Der Täter hat auch die Knochen zertrümmert, um das Mark herauszusaugen. Unser Typ hält sich wirklich für einen prähistorischen Menschen mit kannibalischen Neigungen. Damit haben wir einen Bezug zu dem Fachgebiet der Bildhauerin Francesca Tercia. All dies deutet auf etwas Archaisches hin. Selbst den Autismus kann man als eine Art Rückfall auf eine frühere Stufe betrachten.«
Jeanne wurde ungeduldig:
»Schön. Gehen wir?«
Taine fragte mit einem wilden Grinsen:
»Dir gefällt das, wie?«
»Was?«
»Das kalte Fleisch.«
Jeanne schaltete auf stur:
»Nicht mehr als das andere.«
»Von wegen. Los, gehen wir.«
»Nein, warte. Willst du damit sagen, dass ich nekrophil bin?«

Taine kehrte um. Sein Lächeln hatte jetzt einen Anflug von Zärtlichkeit.
»Hast du nicht bemerkt, dass du leicht ... bedrückt wirkst?«
»Bedrückt? Überhaupt nicht.«
»Sagen wir, dass du nicht gerade eine Frohnatur bist.«
»Ich kann durchaus fröhlich sein.«
»Ich wette, dass du keinen einzigen Witz kennst.«
»Da irrst du dich. Ich kenne jede Menge.«
»Ich höre.«
Jeanne machte sich die Absurdität dieser Situation klar. In unmittelbarer Nähe eines Tatorts zerbrach sie sich den Kopf, um einen guten Witz erzählen zu können. Aber sie wollte diesem Dummkopf beweisen, dass sie nicht das war, was sie zu sein schien. Eine blutdürstige Richterin. Eine einsame Frau. Eine Frau, die völlig von der Rolle war und nur düstere Gedanken wälzte. Ein traumatisiertes Mädchen, das in seinem tiefsten Innern noch immer im Wald des Schweigens an einem Baum stand und zählte.
»Kennst du den Unterschied zwischen einem automatischen Besprengungssystem und einer Frau, die man fragt, ob sie sich von hinten nehmen lässt?«
»Nein.«
»Es gibt keinen.«
Jeanne signalisierte ein »nein«, indem sie den Kopf wie einen Rasensprenger langsam von rechts nach links drehte.
»Tsk, tsk, tsk, tsk, tsk, tsk ...«
Taine prustete los.
»Komm. Sehen wir uns das Blutbad an.«

## 21

In der ersten Halle standen zahlreiche Regale, auf denen Köpfe aufgereiht waren, die unterschiedliche Epochen, mimische Ausdrucksformen und Milieus veranschaulichten. Man erkannte Kino- und Fernsehstars sowie bekannte Politiker, aber auch, vor allem, Ahnen des Homo sapiens. Außerdem gab es Muskelmänner aus gebranntem Ton, deren Muskeln mit einem Spatel geriffelt worden waren.
»Pass auf, wo du hintrittst!«
Jeanne folgte Taine in dieses Kuriositätenkabinett. Polizisten entrollten Absperrbänder entlang der Regale, sorgsam darauf bedacht, keine der Büsten herunterzuwerfen. Alle hielten sich die Arme schützend vors Gesicht. Der Geruch nach Ton, Sägemehl und chemischen Substanzen lähmte alle.
Die zweite Halle war noch seltsamer.
Eine Armee orangefarbener Gestalten war an den Wänden aufgereiht: Figuren in den unterschiedlichsten Stellungen, die eine gummiartige Trägheit ausstrahlten. Jede trug eine Krone aus demselben Material, die an eine elastische Aura erinnerte. Hohle Torsi und geschmeidige Gliedmaßen lagen auf dem Boden. Gießformen. Jeanne erinnerte sich an die Technik, die hier angewandt wurde: Die Künstler im Atelier modellierten zuerst einen Körper aus Ton, den sie anschließend in Elastomer abformten. Dieser Abdruck diente zur Herstellung der Silikonstatue.
In der dritten Halle war das Opferritual vollzogen worden.
Taine bat die Techniker vom Erkennungsdienst, die weiße Overalls trugen:
»Könnten Sie uns einen Moment allein lassen?«
Wortlos verließen die Männer den Raum. Jeanne folgte dem Richter. Der Anblick, der sich ihr bot, erschütterte sie. Doch das Grauen des Blutbads wurde sogleich von der Vorstellung überlagert, dass diesmal prähistorische Menschen – echte Urmenschen – zu diesem Ritual erschienen waren. Das Opfer hing noch immer mit dem Kopf nach unten in der Mitte des Raumes, umgeben von starren Gestalten in Tierfellen als schweigenden Beobachtern. Struppige Jäger mit mächtigen Augenbrauenwülsten und hervorstehenden Wangenknochen, die Rehe auf ihren Schultern trugen oder aufgespießte Fische an der Spitze der Harpunen schwenkten. Ihre Körperhaltung verriet Demut und zugleich Triumphgefühl. Hominiden, die stolz darauf waren, abermals die Natur bezwungen zu haben.
»Der reinste Wahnsinn, oder?«, flüsterte Taine.
Jeanne nickte nur knapp mit dem Kopf. Mit angehaltenem Atem betrachtete sie das Opfer. Es war nackt.
Mit einem Bein an der Decke aufgehängt.
Der Mörder hatte die Flaschenzüge benutzt, die zweifellos installiert worden waren, um die Skulpturen hochzuziehen. Die Frau selbst glich einer bemalten Statue. Von der weißen Haut stachen bläuliche Hämatome und schwarze Blutfäden

ab. Ihr freies Bein war auf rätselhafte Weise zum Bauch hin angewinkelt, wie bei einem Läufer am Start. Ein skurriles Detail: Der Rechtsmediziner hatte bereits ein Thermometer in ihr Ohr eingeführt, um die Körpertemperatur zu messen.
Jeanne setzte ihre Leichenschau fort. Der Mörder hatte seinem Opfer den Unterleib aufgeschlitzt, vom Bauch bis zum Schambein, und die Eingeweide bis zum Boden herausgezogen, sodass sie das Gesicht der Frau teilweise verdeckten. Hinter den Gedärmen sah man Ausschnitte ihres geschwollenen bläulichen Gesichts sowie die klaffende Halswunde.
Sie versuchte den Tathergang zu rekonstruieren. Entweder war der Mörder gestört worden und konnte seinen Plan nicht zu Ende führen. Oder aber, auch das war möglich, er hatte seine Vorgehensweise abgewandelt. Jedenfalls hatte er die Frau nicht heruntergelassen und nicht zerstückelt. Er hatte sich damit begnügt, Fleischstücke aus den Schenkeln, der Leiste und dem Gesäß herauszureißen. Zweifellos, um sie zu verzehren.
Auf dem Boden befanden sich Blutspuren, Fleischreste, Muskelfasern – zurückgelassen oder ausgewürgt. Knochen und Knorpel, abgekratzt und ausgesaugt. Kein Feuer, kein barbarischer Grillteller heute Nacht. Der Kannibale hatte sich mit rohem Fleisch begnügt.
Jeanne sah sich um. Über den Werkzeugen und den Büsten auf den Regalen sah sie an den Wänden mit Blut gemalte Zeichen, die an Bäume mit mannigfaltigen Ästen in Form von X und Y erinnerten. Mehr denn je glichen diese sich wiederholenden Sequenzen den Chromosomen eines Karyogramms.
Als sie endlich wieder Atem holte, bemerkte sie, dass die Gerüche von Lösungsmitteln und Harz den Gestank von Blut und Fleisch überdeckten. Schwache Erleichterung ... Da musste sie wieder an die Raserei des Mörders denken. Im Geiste nannte sie ihn nicht »Joachim«. Jetzt, da sie mit der ganzen Abscheulichkeit des Verbrechens konfrontiert war, konnte sie es einfach nicht glauben, dass sie die Stimme des Täters gehört hatte.
Dieser Mörder rief archaische Gottheiten an. Vielleicht hoffte er, auf diese Weise seine Seele oder die Erde oder die Menschheit zu retten. Jeanne erinnerte sich an Herbert Mullin, einen amerikanischen Serienmörder, der durch seine Opferungen Erdbeben abzuwenden glaubte und den Grad der Luftverschmutzung aus den Eingeweiden seiner Opfer herauslas.
Fest stand jedenfalls, dass der Mörder Francesca Tercia wegen ihres Berufs ausgewählt hatte. Er wollte in dieser Umgebung, im trauten Kreis von seinesgleichen zur Tat schreiten: Urmenschen, die, wie er, von Überlebensinstinkten und archaischen Überzeugungen beseelt waren. Anstatt in unterirdischen Höhlen – Tiefgaragen, der Kanalisation – vollzog er sein Ritual an diesem einzigartigen Ort, der mehrere Jahrtausende Evolutionsgeschichte des Menschen Revue passieren ließ.
Jeanne dachte an Joachim. Seine Stimme, die leise sang: *Todas las promesas de mi*

*amor* ... Wieder beschlichen sie Zweifel. War er wirklich der Kannibale? Vielleicht handelte es sich ja nur um einen Zufall.
Die Männer von der Spurensicherung im weißen Overall kehrten zurück.
»Bin gleich wieder da!«, sagte Jeanne zu Taine, der das Wort an den Leiter des Teams richtete.
Sie verließ den Raum und ging in einen Gang hinein, wo sie Reischenbach mit seinem gegelten Haar über den Weg lief. Er zog eine Grimasse. Jedes weitere Opfer rief ihm seine Ohnmacht in Erinnerung. Sie grüßte ihn im Vorbeigehen und entdeckte am Ende des Ganges einen weiteren Raum, der in Dämmerlicht getaucht war. Aus einer vagen Ahnung heraus begab sie sich dorthin.
In der Mitte des Raumes stand ein großer schwarzer Lacktisch. Hinter dem Tisch war eine Samtkordel gespannt, und dahinter sah man eine weitere Gruppe Urmenschen. Zwischen den einzelnen Köpfen lagen evolutionäre Zeiträume von Jahrtausenden, wenn nicht Jahrmillionen – allerdings standen sie durcheinander. Unwillkürlich versuchte Jeanne sie auf der Stufenleiter der Evolution einzuordnen. Linker Hand erspähte sie ein Paar: zwei stark behaarte, zierliche, kleine, schwarze Gorillas. Ein Funkeln in den Augen, ein Anflug von einem Lächeln gaben ihnen etwas Menschliches. Ein Stück weg, ebenfalls links, fletschte ein weiteres Paar die Zähne. Die beiden waren nicht so stark behaart und wirkten intelligenter. Die Sinne geschärft wie die Feuersteine, mit denen sie auf die Jagd gingen und Feuer machten. Die Reibung der Jahrhunderte hatten in ihren Augen einen neuen Funken geschlagen. Eine höhere Intelligenz.
Etwas abseits, wie eine versehentlich eingeladene Familie von Bauerntölpeln, befand sich eine Gruppe von Behaarten mit niedriger Stirn, eine Lanze in der Hand, mit Fellen bekleidet. Dichter Haarschopf, ambossförmige Kiefer, durchdringender Blick. Diese schienen in der Kette eine Sonderstellung einzunehmen. Jeanne hatte Artikel über die Evolution des Menschen gelesen. Sie erinnerte sich an den Neandertaler, der gleichzeitig mit dem Homo sapiens sapiens auf der Erde gelebt hatte, bevor er spurlos verschwand.
Im Innern der Gruppe standen Menschen, die nicht modern, aber auch nicht mehr affenähnlich waren. Das Haar zerzaust, in abgewetzten Kleidungsstücken aus Wildleder, glichen sie den *Bürgern von Calais* von Auguste Rodin. Zerlumpte, erschöpfte Gestalten. In ihren glasigen Augen schien allerdings die Angst der Schläue gewichen zu sein. Der Mensch war auf dem Vormarsch.
All diese Gesichter spiegelten sich in dem Lacktisch wider, als schickten sie sich an, aus einem schwarzen Tümpel zu trinken. Jeanne bemerkte eine letzte Skulptur, die sich am Ende des Tümpels niederkauerte. Eine Frau, die einen schwarzen Pelz oder dunkle Lumpen trug – sie konnte es nicht richtig erkennen. Auffällig war ihr kurzgeschnittenes rotes Haar. Vielleicht eine Schamanin aus der Frühzeit des Menschen?
Jeanne prallte zurück. Die Statue hatte sich bewegt. Tatsächlich war es eine Frau,

die an einem Ende des Tisches saß, versteckt unter einem schwarzen Dreieckstuch. Ihr hochstehendes Haar im Punk-Stil war leuchtend rot. Sie machte einen abwesenden Eindruck.
Jeanne ahnte, dass es die Chefin des Ateliers war. Die Virtuosin, die diesen Frühmenschen Leben einhauchte, war hierhergekommen, um sich innerlich zu sammeln. Ohne nachzudenken, trat Jeanne an sie heran und legte ihr die Hand auf die Schulter. Die rothaarige Frau warf ihr einen Blick zu. Sie zögerte kurz, dann erhellte ein Lächeln den traurigen Ausdruck auf ihrem Gesicht.
Sie erhob sich und reichte Jeanne die Hand.
»Isabelle Vioti. Ich leite das Atelier. Sind Sie von der Polizei?«
»Nein. Jeanne Korowa, Ermittlungsrichterin.«
Erstaunt zog sie die Brauen hoch.
»Ich habe bereits mit einem Richter gesprochen.«
»Ich begleite ihn.«
»Ist das so üblich?«
»Nein, aber dieser Fall ist wirklich ... ungewöhnlich.«
Die Frau setzte sich unvermittelt wieder hin, als hätte dieser Austausch von Höflichkeiten sie bereits überanstrengt. Die Ellbogen auf dem Tisch, barg sie die Stirn in ihren Händen.
»Ich begreife es nicht ... ich begreife es nicht ...«
»Niemand versteht so etwas«, sagte Jeanne. »Wir sind nicht da, um Verbrechen zu erklären oder auch nur zu analysieren. Wir müssen den Täter finden und dingfest machen. Selbst wenn wir ihn geschnappt haben, wird die Tat rätselhaft bleiben.«
Isabelle Vioti blickte auf.
»Die Polizisten haben gesagt, es wäre nicht das erste Opfer.«
»Nach allem, was wir wissen, ist es das dritte Opfer. In kurzer Zeit.«
»Aber warum? Ich meine: Wieso ausgerechnet Francesca?«
Jeanne zog einen Stuhl heran und setzte sich ihr gegenüber.
»Sie ist kein zufälliges Opfer. Ihr Atelier interessierte den Mörder.«
»Mein Atelier?«
»Diese Morde haben alle einen prähistorischen Bezug. Haben Sie die Inschriften gesehen, die der Mörder an den Wänden hinterlassen hat?«
»Ja. Nein. Ich will das nicht sehen.«
Jeanne bohrte nicht nach. Sie würde ihr später Fotos zeigen. Vielleicht würde die Spezialistin etwas entdecken und ... Jeanne unterbrach ihre Überlegungen. Wo war sie mit ihren Gedanken? Es war nicht ihr Fall. Sie hatte keinerlei Befugnisse in dieser Sache. Auch wenn sie, vielleicht, den Täter kannte.
»Was dient Ihnen als Ausgangsmaterial, wenn Sie diese Menschen rekonstruieren? Gebeine?«
»Schädel- und Knochenabgüsse. Kopien von Fossilien, die in Afrika, Europa und Asien entdeckt wurden. Aus Sicherheitsgründen bleiben die Originale in den

Museen.«
»Von wem bekommen Sie die Abgüsse?«
»Von Forschern, Museumskundlern.«
»Wurde Ihnen etwas gestohlen?«
»Was meinen Sie?«
»Ein Schädel, Fragmente. Ist noch alles da?«
»Ich weiß nicht. Müssen wir überprüfen. Weshalb sollte man uns bestehlen?«
»Kann ich mit dir sprechen?«
Jeanne drehte sich um. François Taine stand in der Tür – mit zorniger Miene. Sie ging zu ihm hinaus auf den Gang. In dem anderen Raum ließen Techniker vom Erkennungsdienst gemeinsam mit Sanitätern vorsichtig die Leiche herunter.
»Was machst du da? Leitest du jetzt die Ermittlungen?«
»Nein, ich wollte nur wissen, ob ...«
»Ich hab dich gehört. Was sollen diese Fragen? Glaubst du vielleicht, dass der Mörder Knochen stiehlt?«
»Bei Pavois hat er Fruchtwasser gestohlen. Er könnte jedes Mal irgendetwas mitgehen lassen. Eine Beute. Und ...«
Der Richter hörte nicht mehr zu, er musterte etwas oder jemanden, jenseits der Sanitäter und der Skulpturen. Langleber, den Rechtsmediziner. Taine hielt immer noch sein Diktaphon in der Hand. Doch seine Aufgabe, sämtliche Hinweise auf die Todesumstände am Tatort festzustellen, war bereits erledigt. Deshalb hatte er grünes Licht für den Abtransport der Leiche erteilt.
»Ich schwöre dir, wenn der Typ da mir wieder mit seinem Schwachsinn kommt ...«, stieß Taine zwischen den Zähnen hervor.
Langleber näherte sich.
»Wissen Sie, was Lacan gesagt hat?«
»Scheiße!«, zischte Taine.
»›Wenn Sie verstanden haben, irren Sie sich.‹«
»Hör auf mit dem Blödsinn!«, sagte der Richter.
Der Rechtsmediziner hob beschwichtigend beide Arme.
»Okay. Reden wir über die Arbeit. Die Vorgehensweise ist die gleiche. Außer dass der Herr in dieser Nacht gepfuscht hat. Entweder er wurde gestört, oder er wollte es schnell durchziehen, aus einem Grund, den wir nicht kennen. Er hat das Opfer nicht heruntergelassen. Er hat es nicht zerstückelt. Er hat kein Stück gebraten. Ansonsten ist er so vorgegangen wie zuvor. Er hat das Opfer ausbluten gelassen, ihm dann Bisswunden beigebracht und Organe entnommen.«
»Ich will deinen Bericht morgen früh.«
»Kriegst du. Bis auf einige Details der Verstümmelung ist es haargenau das Gleiche wie bei den vorangehenden Morden.«
»Welche Details?«, fragte Jeanne.
»Er hat ihre Augen verzehrt.«

Taine schüttelte den Kopf.
»Ich kann nicht mehr«, sagte er angewidert zu Jeanne. »Los, verschwinden wir.«
Sie verabschiedeten sich von Langleber und durchquerten zuerst die Halle mit den Abgüssen und dann die mit den Köpfen. Draußen eilten Polizisten geschäftig hin und her. Einige waren noch immer beschäftigt, Absperrbänder um den größten Innenhof zu spannen. Andere überwachten die Eingänge zu den Gebäuden. Kein Unbeteiligter durfte sich innerhalb der Polizeiabsperrung aufhalten – dafür hingen alle Anwohner in ihren Fenstern.
Reischenbach schlüpfte unter einem Band durch und kam ihnen entgegen.
»So ein Mist, die Pressefritzen sind draußen!«
»Das auch noch!«, stöhnte Taine. »Wer hat sie benachrichtigt?«
»Wir jedenfalls nicht. Was machen wir?«
»Sag ihnen, dass der Staatsanwalt übermorgen früh, Montag, eine Pressekonferenz abhalten wird. Uns bleibt nichts anderes übrig, als alles auf den Tisch zu legen. In Anbetracht dessen, was wir haben, wird das schnell erledigt sein.«
Der Polizist verschwand. Taine nahm Jeanne am Arm und flüsterte:
»Komm, lass uns den Hinterausgang nehmen.«
Einige Minuten später standen sie wieder vor dem Eingang, der auf die Rue Civiale ging.
»Ich ruf dich an, sobald alle Ergebnisse vorliegen, und dann kochen wir uns am Wochenende was Feines, einverstanden?«
Wie beim ersten Mal, im Gebäude der Firma Pavois, war Taines natürliches Temperament wieder durchgebrochen. Jeanne fuhr ihn an:
»Such den Mörder! Das ist kein Spiel.«
Taines Lächeln verschwand. Nein, es war kein Spiel. Der Richter war für das Leben der nächsten Opfer verantwortlich – er wusste das. Und die Uhr, die lief, besaß ein Zifferblatt aus Blut und Zeiger aus Feuerstein.
Jeanne verabschiedete sich von ihm und begab sich nachdenklich zu ihrem Wagen. Zwei Gedanken gingen ihr durch den Kopf.
Der erste: Sie wollte mit Hilfe einiger Gläser Médoc ein paar Stunden schlafen. Der zweite: Sie wollte sich Antoine Féraud schnappen und ihm die Würmer aus der Nase ziehen.
Sie wollte nicht länger die verzückte Madonna in Museen oder das verliebte scheue Reh spielen.
Gesetz und Strafe – darum sollte es jetzt gehen.

## 22

Schon am nächsten Morgen wusste sie, dass das alles unmöglich war.
Antoine Féraud befragen: unmöglich. Er würde sich hinter dem ärztlichen Berufsgeheimnis verstecken. Ihm ihren wahren Beruf offenbaren: unmöglich. Sie würde ihn für immer verlieren. Ihm verraten, dass sie aus Liebeskummer seine Praxis mit Mikrofonen spicken ließ: UNMÖGLICH!
Blieb die andere Lösung: sich Taine anvertrauen und den Fall an ihn abtreten. Abgesehen davon, dass sie sich dafür schämen würde, ihre erbärmlichen Tricks – die versteckten Wanzen, weil sie es nicht ertrug, dass man sie sitzengelassen hatte – und ihre Perversität zu gestehen – die Tatsache, dass sie ihre Nächte damit zubrachte, den Geheimnissen anderer Menschen zu lauschen –, würde ihr Geständnis auch nichts nützen. Taine konnte Féraud nicht vorladen. Er durfte keines der Abhörprotokolle verwenden. Und dies schlicht und ergreifend deshalb, weil diese Aufzeichnungen illegal waren.
Jeanne sah auf ihrem Handy nach der Uhrzeit. Zwanzig nach zehn. Sonntag, der 8. Juni 2008. Sie rieb sich das Gesicht. Kater aufgrund von Medikamenteneinnahme. Am Vorabend hatte sie ihre Schubladen nach irgendetwas durchwühlt, mit dem sie sich betäuben konnte. Tafil, Stilnox, Loxapin. Der Schlaf hatte sie wie ein Leichentuch aus schnell aushärtendem Gips bedeckt. Jetzt fiel es ihr schwer, die Augen zu öffnen; sie hatte das Gefühl, eine imaginäre Kruste auf ihren Lidern aufzusprengen.
Mühsam erhob sie sich und ging in die Küche, von einer fürchterlichen Migräne geplagt. Eine Paracetamol 1000. Eine Trevilor. Ein Kaffee. Nein, ein Tee. Schon wieder herrschte eine drückende Hitze, die jeden Spalt ihrer Wohnung durchdrang. Wasserkocher. Yunnan-Tee. Teekanne. Während sie diese Gesten mechanisch ausführte, sagte sie sich immer wieder, dass sie nichts tun könne. Gar nichts. Außer, vielleicht, einer Sache ...
Jeanne stellte ihre Tasse und die Teekanne auf ein Tablett und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Dort machte sie es sich auf ihrem Sofa bequem und überlegte sich eine Strategie. Sie konnte die Ahnungslose spielen, Féraud anrufen, ihn treffen und arglos mit ihm plaudern. Das Gespräch auf die Mordserie lenken. Aber aus welchem Grund? Angeblich leitete sie ein Textbüro. Woher also wusste sie von diesen Morden? Und wieso sollte ihr der Psychiater seine Meinung sagen? Sie kannten sich schließlich kaum.
Die Sonne brannte durch die hellen Vorhänge. Ein grelles Licht, das schon am Morgen alles in seine Glut tauchte.
Jeanne erinnerte sich, dass Reporter an den Tatorten gewesen waren. Sie holte ihr Notebook und loggte sich ins Internet ein. *Le Journal du Dimanche.* Auf der Titelseite der Ausgabe vom 8. Juni stand: »Barbarischer Mord im 10.

Arrondissement.« Jeanne kaufte die Nummer mit ihrer Kreditkarte, lud die Seiten herunter. In der Rubrik »Vermischtes« auf Seite 7 wurde das Verbrechen in der Rue du Faubourg-du-Temple in groben Zügen geschildert. Der Journalist wusste so gut wie nichts. Er erwähnte weder die vorangehenden Morde noch den Kannibalismus. Diese Punkte würden am Montagmorgen bei der Pressekonferenz der Staatsanwaltschaft bekanntgegeben werden.
Hatte Antoine Féraud diesen Artikel gelesen? Hatte er morgens die Radionachrichten gehört? Hatte er in diesem Fall die Verbindung zu Joachim hergestellt, dem Sohn seines Patienten? Sie beschloss zu improvisieren. Wählte seine Nummer. Anrufbeantworter. Sie legte auf, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Und Taine? Sie rief ihn an. Ebenfalls der Anrufbeantworter. Diesmal sagte sie:
»Hier spricht Jeanne. Es ist zwölf Uhr. Ruf mich an, sobald du etwas Neues hast.«
Es gab nichts mehr zu tun. Außer den Sonntag mit seiner zermürbenden Eintönigkeit vorübergehen zu lassen. Um sich zu beschäftigen, spielte sie auf ihrem Notebook noch einmal die beiden entscheidenden Therapiesitzungen ab. Die erste mit dem Vater allein: *In ihm ist ein anderer Mensch ... Ein Kind, das wie ein Tumor im Innern meines Sohnes herangewachsen ist ...* Die zweite mit Joachim persönlich: *Der Wald, er beißt dich ...* Noch genauso entsetzlich wie beim ersten Mal, aber keine Spur verständlicher. Nicht das kleinste Indiz zu entdecken.
13.00 Uhr. Sie rief ein weiteres Mal bei Antoine Féraud an. Wieder der Anrufbeantworter. Diesmal hinterließ Jeanne eine Nachricht, wobei sie mit möglichst neutraler Stimme sprach. Sie bat ihn lediglich um Rückruf. Als sie auflegte, biss sie sich auf die Lippe. Der Psychiater hatte heute zweifellos Besseres zu tun, als mit ihr zu schäkern. Er würde bestimmt in ganz Paris nach dem Spanier und seinem Sohn suchen, um sie dazu zu bringen, sich der Polizei zu stellen ...
Sie ging duschen, nachdem sie sich entschlossen hatte, die wahre, unvermeidliche sonntägliche Fron hinter sich zu bringen. Der Besuch ihrer Mutter im Pflegeheim. Zwei Sonntage war sie nicht dort gewesen, wobei sie sich die weite Fahrt nach Châtenay-Malabry mit billigen Ausreden erspart hatte. Diese Vorwände galten nicht ihrer Mutter, die schon lange nichts mehr mitbekam, sondern ihr selbst. Sie hatte von Anfang an das Gefühl gehabt, ihr diese Besuche zu *schulden.*
Sie aß im Stehen in ihrer Küche. Eine Schale trockenen Reis und Kirschtomaten. Sie hasste solche Tage. Die Sekunden, die Minuten, die Stunden wuchsen zu einem reinen Stalaktiten der Einsamkeit an. Sie schwieg. Hatte keine Lust, das Radio oder Fernsehen einzuschalten. Ihre Gedanken dehnten sich aus, schwollen an, bis sie in der gesamten Wohnung widerhallten. Sie hatte das Gefühl, verrückt zu werden, Stimmen zu hören. Es sei denn, sie sprach wie eine alte Frau mit sich selbst.
Eines Tages hatte sie auf einem englischen Kanal eine Dokumentation über das Leben von Singles in Städten gesehen. Eine Frau in den Vierzigern sprach, in ihrer Küche sitzend, in die Kamera:

»Ab wann kann man von echter Einsamkeit sprechen? Wenn man sich schon donnerstags vor dem Wochenende fürchtet? Wenn man seinen ganzen Samstag um den Einkauf im Supermarkt herum organisiert? Wenn schon die Berührung durch die Hand eines Arbeitskollegen genügt, um dich einen ganzen Abend lang zu verwirren ...?«
Jeanne zitterte, als sie ihre Schale in den Geschirrspüler einräumte.
14.00 Uhr. Noch immer kein Anruf. Weder von Féraud noch von Taine. Sie schlug ein Buch auf, konnte sich aber nicht konzentrieren. Hielt ein Mittagsschläfchen, dank der Tabletten, wodurch sie den Zeitpunkt der Abfahrt weiter hinausschob. Um halb vier wachte sie mit einem schweren Kopf auf. Nahm ihre Autoschlüssel und ihr iPhone. Schloss ihre Wohnung ab und holte tief Luft.
Porte d' Orléans. Nationalstraße 20. Gentilly, Arcueil, Cachan ... Die Namen der Ortschaften änderten sich, aber die Landschaft blieb gleich. Staubige Pariser Vororte. Entblätterte Platanen, die im gleißenden Sonnenlicht Mühe hatten, ihre übliche Rolle zu spielen und die Tristesse der Gegend zu kaschieren. An der Kreuzung Croix-de-Berny tauchten Autobahnschilder auf, Brücken, Auffahrten, die Namen von Ortschaften, die noch weiter weg waren. Und darunter ein Meer von Dächern und Einfamilienhäusern aus Mühlsandstein. All dies schien in einer grauen Pfanne zu köcheln.
Nach mehreren Kilometern stieß sie in Châtenay-Malabry auf die Avenue de la Division-Leclerc. Das Altenheim Alphedia befand sich am Ende der Straße. Ein modernes, unscheinbares Gebäude, das an ein drittklassiges Motel erinnerte. Auf einem Schild unter den Neonröhren stand »Seniorenresidenz«, aber das Haus glich eher einer Mischung aus Irrenanstalt und Hospiz.
In der Eingangshalle nahmen bettlägrige Heimbewohner hinter schmutzigen Scheiben ein Bad in der Sonne. Reglos, mit starren Augen und zerfurchten Gesichtern, lagen sie da. Sie nahmen nichts mehr wahr, dachten nichts mehr.
Jeanne hatte immer geglaubt, Demenz, Alzheimer und alle anderen neuro-degenerativen Erkrankungen wären ein Geschenk des Himmels, damit der Mensch das Herannahen des Todes nicht spüre. In diesem hohen Alter bestehe das Glück darin, nicht mehr zählen zu können, weder die Jahre noch die Tage noch die Stunden. Ein vegetativer Zustand, in dem jede Sekunde ein Leben war.
Sie nahm die Hintertreppe, die sie mit großen Sätzen hinaufeilte. Sie erreichte den zweiten Stock, vermied es, die lebenden Toten im Fernsehzimmer zu betrachten, und trat mit gesenktem Kopf in das Zimmer ihrer Mutter.
Furchtbare Farben. Billigste Materialien. Private Nippsachen, die dem Zimmer eine persönliche Note verleihen sollten. Jedes Mal, wenn Jeanne hierherkam, musste sie an die Pharaonen denken, die sich mit vertrauten Gegenständen und ihren Sklaven beisetzen ließen. Dieses Zimmer war das Grabmal. Und sie, sie war die Sklavin.
»Hallo, Mama? Wie geht's?«
Sie zog ihre Jacke aus, ohne eine Antwort zu erwarten. Richtete ihre Mutter gerade,

die leicht wie eine Feder war und ein versteinertes Gesicht hatte. Stützte sie mit Kopfkissen ab. Die alte Frau sah sie nicht. Und in gewisser Weise sah Jeanne sie ebenfalls nicht. Seit Jahren kam sie hierher. Jedes Mal stellte sie fest, dass der Tod an Boden gewonnen hatte. Ein Kilo weniger. Ein weiteres Erschlaffen der Muskeln. Vorspringende Knochen ...

Jeanne setzte sich hin und blickte aus dem Fenster. Eine Grünanlage mit Linden und Tannen. Aber selbst diese Bäume schienen von Gebrechlichkeit und Elend befallen zu sein. Sie gewahrte den Gestank im Zimmer. Gerüche nach Essen, Urin, Medikamenten. Sie kam nicht auf den Gedanken, das Fenster zu öffnen. Wozu? Draußen mussten die gleichen üblen Gerüche in der Luft schweben. Ihre Nase würde sich schon daran gewöhnen. So wie Bergsteiger beim Aufstieg Atempausen einlegen.

Die Zeit verging. Jeanne rührte sich nicht mehr. Den Fernseher hatte sie nicht eingeschaltet – die Sendungen, die sonntagnachmittags liefen, hätten ihr den Rest gegeben. Sie betrachtete auch nicht dieses kleine graue Etwas, das unter allzu dicken Decken begraben war. Die Hitze erschien ihr unerträglich, und die Gegenwart dieser eingemummten Sterbenden verstärkte noch ihr Unwohlsein. Hinter der scheinbaren Ruhe der Szene hatte der Kampf begonnen. Jeanne bemühte sich, ihre Erinnerungen auf Distanz zu halten. Ihren Schmerz. Die Jahre, die sie mit dieser Frau verbracht hatte, mit der es seit dem Tod Maries immer weiter bergab gegangen war. Ihre Einweisung in eine Spezialklinik, als Jeanne ihr Studium aufgenommen hatte. Dann dieser rituelle, anstrengende, sinnlose Besuch jeden Sonntag. Jahrein jahraus. Von einer Anstalt zur nächsten. Ein Fixpunkt immerhin. Ein Pol in ihrem Leben. Selbst wenn sie jedes Mal ein wenig angegriffener, ein wenig zermürbter fortging.

Eine Stunde war vergangen. Sie beschloss, dass es reichte, dass sie ihre Pflicht getan hatte. Vor allem musste sie vor dem »Abendessen« das Weite suchen. Der Anblick des zahnlosen Mundes, der Babybrei verschlang, erschütterte sie ebenso heftig wie die Gemälde Bruegels, auf denen sich Lachen und Grauen in einem Kontrast des Schreckens verwoben. *Ciao, Mama.* Zwei Küsse, ohne zu atmen. Sie deckte sie zu. Die Tür. Die Erleichterung.

Jetzt blieb noch eine letzte Prüfung.

Eine sonntags geöffnete Tabakbar gegenüber dem Heim empfing sämtliche Nikotinsüchtigen der südlichen Pariser Vororte. Diese Warteschlange zerknitterter, bunt zusammengewürfelter Menschen, die es nicht erwarten konnten, sich mit Nachschub einzudecken, machte sie jedes Mal krank. Im Innern der Bar erkannte sie Trinker, die an der Theke abhingen. Sie dachte an Schaben, Asseln, Tausendfüßer, die sich unter einem Stein versteckten.

Aber vor allem befand sich nur wenige Meter entfernt ein geschlossener Zeitungskiosk, an dem Werbeplakate für Porno-Magazine hingen. *Hot-Video. Penthouse. Voyeur* ... Diese Bilder gaben ihr den Rest. Staubbefleckte,

verschmierte Hochglanzaufnahmen von nacktem Fleisch. Fette, fahle Körper, die ein noch anämischeres Verlangen wecken sollten.
Jeanne suchte ihre Wagenschlüssel. Die jungen Frauen auf den Plakaten starrten sie an, mit ihren entblößten schweren Brüsten, ihren fettigen Lippen, ihren drallen Hüften. Sie öffnete die Fahrertür und wollte in ihren Twingo schlüpfen, ohne diese Frauen zu betrachten – aber dann warf sie ihnen doch einen kurzen Blick zu. Zu spät. Im Zeitraffer sah sie, wie sich ihre Träume von Ruhm – Kino, Fernsehen, Laufsteg – zerschlugen, bis sie schließlich in Porno-Magazinen landeten. Sie sah, wie ihre Körper welk wurden, ihre Seele unter den Schlägen enttäuschter Hoffnungen, erstickten Kummers und bitterer Jahre verfaulte ... Diese Frauen auf den Plakaten, das war die Frau im Allgemeinen. *Die Kurzfassung unseres Schicksals*: Lieben, Hoffen, Kinder kriegen, verrotten, bis man in einem dieser Heime landete, wo einen zu guter Letzt der Tod erwartete. In geistiger Umnachtung, im Koma.
Jeanne verriegelte die Türen und raste los. Sie hätte aufschreien oder sich übergeben können. Stattdessen heulte sie, drehte das Radio bis zum Anschlag auf. Suchte eine Frequenz, blieb an *À ma place* hängen. Axel Bauer und Zazie. Ein bitteres, unter die Haut gehendes Lied. »Je n'attends pas de toi / Que tu sois la même / Je n'attends pas de toi / Que tu me comprennes ...«2
Am Stadtrand von Paris fühlte sie sich besser. Linkes Seineufer. Funkelnde Platanen. Schönheit des Haussmanschen Stadtbildes. Sogar ihre Einsamkeit, ihre Verzweiflung nahm hier ein anderes Gesicht an ... Auf dem Boulevard Raspail dachte sie an ihr Handy. Sie hatte es während des Aufenthalts bei ihrer Mutter ausgeschaltet.
Eine Nachricht.
Nicht von Féraud.
François Taine.
Sie presste den Hörer an ihr Ohr. Schweiß und Tränen klebten noch immer auf ihrer Haut.
»Jeanne? Ich muss dich sehen. Ich habe etwas Unglaubliches entdeckt. Eine Übereinstimmung zwischen den Opfern. Das passt zu deiner Theorie. Er wählt sie nicht zufällig aus. Ganz und gar nicht. Er hat einen Plan!«
Jeanne hörte zwei Stimmen gleichzeitig. Die Worte Taines, aber auch den spanischen Akzent von Joachims Vater: *»Es handelt sich um ein Mosaik, verstehen Sie? Die einzelnen Steinchen fügen sich zu einem Bild.«*
»Komm heute Abend um zehn zu mir«, fuhr der Richter fort, »Rue Moncey 18. Ich schicke dir den Code für die Haustür per SMS. Vorher muss ich noch etwas bei Francesca Tercia, dem dritten Opfer, besorgen. Du wirst sehen, das ist Wahnsinn!«
Jeanne legte auf. Sie war plötzlich ganz ruhig, regelrecht eisig. Sie hatte an der Ecke Boulevard Raspail und Boulevard Montparnasse angehalten. 18.00 Uhr. Ihr blieb reichlich Zeit, zu duschen, sich vorzubereiten und in der hereinbrechenden

Dämmerung zu meditieren.
Wenn sie Taine aufsuchte, würde sie bereit sein.
Bereit, die reine Wahrheit zu empfangen.

## 23

Die Rue Moncey befindet sich auf den Anhöhen des 9. Arrondissements. Um halb zehn fuhr Jeanne die Rue de Clichy hinauf. Schon an der Kreuzung mit der Rue d'Athènes überkam sie eine ungute Vorahnung. Eine ungewöhnlich schwarze Dämmerung. Ein Brandgeruch, der aus dem Nichts zu kommen schien. Mehrere Feuerwehrautos überholten sie mit heulenden Sirenen.
Unwillkürlich flüsterte sie:
»François ...«
In Höhe der Rue de Milan bestätigte sich ihre Vorahnung. Die Nacht hatte *tatsächlich* ihre Textur verändert. Sie war düsterer, dichter. Ein Geruch nach Zerstörung schwebte in der Luft. Der Verkehr war zum Erliegen gekommen. Jeanne gelang es, in die Rue de Milan abzubiegen. Sie parkte vor einer Ausfahrt, nestelte ihren Dienstausweis aus ihrer Tasche, rannte Richtung Rue Moncey – glücklicherweise hatte sie eine Jeans und Converse-Schuhe angezogen.
Anwohner standen in den Haustüren. Fahrer stiegen aus, um nachzusehen, was da vor sich ging. Polizisten drängten die Schaulustigen ab, während Einsatzfahrzeuge die Straße blockierten. Jeanne rannte noch immer. Sie schwenkte ihren Ausweis, passierte die erste Absperrung, lief an den Feuerwehrautos entlang, passierte eine zweite Absperrung und bog in die Rue Moncey ein.
Ihr Herz raste. Flammen schlugen aus dem letzten Stockwerk eines Gebäudes auf halber Höhe der Straße. Die Nummer 18, kein Zweifel. Sie wich unter einen Hauseingang zurück und hätte sich in ihrer Panik beinahe übergeben.
Jeanne wartete einige Sekunden und lief dann wieder los. In dem stickigen Rauch bekam sie fast keine Luft mehr. Die Nacht wurde zu einem undurchdringlichen schwarzen Nebel. Das Prasseln der Flammen hallte in der Straßenflucht wider. Ein roter Winkel. Weiße Chromteile. Eine Gestalt vor der Rückseite eines LKWs. Sie rief. Kein Ton drang aus ihrer Kehle. Sie schlug dem Feuerwehrmann auf die Schulter.
Er war noch keine zwanzig Jahre alt. Jeanne streckte ihm ihren Ausweis entgegen. In diesem Moment bedeutete diese Geste nichts, aber die französischen Nationalfarben wirken immer. Sie hatte sich eingehend mit diversen Fällen von Brandstiftung beschäftigt, sodass sie bluffen konnte:
»Jeanne Korowa, Richterin.«
»Rich...«
»Wer ist der Einsatzleiter?«
»Kommandant Cormier.«
»Wo ist er?«
Der Junge schrie, um das Rauschen der Strahlrohre zu übertönen:
»Da drin, glaube ich.«

»Gibt es Opfer?«
Jedes Wort brannte ihr in der Kehle. Der Feuerwehrmann machte eine vage Geste.
»Das wissen wir nicht. Das Feuer ist im obersten Stockwerk ausgebrochen.«
»Das ist doch die Hausnummer 18, oder?«
»Ja.«
»Sind alle Bewohner evakuiert worden?«
Der Junge konnte nicht antworten. Soeben hatte eine Explosion die Straße erschüttert. Brennende Teilchen fielen auf die Straße. Glasscherben prasselten wie mit der Wucht von Hagelkörnern auf den Gehsteig und das Dach des Fahrzeugs. Unwillkürlich klammerte sich Jeanne an den Feuerwehrmann.
»Sie sollten nicht hierbleiben, Madame!«
Sie antwortete nicht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf die von den Flammen verwüstete Fassade. Schwarze Wolken stiegen aus aufgeplatzten Fenstern auf. Gelbliche Feuerzungen leckten an den Fensterrahmen. Dichter Funkenregen ging in Schauern nieder. Das oberste Stockwerk verschwand völlig hinter den dichten dunkeln Schwaden. Das Stockwerk, in dem die Wohnung von François lag ...
Jeanne sah sich nach den Bewohnern um, die gerettet worden waren. Ein Stück entfernt drängten sie sich verängstigt in der Nähe eines Krankenwagens, wo medizinisches Personal erste Hilfe leistete. Taine war nicht darunter. Ihre Gedanken überschlugen sich. Sie hatte den Richter ein Mal in seiner Wohnung besucht. Er hatte den Dachboden ausgebaut, und sein Appartement in eine Maisonettewohnung umgewandelt. Sein Büro befand sich in einem fensterlosen Zwischengeschoss, das man nur *von innen* erreichen konnte. Vielleicht hatten ihn die Flammen dort oben überrascht. Die Feuerwehrleute wussten mit Sicherheit nichts von der Existenz dieses verborgenen Winkels – *eines Geschosses in einem Geschoss* ...
Jeanne senkte den Blick und sah das Sicherungsseil, den Strick, der die LKWs mit den Löschtrupps am Einsatzort verband. Sie schob den Jungen zur Seite und folgte der Schnur zum nächsten Löschfahrzeug. Sie watete durch Pfützen. Jeder Atemzug kostete große Mühe. Unten vor dem Haus mit der Nummer 18 versuchte eine Staffel von Männern noch immer die bebenden Mauern zu bezwingen, indem sie ihre Strahlrohre über Kreuz auf die Fassade richteten.
Jeanne riss die Türen des Fahrzeugs auf. Sie fand eine Schutzjacke, einen Helm, Handschuhe und Stiefel. Ohne lange nachzudenken, zog sie die Sachen über. Sie hatte bei der Pariser Feuerwehr ein Praktikum gemacht. Da war er wieder, ihr Wille, Dinge technisch anzugehen. Erinnerungen kehrten zurück. Aber nicht alles. So wusste sie nicht mehr, wie man den Helm zumacht, dessen Visier und Nackenschutz sie heruntergeklappt hatte. Dagegen erinnerte sie sich daran, wie wichtig die Atemschutzmaske war. Sie packte eine Sauerstoffflasche, legte sie verkehrt herum an, schloss den Druckregler an das Anschlussstück der Maske an

und stellte das System auf leichten Überdruck ein. Schließlich schnallte sie sich einen Gürtel um. Pickel, Axt, Feuerlöscher. Ein Feuerwehrmann unter anderen. Ohne Aufsehen zu erregen, lief sie zu dem Gebäude, wobei ihre innere Stimme hämmerte: *Das ist Wahnsinn, das ist Wahnsinn, das ist Wahnsinn* ... Dann wurde diese Stimme von rein körperlichen Empfindungen ausgelöscht. Ihre Lederjacke war tonnenschwer. Der Sauerstoff trocknete ihren Mund aus. Die Hitze war überall. Sie hob die Augen. Über das Visier rann Wasser, das in peitschenden Schauern von oben herabstürzte. Alle Stockwerke standen mittlerweile in Flammen. Aus den Fenstern im dritten und vierten Geschoss schlugen mehrere Meter hohe Flammen, während die Wasserstrahlen wirkungslos verpufften.
Sie tauchte in das Gebäude ein. Konnte nichts sehen. Ging trotzdem weiter. Erspähte, verschwommen, den Briefkasten auf der rechten Seite. Sie spürte nicht die leiseste Angst. Ihre Ausrüstung vermittelte ihr das Gefühl, unbesiegbar zu sein. Sie erreichte das Treppenhaus. Eine Rauchwolke, schwarz wie Teer, erfüllte alles. Es knisterte und brüllte in dem spiralförmigen Schacht. Sie schob die Feuerwehrleute zur Seite und stieg die Stufen hinauf.
Erster Stock.
Ihr Blick jagte von rechts nach links über den Treppenabsatz. Brennende Trümmer fielen von oberen Stockwerken herab, offenbarten blitzartig aufleuchtend die Gewalt des Feuersturms. Sie stieg weiter hinauf, dem Sicherungsseil und den Schläuchen folgend, die sich nach oben schlängelten.
Zweiter Stock.
Noch immer keine Flammen. Nur Finsternis. Die verdichtete Luft ließ ihre Lungen erstarren. Sie strauchelte, tastete sich langsam vorwärts.
Dritter Stock.
Schließlich das Feuer. Gesprungene Türen, von den Flammen zerfressenes Holz. Kein Feuerwehrmann. Das Sicherungsseil und die Schläuche sah sie nicht mehr. Sie tastete sich am Treppengeländer entlang. Die Stufen kamen ihr weniger fest vor. Brüchig. Sie stieg so schnell hinauf, wie sie konnte, aus Furcht, alles könnte einstürzen.
Vierter Stock.
Drei offen stehende Türen, von Flammen eingerahmt. In jeder Wohnung befand sich ein Löschtrupp, der die Brandherde bekämpfte. Jeanne bemerkte, dass das Geländer aufgehört hatte. Der Treppenabsatz ging ins Leere.
Taine wohnte noch weiter oben. Jeanne wollte die nächsten Stiegen in Angriff nehmen, als ein greller Feuerball explodierte. Flammen schlugen zischend überall gleichzeitig empor. Jeanne drehte sich um, stürzte und fiel auf den Hintern. Eine Sekunde später preschten Feuerwehrleute aus der Wohnung links von ihr, getrieben von dem Flammenmeer. Einer von ihnen, gegen die Glut kämpfend, wich zurück und drohte in die Tiefe zu stürzen.
Ohne zu überlegen, sprang Jeanne auf die Beine und packte den taumelnden Mann

am Ärmel. Sie hatte keine Kraft, aber es genügte, dass sie sich, ohne den Griff zu lockern, nach hinten fallen ließ, sodass sie den Feuerwehrmann abfing und mit sich riss. Sie stürzten alle beide auf die Treppe.
Sich gegen die lodernden Flammen stemmend, hielt Jeanne den Mann an seiner Jacke fest. Noch immer schwebten seine Füße über dem Abgrund. Sie drückte ihre Absätze in den verkohlten Teppich und die Dielen des rötlich schimmernden Parketts. Lichtkegel von Scheinwerfern tauchten auf. Sie erkannte das auf die Jacke genähte Rangabzeichen. Ein Brandmeister oder -direktor. Behandschuhte Hände erreichten sie. Visiere, wie mit geschmolzenem Quecksilber lackiert, durchschnitten den Rauch.
Jeanne löste sich aus dem Durcheinander. Drehte sich um. Erklomm die letzten Stiegen auf allen vieren und erreichte schließlich, wie ein Flugzeug über den Wolken die Sonne, das Feuer in seiner ungezügelten Heftigkeit.
Fünfter Stock.
Überall Flammen. Vom Holzfußboden emporschlagend, an den Wänden leckend, die Decke verzehrend. Jeannes Maske fing Feuer. Sie riss sie herunter, warf die Sauerstoffflasche ab, trat die mittlere Tür ein und verschwand in der Türöffnung, das Gesicht mit dem Arm schützend. Die Wohnung Taines war nur noch ein glühender Dschungel.
Den Arm vor dem Gesicht, ging sie mit kleinen Schritten voran, wobei sie versuchte, sich den Plan der Wohnung zu vergegenwärtigen. Sie tappte durch die Diele und fand das Wohnzimmer in eine Flammenhölle verwandelt. Erschrocken prallte sie zurück und fiel auf den Rücken.
Als sie wieder aufstehen wollte, sah sie ihn.
Im Zwischengeschoss rang François Taine inmitten der lodernden Flammen mit einem kleinen Menschen, der ihn in der Feuersbrunst zurückhielt. Sie wollte schreien. Aber brennend heiße Luft fuhr in ihren Rachen und ließ sie reflexartig die Lippen schließen.
Entsetzt wich sie weiter zurück.
Kniff die Augen zusammen, um das, was sich da abspielte, besser zu erkennen. Der Gegner Taines war ein nackter, kleinwüchsiger Mensch. Vielleicht ein Kind. Ein buckliger schwarzer Körper. Im Widerschein der Flammen schimmerte sein Haar rötlich. Er hatte einen überlangen, fliehenden Eierkopf, ähnlich wie die Aliens in den gleichnamigen Filmen. Er schien die Verbrennungen nicht zu spüren. Er hielt sein Opfer in die Flammen, ähnlich wie ein Apnoe-Taucher einen Schwimmer ertränken würde, indem er ihn mit sich in die Tiefe riss.
Jeanne dachte »Joachim«, als das Monster den Kopf in ihre Richtung wandte. Sie war starr vor Entsetzen. Der missgestaltete Jugendliche starrte sie mit seinen funkelnden Augen an, gleichgültig gegen das Flammenmeer, das sie beide verschlang – ihn und Taine. Sein Gesicht, das in der Hitze wie geschrumpft war, wies unverkennbar affenähnliche Züge auf.

Jeanne streckte den Arm aus. In diesem Moment stürzte das Zwischengeschoss ein und riss die beiden Gestalten unter Donnergetöse mit sich hinab.
Sonst sah sie nichts.
Sie spürte nur, dass sie nach hinten gezogen wurde.

## 24

»Sind Sie aufgewacht?«
Ein Arzt stand in der Tür. Weißer Kittel, die Hände in den Taschen. Ein Namensschild in Brusthöhe – aber es gelang ihr nicht, den Namen zu entziffern. Er näherte sich und stellte sich, breit lächelnd, ans Fußende ihres Bettes. Ein sympathisches, offenherziges Gesicht hinter einer dicken Hornbrille.
»Wie fühlen Sie sich?«
Jeanne wollte antworten, aber ihre Lippen blieben wie zusammengeklebt. Sie fühlte sich leer – ein Schlauch, aus dem die Luft abgelassen worden war. Kalter Schweiß, der ihr während dieses stundenlangen Albtraums ausgebrochen sein musste, klebte auf ihrer Haut. Sie zwinkerte mehrmals mit den Augen. Allmählich konnte sie die Gegenstände um sich herum einordnen. Das Linoleum auf dem Boden. Der Spind aus Stahl. Die heruntergelassene Jalousie. Ein leeres Bett neben ihr. Ein gewöhnliches Krankenhauszimmer.
Schließlich brachte sie zwei Worte heraus:
»Es geht.«
Das Aussprechen dieser beiden Worte tat ihr weh. Ihre Stimmbänder schienen verkohlt zu sein.
»Sie haben wahnsinniges Glück gehabt«, sagte der Arzt.
Die Bemerkung hatte für sie einen ironischen Unterton. Sie erinnerte sich nicht daran, wie sie dem Flammenmeer entronnen war. Sie war ohnmächtig geworden. Sie war hierhergebracht worden. Hinter den Jalousien war der Tag angebrochen. Das war's.
»Ihre Atmung hat nur ganz kurz ausgesetzt«, fügte der Mediziner hinzu. »Sie haben keine Verbrennungen. Ihre Lungen werden sich von selbst reinigen. Man hat mir gesagt, Sie seien Richterin ...«
»Ja.«
»Falls Sie eines Tages Ihren Beruf wechseln wollten, könnten Sie zur Feuerwehr gehen.«
»Was ist mit François Taine?«
»Wem?«
»Dem Mann, den ich in der Wohnung retten wollte.«
Der Arzt rückte seine Brille zurecht. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Er runzelte die Brauen und zog eine traurige Miene.
»Sie konnten nichts mehr für ihn tun.«
Jeanne nahm die Nachricht relativ gleichmütig auf. Sie hatte also nicht geträumt.
»Jetzt müssen Sie sich um sich selbst kümmern«, fuhr der Arzt fort. »Diejenigen, die wie durch ein Wunder überlebt haben, haben eine Pflicht gegenüber sich selbst.«

»Wann kann ich das Krankenhaus verlassen?«
»In einigen Tagen. Sie stehen unter Beobachtung.« Er klopfte gegen seine Brust. »Die Lungen.«
Jeanne antwortete nicht. Der Arzt deutete ihr Schweigen richtig:
»Kommen Sie ja nicht auf die Idee, einfach abzuhauen. Die Richterin, die es nicht erwarten kann, ihre Arbeit wieder aufzunehmen. So was passt ins Kino. Zwei bis drei Tage Bettruhe, die werden Ihnen nicht schaden, glauben Sie mir. Ihr körperlicher Zustand ist nicht der beste. Ihr Blutdruck ist schwach. Sie leiden an Mangelernährung. Und Sie scheinen Antidepressiva wie Gummibärchen einzuschmeißen.«
»Ist das ein Verbrechen?«
Ihr aggressiver Ton nötigte dem Arzt ein Lächeln ab.
»Ein Verbrechen wäre es, diesen Aufenthalt nicht als Chance zu nutzen.«
»Wie spät ist es?«
»Neun Uhr morgens.«
»Der wievielte ist heute?«
»Montag, der 9. Juni.«
»Welches Krankenhaus?«
»Necker. Kinderklinik.«
Er machte wieder eine Geste in Richtung seiner Brille. Das Lächeln kehrte auf sein Gesicht zurück.
»Es gab sonst nirgendwo freie Betten. Sie befinden sich in der Abteilung für Endokrinologie.«
Jeanne senkte die Augen: In ihrem rechten Arm steckte eine Infusion. Ein anderer Schlauch reichte ihr bis ins Gesicht. Zweifellos ein Sauerstofftubus, der in eines ihrer Nasenlöcher eingeführt worden war. Der Arzt ging zum Fenster und drehte die Lamellen der Jalousien leicht auf. Licht würde ihr guttun. Er verabschiedete sich und versprach, am Nachmittag wieder vorbeizukommen.
Kaum dass sie allein war, entfernte sie die Schläuche, sprang aus ihrem Bett und öffnete die Spinde. Im dritten fand sie ihre Klamotten. Schwarz von Ruß. Sie tastete ihre Taschen ab. Griff nach ihrem Handy. Sie erinnerte sich, dass ihr Auto mitsamt ihrer Tasche noch in der Rue de Milan stehen musste.
Sie drückte eine Nummer.
»Reischenbach? Hier Korowa.«
»Wie geht's? Ich hab gehört, dass ...«
»Geht. Mir fehlt nichts.«
»Mist... Ich weiß nicht, was ich sagen soll ...«
»Ich auch nicht«, stammelte Jeanne. »Es ist unfassbar. Es ist ...«
Sie stockte. Auch der Polizist am anderen Ende der Leitung schwieg. Sie hatten einander verstanden. Sie durften nicht sentimental werden. Sie mussten an die Ermittlungsarbeit denken. *Wir fangen von vorne an*, dachte sie.

»Was wissen wir über den Brand?«
Es fiel ihr schwer zu sprechen. Der Rauch musste ihre Schleimhäute verätzt haben.
»Bis jetzt nichts Amtliches.«
»Aber?«
»Die Gutachter sprechen von mehreren vorsätzlich gelegten Brandherden. Im Augenblick habe ich nichts Schriftliches auf meinem Schreibtisch.«
»Besteht die Möglichkeit, dass man es nicht auf Taine abgesehen hatte?«
»Kann ich mir, ehrlich gesagt, kaum vorstellen. Der Brand ist in seinem Stockwerk ausgebrochen.«
»Okay«, antwortete sie. »Wir müssen sämtliche Fälle überprüfen, die er gerade bearbeitet hat. Und auch die Typen, die er hinter Gitter gebracht hat und die vor kurzem entlassen wurden. Hast du schon damit angefangen?«
»Es ist gerade mal neun Uhr. Und ich bin mir nicht sicher, ob wir oder ein anderes Team der Mordkommission überhaupt mit dem Fall betraut werden.«
»Wer sonst?«
»Der Inlandsgeheimdienst oder die Abteilung für interne Ermittlungen. Geheimsache. Ein Richter ist nicht irgendwer.«
»Und wenn dieses Verbrechen mit den Kannibalen-Morden in Verbindung steht?«
»Das würde bedeuten, dass sich der Mörder bedroht fühlte. Dabei hat er im Augenblick nichts zu befürchten. Wir tappen völlig im Dunkeln.«
»Taine hatte etwas herausgefunden.«
»Ach ja?« Reischenbach hörte sich skeptisch an. »Wenn er etwas in der Hand hatte, ist es jedenfalls mit ihm untergegangen. Er hatte die Akte mit nach Hause genommen. Alles ist verbrannt.«
Ihre Überzeugung verfestigte sich. Taine hatte etwas entdeckt, das so wichtig war, dass es sich lohnte, ihn mitsamt den Unterlagen zu verbrennen. Zweifellos hatte er leichtfertig einen »falschen« Anruf getätigt. Irgendetwas getan, was den Mörder alarmiert hatte. Joachim hatte umgehend reagiert.
Sie sah noch einmal die Szene inmitten der Flammen vor sich: Taine, der mit dem Monster rang, das einen riesigen Schädel und krumme Hände hatte. Ihr wurde plötzlich etwas klar, was sie sich noch nicht eingestanden hatte: Die Kreatur mit dem feuerroten Haar war nicht der Rechtsanwalt, der Sohn des Spaniers, sondern das Kind mit der metallenen Stimme. *Der Wald, er beißt dich* ... Gab es zwei Personen? Besaß der Rechtsanwalt Joachim die Fähigkeit, sich in ein monströses Kind zu verwandeln?
Sie schob ihre absurden Mutmaßungen beiseite. Jedenfalls war das Monster unter den Trümmern des Zwischengeschosses umgekommen.
»Wurden die sterblichen Überreste von François bereits überführt?«
»Was davon übrig ist, ja.«
»Und der andere Leichnam?«
»Welcher andere Leichnam?«

»Habt ihr denn keine zweite Leiche gefunden?«
»Nein.«
»Die Bergungsarbeiten sind abgeschlossen?«
»Offenbar ja. Ich verstehe nicht ganz: Hast du etwas gesehen?«
Ihre Gedanken überschlugen sich. Der Kreatur schienen die beißenden Flammen nichts anzuhaben: Konnte es sein, dass sie dem Feuer lebend entkommen war? In diesem Fall war Antoine Féraud der Nächste auf »ihrer« Liste.
»Ich würde gern vorbeikommen. Deine Akte durchsehen.«
»Unmöglich. Du bist nicht für den Fall zuständig.«
»Wir werden sehen.«
»Schluss jetzt. Wenn es einen Zusammenhang gibt, dann werden der Kannibalen-Fall und die Brandstiftung einem Richter übertragen. Aber es gibt keinen Grund zu der Annahme, dass du das sein wirst.«
»Kann ich kommen oder nicht?«
Reischenbach seufzte.
»Beeil dich. Mir kann der Fall jederzeit entzogen werden.«
»Komme sofort.«
Jeanne legte auf. Ihr war kalt. Ihr war heiß. Sie taumelte ins Bad. Fahle Neonröhren. Ihre Hautfarbe erinnerte an ein gelb verfärbtes Waschbecken. An ihren Schläfen befanden sich noch schwarze Farbreste. Verbrannte Haarsträhnen standen ihr wie Dreadlocks vom Kopf ab. Ein echter Gespensterschädel.
Sie hielt das Gesicht in den Wasserstrahl. Hob den Kopf. Betrachtete das Ergebnis. Unverändert. Sie zog sich an. Befestigte die Uhr an ihrem Handgelenk. 9.30 Uhr. Ihr blieben nur wenige Stunden. Bis sich die diversen Sicherheitsdienste und die Staatsanwälte *endgültig* abgesprochen hatten.
Sie nahm ihr Handy, rief eine gespeicherte Rufnummer an. Keine Antwort. Sie hinterließ keine Nachricht. *Mist, Féraud, wo steckst du?*
Draußen auf dem Korridor begegnete sie Kindern, die ihre Infusionsständer vor sich herschoben. Andere spielten matt in ihrem Zimmer. Jeanne wandte den Blick ab. Diese Bilder taten ihr weh. Treppe. Ausgangstür. Sie verschwand unter den Bäumen der mittleren Allee und eilte den Hang hinunter.
Ein Taxi nehmen. Ihr Auto in der Rue de Milan abholen – die Plakette an der Windschutzscheibe würde wohl verhindert haben, dass es abgeschleppt wurde. Zur Mordkommission zum Quai des Orfèvres rasen. Die Ermittlungsakte mitgehen lassen. Aber vor allem in der Praxis des Psychiaters vorbeischauen. Jetzt konnte man nicht mehr um den heißen Brei herumreden. Antoine Féraud musste den Namen und die Adresse des Spaniers und seines Sohnes offenlegen. Jeanne würde die beiden stellen und zum Reden bringen.
Sie ging durch das Portal und trat auf die Rue de Sèvres. Das gleißende Sonnenlicht blendete sie so, dass sie einen Schrei ausstieß. Sie schwenkte mehrfach den Arm, um ein Taxi anzuhalten. Wegen der Helligkeit konnte sie die Lämpchen auf den

Autodächern nicht erkennen, die anzeigten, ob das Taxi frei war.
Dieses schlichte Detail entmutigte sie. Alles erschien ihr hoffnungslos. Unerreichbar. Der Gehsteig zu schmal. Die Straße durch das viele Licht zu schwarz. Die Mauern – die des Necker-Klinikums, die des Instituts für blinde Kinder – allzu kahl. Sie lehnte sich gegen den Stein, spürte, wie ihr die Sinne schwanden ...
In diesem Augenblick hielt ein Taxi.
Sie stürzte hinein und stammelte atemlos:
»Rue Le Goff 1.«

## 25

Der Code funktionierte tagsüber nicht. Auf den Briefkästen im Eingangsbereich standen die Namen der Hausbewohner und die Etagen ihrer Wohnungen. Dr. Antoine Féraud. Dritter Stock rechts. Jeanne nahm den Aufzug. In dem Gebäude roch es nach Staub und kaltem Marmor, wie in einer Kirche.
Sie hatte den Taxifahrer gebeten zu warten. Sie wusste nicht genau, was sie zu dem Psychiater sagen würde, geschweige denn, ob er überhaupt da war. Sie läutete an der Tür. Keine Antwort. Läutete wieder. Ohne Erfolg. Klopfte. Vergeblich. Plötzlich schnürte ihr die Angst die Kehle ab.
Jeanne griff nach ihrem Handy und rief bei der Auskunft an, um die Nummer der Praxis von Antoine Féraud zu erfragen. Einige Sekunden später war sie mit dem Sekretariat des Psychiaters verbunden. Sie spielte die Patientin, die versetzt worden war.
Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen:
»Dr. Féraud vergibt im Moment keine Termine mehr.«
»Wie das?«
»Ich bin nicht befugt, darüber Auskunft zu geben.«
Jeanne betrachtete das Kupferschild an der Tür: »ANTOINE FÉRAUD. PSYCHIATER. PSYCHOANALYTIKER« Ihr Herz pochte wild.
»Ist er krank?«
»Ich bin nicht befugt ...«
»Okay«, sagte Jeanne und schlug einen anderen Ton an. »Hören Sie mir mal gut zu. Ich heiße Jeanne Korowa und bin Ermittlungsrichterin am Landgericht Nanterre. Sie antworten mir jetzt also, oder ich schicke Ihnen innerhalb einer Stunde die Polizisten vorbei, die mit mir an diesem Fall arbeiten. Es sind umgängliche Menschen, die aber ziemlich unfreundlich werden können.«
Schweigen.
»Hat Antoine Féraud Sie persönlich angerufen, um Ihnen mitzuteilen, dass er keine Termine mehr wahrnimmt?«
»Ja, heute Morgen.«
Ihr fiel ein Stein vom Herzen.
»Um wie viel Uhr?«
»Neun.«
»Sind Sie sicher, dass er es war?«
»Ja. Ja ... doch!«
»Was genau hat er Ihnen gesagt?«
»Er hat sämtliche Termine abgesagt und mich angewiesen, bis auf weiteres keine mehr zu vergeben.«
»Hat er Ihnen gesagt, wieso?«

»Nein.«
»Hat er Ihnen mitgeteilt, wo man ihn im Notfall erreichen kann?«
»Nein, wir haben nur seine Handynummer.«
»Hat er gesagt, wann er sich wieder melden wird?«
»Nein.«
Jeanne legte auf. Sie war versucht, einen Schlosser kommen zu lassen und sich gewaltsam Zutritt zur Praxis zu verschaffen. Um seine Akten zu durchstöbern. Die Adressen von Vater und Sohn in Erfahrung zu bringen. Nein, nicht jetzt, nicht auf diese Weise.
Sie kehrte zum Taxi zurück. Bevor sie einstieg, fiel ihr Blick auf einen Zeitungskiosk. Sie lief dorthin und kaufte mehrere Tageszeitungen. *Le Figaro. Le Parisien. Libération.* Im Verkehrslärm stehend, überflog sie die Titelseiten und blätterte sie durch. Die Ausgaben vom Montag, dem 9. Juni, berichteten allesamt über den Mord an Francesca Tercia, ohne jedoch mehr Informationen zu liefern als das *Journal du Dimanche*. Die Lage hatte sich also kaum verändert. Die Pressekonferenz war abgesagt worden – und das aus gutem Grund. Bis zur Ernennung eines neuen Richters und der Einsetzung eines Ermittlungsteams würden keinerlei Informationen mehr nach außen gegeben.
Sie stieg wieder in ihr Taxi und bat den Fahrer, in die Rue de Milan zu fahren. Unterwegs versuchte sie die Chronologie der Ereignisse zu rekonstruieren. Zweifellos hatte Féraud am Morgen eine dieser Tageszeitungen gelesen. Vielleicht sogar am Vortag das *Journal du Dimanche*. Ihm war sofort klar, was dies bedeutete, doch er hatte nicht versucht, den Spanier und seinen Sohn zu kontaktieren. Er hatte Angst bekommen und seinen Koffer gepackt. Das konnte man ihm nicht verübeln. Dagegen war nicht anzunehmen, dass er von dem Wohnungsbrand und dem Tod von François Taine wusste.
In der Rue de Milan holte Jeanne ihren Twingo ab, der noch immer vor der Toreinfahrt stand. Einen Moment lang war sie versucht, zum Ort des Brandes zurückzukehren. Aber der Gedanke, durch das schwarz verbrannte Treppenhaus emporzusteigen und den Aschegeruch einzuatmen, hielt sie davon ab.
Sie fuhr mit Vollgas los, Richtung Quai des Orfèvres. Zwanzig Minuten später stellte sie den Wagen im Innenhof des Gebäudes ab, in dem die Pariser Mordkommission ihren Sitz hat. Mühsam erklomm sie die Treppe. Jeder Polizist sah sie schief an. Es kam nicht oft vor, dass ein Richter hier aufkreuzte, vor allem nicht mit angesengten Haaren und geschwärzten Kaminkehrerklamotten.
»Machst du mir Fotokopien von der Akte?«
»Ich weiß nicht, ob ...«
In seinem Büro stehend, trat Reischenbach, schlecht rasiert und mit glänzendem Haar, von einem Fuß auf den anderen. Vor ihm standen die beiden dicken Aktenordner über die Ermittlungen im »Kannibalenmord«.
»Nur die wichtigsten Protokolle.«

Der Polizist rührte sich noch immer nicht. Jeanne beugte sich vor.
»Jetzt oder nie, Patrick. Die Tatsachen sind eindeutig. Der Mörder hat François angegriffen.« Sie klopfte mit der Faust auf den Schreibtisch. »Er ist noch in der Nähe. Mach mir Kopien von diesen Scheißdokumenten, bevor uns der Fall entzogen wird! In einigen Stunden wird ein neuer Richter ernannt. Dann können wir einpacken.«
Reischenbachs gerunzelte Stirn verriet, dass er intensiv nachdachte. Er wirkte nett und freundlich, hatte aber auch eine gefährliche Seite: die Glock im Gürtel und seine riesigen Pranken. Jeanne wusste, dass er bei Einsätzen wenigstens drei Mal von seiner Waffe Gebrauch gemacht hatte.
»Warte hier«, sagte er schließlich und nahm die Aktenordner an sich. »Ich hol Papier.«
Das Papier in den Kopierern war mit dem Amtssiegel der Präfektur gekennzeichnet. Wenn man anonyme Kopien machen wollte, musste man sich nicht gekennzeichnetes Papier besorgen. Alle investigativen Journalisten wussten dies, und auch Borderline-Richter wie Jeanne.
Bald darauf kam Reischenbach mit den Aktenordnern und Papierstößen unter den Armen zurück. Den Originalen und den Kopien. Jeanne blätterte sie durch. Sie enthielten alles. Protokolle der Vernehmungen. Obduktionsberichte. Ergebnisse der erkennungsdienstlichen Recherchen. Porträts der Opfer. Zusammenfassungen der Ermittlungen im Umfeld der Opfer. Aufnahmen der Tatorte und vor allem Bilder des seltsamen Alphabets an den Wänden. Genug Arbeit für den ganzen Nachmittag.
Sie sah auf die Uhr. Zwölf. Jetzt musste sie vor allem die Verbindung finden, die Taine zwischen den drei Opfern hergestellt hatte. *Ich hab etwas Unglaubliches entdeckt ... Er wählt sie nicht zufällig aus. Ganz und gar nicht. Er hat einen Plan!*
»Kannst du mir die Listen mit den letzten Anrufen besorgen, wenn ich dir zwei Handynummern gebe?«
»Dafür brauche ich eine richterliche Anordnung.«
»Stell den Antrag im Zusammenhang mit einem anderen Fall. Lass dir was einfallen.«
»Reg dich nicht auf.«
Jeanne schrieb die erste Nummer auf einen Klebezettel. Reischenbach verzog das Gesicht:
»Ich kenne diese Nummer. Es ist ...«
»... die von François Taine.«
»Bist du übergeschnappt? Wir können nicht ...«
»Hör zu. Gestern hat François eine wichtige Entdeckung gemacht. Alles ist in seiner Wohnung verbrannt. Uns bleiben jetzt nur noch diese Anrufe, kapiert?«
»Wir fahren voll gegen die Wand. Und die zweite Nummer?«
Jeanne nannte ihm den Namen und die Adresse von Antoine Féraud.

»Wer ist das?«
»Ich werde es dir später erklären. Fordere die Liste an und orte sein Handy.«
»Ich riskiere meine Stellung«, erklärte der Polizist, während er die beiden Post-it-Zettel in die Tasche steckte.
»Aber nicht dein Leben. Denk an François. Noch etwas: Ich suche einen spanischstämmigen Rechtsanwalt, der in Paris praktiziert und dessen Vorname Joachim lautet.«
»Joachim wie?«
»Den Familiennamen kenne ich nicht. Kannst du da jemanden dransetzen?«
Reischenbach schrieb ein paar Wörter auf ein leeres Blatt. Jeanne klemmte die Kopien unter den Arm.
»Ich fahre ins Landgericht. Wir unterrichten uns gegenseitig, sobald es was Neues gibt.«
Auf der Schnellstraße fädelte sich Jeanne zwischen den Autos hindurch, die einfach nicht schneller als fünfzig fahren wollten. Auf der Höhe der Pont de l'Alma fuhr sie ab. Porte Maillot. Avenue Charles-de-Gaulle. Ringboulevard. Jeanne jagte den Motor ihres Twingo hoch. Graben. Wühlen. Gegen die Uhr spielen. Am Ende des Tages würde sie den Schlüssel gefunden haben. Die Verbindung zwischen den drei Opfern. Den Plan des Mörders.
Tiefgarage des Landgerichts. Jeanne lief mit umgehängter Tasche, die Dokumente unter dem Arm, zum Aufzug. Sie hatte sich noch immer nicht geduscht. Sie stank nach Feuer, Schweiß und Angst. Niemand am Empfang. Umso besser. Sie fürchtete, einem Kollegen über den Weg zu laufen und die üblichen Betroffenheitsbekundungen, fatalistische Phrasen und den anderen Stuss über sich ergehen lassen zu müssen. Selbst hier, bei den Experten für Verbrechen und Gewalt, bewegten sich die Gespräche auf Stammtischniveau.
Dicht an den Wänden entlangschleichend, begab sie sich in ihr Büro. Öffnete die Tür, erleichtert darüber, niemandem begegnet zu sein. Sie zuckte zusammen, als sie Claire erblickte. Die hatte sie ganz vergessen. Die junge Frau weinte bitterlich, das Gesicht halb verborgen hinter einem Kleenex. Sie wusste natürlich, dass Taine tot war und Jeanne lebte. Gewiss hatten sich die Neuigkeiten gleich nach Dienstbeginn im Landgericht herumgesprochen.
Claire warf sich ihr in die Arme. Schon nach wenigen Sekunden hatte Jeanne eine durchnässte Schulter.
Sie drückte ihre Assistentin langsam zurück und murmelte:
»Beruhigen Sie sich ...«
»Das ist unfassbar ... das ist ...«
»Gehen Sie nach Hause. Ich gebe Ihnen heute frei.«
»Aber ... die Vernehmungen?«
»Sagen Sie alle ab. Ich muss mich über den Stand der Ermittlungen informieren.«
»Hat man Ihnen den Fall übertragen?«

»Noch nicht«, log Jeanne, »aber das wird nicht mehr lange dauern.«
Claire schnäuzte sich, erledigte die notwendigen Telefonate und schlüpfte schließlich in ihre Jacke, nachdem sie Jeanne das Versprechen abgenommen hatte, ihr morgen alles zu erzählen. Jeanne drängte sie freundlich aus dem Büro. Dann nahm sie einige Kleider, die sie zum Wechseln in ihrem Büro aufbewahrte, und eilte auf die Etagen-Toilette. Wie ein Rucksack-Tourist im Klo einer Autobahnraststätte entfernte sie am Waschbecken den gröbsten Schmutz und schlüpfte dann in ihre frischen Klamotten.
Sie kehrte in ihr Büro zurück. Verriegelte die Tür. Ließ die Jalousie herunter. Nahm hinter ihrem Schreibtisch Platz, die Fotokopien vor sich. Sie würde die Akte durchforsten, bis sie alles Wesentliche in Erfahrung gebracht hatte.
Doch zuerst ein paar Telefonate ...

## 26

»Dr. Langleber?«
»Nein, sein Assistent.«
Jeanne hatte den Arzt auf seinem Handy angerufen. Einige Telefonate hatten genügt, um herauszufinden, dass der intellektuelle Rechtsmediziner mit der Obduktion von François Taines Leiche beauftragt worden war.
»Geben Sie ihn mir.«
»Wir sind im Sektionsraum. Wer ist am Apparat?«
Jeanne hörte Langleber, der leise in sein Diktaphon sprach. Welche Leiche obduzierten sie? Die von François Taine? Sie stellte sich die beiden Männer im weißen Kittel vor, wie sie um den auf einem Nirosta-Tisch liegenden schwarz verkohlten, eingeschrumpften Körper herumstanden.
»Sagen Sie ihm, dass Richterin Korowa am Apparat ist.«
Jeanne hörte gedämpfte Stimmen. Der Assistent hatte die Hand auf den Hörer gelegt. Dann erklang Langlebers Stimme:
»Was wollen Sie?«
Die Stimme war hart. Sie hallte wie im Gemäuer einer Kirche wider. Jeanne ahnte, dass der Arzt den Lautsprecher am Telefon eingeschaltet hatte.
»Ihnen ein paar Fragen stellen.«
»In welcher Eigenschaft?«
»Der Fall wurde mir noch nicht übertragen«, räumte sie ein.
»Welcher Fall? Wovon sprechen Sie?«
»Ich rechne damit, dass man mir die Ermittlungen in den Kannibalen-Morden übertragen wird.«
»Dann rufen Sie mich an, wenn es so weit ist.«
»Dr. Langleber, wir dürfen keine Zeit verlieren. Es gibt Anhaltspunkte für einen Zusammenhang zwischen den Kannibalen-Morden und dem Brand, bei dem François Taine umkam.«
»Was für Anhaltspunkte?«
Obgleich Jeanne fieberhaft nachdachte, wusste sie nicht, was sie antworten sollte. Sie zog es vor, das Thema zu wechseln:
»Haben Sie die Obduktion von François Taine abgeschlossen?«
»Ich bin noch dabei.«
Sie hatte richtig geraten: Sie waren eben dabei, ihren Freund zu obduzieren. Vor ihrem inneren Auge erschienen die beiden Gestalten, die im brennenden Zwischengeschoss miteinander rangen.
»Haben Sie Spuren eines Kampfes entdeckt?«
»Sie machen wohl Scherze! Das, was von François Taine übrig ist, liegt hier vor mir. Ich versichere Ihnen, dass hier keinerlei Spuren mehr zu finden sind. Taines

Körper hat sich in Holzkohle verwandelt.«
Sie spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Seit sie aufgewacht war, lagen ihre Nerven blank, aber jetzt ... Sie schnüffelte. Dann sagte sie mit fester Stimme:
»Gibt es denn keinerlei Anhaltspunkte dafür, was vor dem Brand geschehen ist?«
»Man merkt, dass Sie nicht besonders viel von Verbrennungsprozessen verstehen. Als die Feuerwehrleute die Leiche geborgen haben, war Taine bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Unter der Einwirkung der Hitze schwillt der Körper an, bis die Haut platzt. Haben Sie schon mal ein Hähnchen im Backofen gebraten?«
»Doktor, Sie sprechen von meinem Freund.«
»François war auch mein Freund. Trotzdem ist er aufgeplatzt wie ein Würstchen.«
Jeanne schwieg. Der Arzt fuhr fort:
»Um die genaue Todesursache festzustellen, muss ich ihn aufschneiden. Eine Kohlenmonoxidvergiftung zeigt sich an der rötlichen Verfärbung von Organen. Hoffen wir, dass er erstickt ist und dass er die Flammen nicht gespürt hat.«
Taine und der Unbekannte, die auf dem Verbindungsgang miteinander kämpfen, von den Flammen verschlungen. Sie kannte die Antwort bereits. Plötzlich – nichts deutete auf die geringste Vertraulichkeit hin – stieß der Rechtsmediziner hervor:
»Nun, etwas ist seltsam.«
»Was?«
»Die Spuren einer Substanz auf der Leiche. Vor allem an den Händen und den Armen.«
»Ein leicht entflammbares Produkt?«
»Im Gegenteil.«
»Ich verstehe nicht.«
»Etwas *Feuerfestes.* Eine Art Lack oder Harz als Schutzüberzug.«
Hatte François Taine eine feuerfeste Substanz verwendet? Langleber schien das Gleiche zu denken wie Jeanne:
»Wenn er sich damit vor den Flammen schützen wollte, ist das gründlich danebengegangen. Die Arme sind genauso verkohlt wie der Rest.«
»Haben Sie bereits Proben zur Analyse verschickt?«
»Ja.«
»An wen?«
»Korowa, alles hat seine Grenzen.«
»Geben Sie mir nur diese Information.«
»Messaoud, den Leiter des Erkennungsdienstes.«
»Danke, Doktor.«
»Gern geschehen.«
Bevor er auflegte, schob Jeanne rasch noch eine Frage nach:
»Haben Sie Francesca Tercia obduziert?«
»Ja, am Samstag.«
»Sind Ihnen Unterschiede zu den anderen Leichen aufgefallen?«

»Nein, abgesehen von der Tatsache, dass der Mistkerl mit seiner Arbeit nicht fertig wurde.«
»Die Verletzungen und Verstümmelungen sind genau die gleichen?«
»Ja, bis auf die Augen. Darüber haben wir ja schon gesprochen.«
»Und daraus ergeben sich keinerlei Hinweise?«
»Der wichtigste Anhaltspunkt besteht gerade darin, dass es immer das gleiche Muster ist. Wissen Sie, was Michel Foucault sagte? ›Im Rauschen der Wiederholung ereignet sich das Einmalige ...‹«
Jeanne spürte, wie die Wut in ihr aufstieg. Sie dachte an Taine, den diese philosophischen Kommentare an Tatorten ebenfalls wahnsinnig machten. Mit leichter Verzögerung wurde ihr bewusst, dass sie an François gedacht hatte, als wäre er noch am Leben. Ihr Herz sank. Wie oft würde sie sein Bild noch in dieser Weise – lebendig, vertraut – heraufbeschwören, nur um anschließend von der Gewissheit seines Todes eingeholt zu werden? Foucault hatte Recht: »Im Rauschen der Wiederholung ereignet sich das Einmalige ...« *Die Trauer.*
»Darf ich Ihnen nun meinerseits eine Frage stellen?«, sagte der Rechtsmediziner.
»Ich höre.«
»Was hatten Sie bei dem Brand zu suchen?«
»Ich habe versucht, Taine zu retten.«
Schweigen in der Leitung. Dann erklärte der Arzt, halb zynisch, halb resigniert: »Für Richter gibt es keine Medaillen. Rufen Sie mich nicht mehr an, Korowa. Es sei denn, Sie werden offiziell mit den Ermittlungen betraut.«
Jeanne legte auf und wählte die Nummer von Ali Messaoud. Sie hatte ihren ersten Satz noch nicht beendet, als der Leiter des Erkennungsdienstes sie auch schon unterbrach:
»Ist das ein Komplott, oder was? Reischenbach hat mich auch schon angerufen. Ich werde nur mit befugten Personen sprechen und ...«
»Eine zehnjährige Freundschaft, genügt Ihnen das als Legitimation?«
Messaoud antwortete nicht. Er machte einen mitgenommenen Eindruck. Jeanne sagte sich, dass Taines Tod wirklich etwas Besonderes war. Zum ersten Mal kannten alle, die an den Ermittlungen beteiligt waren, das Opfer. In diesem Fall waren Polizisten, Ärzte, Techniker und Staatsanwälte zugleich Richter und Betroffene. Im Moment reagierten die meisten mit wohlkalkulierter Nüchternheit, indem sie sich ganz auf ihre Aufgaben und Befugnisse konzentrierten, um ihren Emotionen nur ja keinen Raum zu lassen.
»Okay«, fuhr sie fort. »Seid ihr sicher, dass es sich um Brandstiftung handelt?«
»Absolut. Wir haben Spuren von Brandbeschleuniger gefunden.«
»Was für ein Typ?«
»Kohlenwasserstoff. Benzin oder ein Lösungsmittel.«
»Wo lag der Brandherd?«
»Im fünften Stock. Im Flur vor Taines Wohnung. Das Holz des Parkettbodens ist

an dieser Stelle nur auf der Oberseite geschwärzt. Das deutet auf eine zügige Brandentwicklung und nicht auf eine langsame Verbrennung hin. Eine Feuerlache nahm von dort ihren Ausgang und hat sich ausgebreitet.«
Jeanne sah sich wieder inmitten der Flammen, die Wohnungstür eintretend.
»Die Tür zu François' Wohnung hatte nicht gebrannt.«
»Das ist normal. Der Brandstifter muss Benzin *unter der Tür* hindurch gegossen haben. Das Feuer hat sich durch die Wohnung ausgebreitet und anschließend über die Fassade auf die unteren Stockwerke übergegriffen.«
»Ich hab gehört, dass Taines Arme mit einer Art Harz oder Lack überzogen gewesen waren.«
»Ja, das stimmt. Eine Art Kunststoff. Ich habe Proben zur Analyse eingeschickt.«
»Können Sie mir die Telefonnummer des Experten geben?«
»Nein. Im Übrigen wird er seine Untersuchungsergebnisse erst amtlich publik machen, wenn ihn der zuständige Richter beauftragt hat. Bis zum Beweis des Gegenteils sind das nicht Sie.«
Jeanne tat so, als hätte sie diese Worte nicht gehört.
»Ich habe mit Langleber gesprochen. Seiner Meinung nach ist es eine feuerfeste Substanz, mit der sich Taine die Arme eingerieben haben könnte, um sich gegen einen Brand zu schützen ...«
»Da bin ich anderer Meinung. Taine hatte ganz offensichtlich keinen Grund, einen Brandanschlag zu befürchten oder eine solche Substanz bei sich aufzubewahren. Jedenfalls wissen wir nicht, worum genau es sich handelt.«
»Haben Sie eine Idee?«
»Es ist möglich, dass etwas geschmolzen und auf ihn getropft ist. Etwa der Lack der Bücherregale, etwas in der Art. Aber nach den ersten Proben, die wir entnommen haben, ist diese Substanz nirgendwo sonst in seiner Wohnung zu finden. Unsere Untersuchung ist allerdings noch nicht abgeschlossen.«
Da schoss Jeanne ein Gedanke durch den Kopf. Eine *umgekehrte* Version der Ereignisse. Diese Flüssigkeit stammte vom Mörder ... Dieser hatte sich mit einer feuerfesten Substanz eingerieben, um sich zu schützen. Aus diesem Grund war er nackt. Und aus diesem Grund schien er auch die Flammen nicht zu spüren. Mochte es auch unglaublich erscheinen, sie hatte mit eigenen Augen gesehen, dass er inmitten des Feuers offenbar keinerlei Schmerzen empfand. Und es war keine zweite Leiche gefunden worden ... Er war lebend davongekommen.
»Und damit verabschiede ich mich von Ihnen, Jeanne«, sagte Messaoud. »Melden Sie sich wieder, wenn Ihnen der Fall offiziell übertragen wurde ...«
Sie hatte diesen Spruch allmählich satt.
»Haben Sie schon die Proben vom letzten Tatort, dem Atelier Vioti, analysiert?«
»Wir sind dabei.«
»Keine Unterschiede zu den vorangehenden Tatorten?«
Der Techniker antwortete nicht.

»Gibt es Unterschiede oder nicht?«
»Die Zeichen an den Wänden. Sie bestehen teilweise aus einer neuen Substanz. Neben Blut, Speichel und Exkrementen haben wir auch Fruchtwasser gefunden. Der Täter hat das bei dem Mord davor mitgehen lassen. Der ist wirklich durchgeknallt.«
Ein Fruchtbarkeitsritual, das mit einem Trauma in diesem Bereich zusammenhing ... War Joachim zeugungsunfähig? Oder war er wegen der Unfruchtbarkeit seiner Eltern in schwierige Verhältnisse hineingeboren worden?
Jeanne dankte dem Teamleiter und versprach ihn anzurufen, sobald sie offiziell mit dem Fall betraut worden sei. Er machte keinen Hehl aus seiner Skepsis. Sie wählte eine letzte Nummer. Wenn man schon ins Fettnäpfchen trat, konnte man auch gleich mit beiden Füßen hineinspringen! Sie wollte mit Bernard Level sprechen, dem Profiler, den Taine konsultiert hatte. Jeanne hielt nicht viel von psychologischen Methoden, aber so wie die Dinge lagen ... Die Nummer befand sich in der Akte.
»Sind Sie die neue Richterin, die die Ermittlungen leitet?«
Levels Stimme klang trotzig. Jeanne antwortete in bestimmtem Ton:
»Bis jetzt ist der Fall noch niemandem übertragen worden. Ich bin nur eine Kollegin und Freundin. Vor mir liegt die Ermittlungsakte von François Taine. Wieso gibt es hier keinen von Ihnen unterzeichneten Bericht?«
»Ich wurde ausgebootet, noch bevor ich meinen Bericht abgeben konnte.«
»Von François Taine?«
»Nein. Das ging über seinen Kopf hinweg. Beim dritten Mord war man wohl der Ansicht, meine Schlussfolgerungen seien bereits ... überholt.«
»Mich interessieren sie.«
Schweigen. Level dachte nach. Würde es ihm einen Vorteil bringen, mit dieser Unbekannten am Telefon zu sprechen? Konnte es dazu führen, dass man seine Dienste wieder in Anspruch nähme?
Sie schmeichelte ihm:
»Ich habe den Fall von Anfang an verfolgt. Ich war an zwei der drei Tatorte. Ich weiß, dass uns nur ein Psychologe weiterhelfen kann. Wir haben es hier mit einer bizarren Wahnwelt zu tun ...«
»Ich habe Ihnen diese Worte nicht in den Mund gelegt«, feixte Level.
»Die blutigen Zeichen beispielsweise.«
»Gab es am dritten Tatort auch welche?«
»Dieselben, ja.«
»Er hat die gleichen Materialien verwendet?«
»Diesmal hat er außerdem noch Fruchtwasser benutzt, das er beim zweiten Mord bei den Laboratoires Pavois mitgehen ließ.«
»Ich hab es gewusst.«
»Wieso?«

»Er wählt seine Tatorte nicht zufällig aus. Es geht ihm nicht so sehr um das Opfer, sondern vielmehr um eine bestimmte Kulisse, eine bestimmte Umgebung. Aus diesem Grund nimmt er am Tatort Dinge mit. Dieses Labor für genetische Analysen ist ein Tempel der Fruchtbarkeit. Wie ich gehört habe, fand der dritte Mord in einem gewissermaßen prähistorischen Umfeld statt. All dies bildet eine Einheit.«
»Wie meinen Sie das?«
»Jeder Mord ist eine Opferung. Das Leben des Opfers ist eine Gabe an einen geheimnisvollen Gott. Auch der Akt des Kannibalismus spielt dabei eine Rolle. Er erneuert denjenigen, der ihn ausführt. Vorstellungen, die mit Lebensenergie oder Gebärmutter zusammenhängen, stehen im Zentrum des Ritus.«
»Wie sieht das psychiatrische Profil des Mörders aus?«
»Er ist einerseits ein kalter, asozialer Psychopath, der seine Taten kontrolliert. Und gleichzeitig ein Psychotiker, der Anfälle hat, die er nicht steuern kann. In diesen Momenten rastet er total aus.«
Jeanne dachte an Joachim. An die stählerne Stimme.
»Halten Sie es für möglich, dass er an einer Persönlichkeitsspaltung leidet?«
»Dieser Begriff wird für alles Mögliche verwendet. Wenn Sie damit Schizophrenie meinen, würde ich sagen nein. Allerdings leidet er an einer Spaltung. Über einen Teil von sich hat er keine Kontrolle.«
In diesem Fall stellte sich für Jeanne ein Problem. Joachim hatte Anfälle, an die er sich nicht erinnerte. Aber wer plante dann die Morde? Wer bereitete die *Opferungen* vor? Wer war der kühle Kopf, der die Fäden zog?
Sie musste an die Diagnose Férauds denken: Autismus. Sie erwähnte diese Krankheit.
»Das ist absurd«, antwortete Level, ohne zu zögern. »Der Autismus zeichnet sich durch eine totale Verleugnung der Außenwelt aus. *Autos* bedeutet im Griechischen ›selbst‹. Ein Mord aber ist, ob es einem gefällt oder nicht, eine Anerkennung des Anderen. Außerdem besitzt ein Autist nicht genügend innere Struktur, um solche Morde zu planen. Entgegen den weitverbreiteten Klischeevorstellungen vom ›autistischen Genie‹ leiden die meisten Autisten an einer erheblichen mentalen Retardierung.«
»Sie haben von Spaltung gesprochen ... wäre es möglich, dass der Mörder einerseits ein vernünftiger Mensch ist, der alles sorgfältig plant, und andererseits eine autistische Persönlichkeit, die tötet?«
»Autismus ist keine Erkrankung, die einen bestimmten Teil des Gehirns befällt, während der Rest normal funktioniert. Das ganze Gehirn ist davon betroffen, verstehen Sie?«
Jeanne bejahte. An dem Profil Joachims stimmte irgendetwas nicht ... Sie verabschiedete sich von dem Experten. Gleich nachdem sie aufgelegt hatte, läutete das Handy in ihrer Jackentasche.

»Emmanuel hier.« Jeanne verspürte eine gewisse Erleichterung über Aubussons Anruf. »Ich habe gerade die Nachmittagsausgabe von *Le Monde* gelesen. Was hat es denn mit diesem Brand auf sich?«
Jeanne blickte auf die Uhr. 15.30 Uhr. *Le Monde* vom Dienstag hatte also den ersten Artikel über die Rue Moncey veröffentlicht. Sie schilderte die turbulenten Geschehnisse der Nacht. Den Anruf Taines. Das Flammenmeer. Ihren Versuch, ihn zu retten ...
»Steht dieser Vorfall in einem Zusammenhang mit der Tat, von der du mir am Samstag erzählt hast?«
»Es ist derselbe Täter.«
»Deine Vermutungen haben sich bestätigt?«
»Es sind keine Vermutungen mehr, sondern Tatsachen.«
»Glaubst du, dass man dir den Fall übertragen wird?«
»Nein, aber ich werde tun, was ich tun muss.«
»Pass auf dich auf, Jeanne.«
»In welcher Hinsicht?«
»In jeglicher Hinsicht. Wenn es sich um vorsätzliche Brandstiftung handelt, wird Taines Mörder nicht zögern, all diejenigen zu beseitigen, die ihm auf die Pelle rücken. Außerdem kannst du die Ermittlungen nicht ganz allein durchführen, ohne offizielle Befugnisse. Ganz zu schweigen von dem Ärger, den du am Landgericht bekommst. Niemand wird zulassen, dass du auf eigene Faust recherchierst.«
»Ich halte dich auf dem Laufenden.«
»Viel Glück, meine Kleine.«
Jeanne legte auf und dachte an Antoine Féraud. Im Grunde erwartete sie nicht mehr, dass er noch anrief. Der Psychiater hatte das Weite gesucht. Er würde sie nicht anrufen. Er wusste nicht, dass sie Ermittlungsrichterin und die einzige Person war, die ihm in Paris helfen konnte.
Erneutes Telefonläuten. Nicht ihr Handy, sondern das stationäre.
»Jeanne?«
»Ja!«
Sie hatte bereits die Stimme des »Präsidenten« erkannt – des Präsidenten des Landgerichts Nanterre.
»Ich erwarte dich in meinem Büro. Sofort. Du brauchst dich nicht anzumelden.«

## 27

Dem Präsidenten sah man sein Amt nicht an. Der Mann, der beim Landgericht Nanterre das Regiment führte und seine Vorstellungen von Rechtsprechung in einem der größten Departements der Île-de-France zur Geltung brachte, war ein Gnom: so schmächtig und verhutzelt, dass er kaum über seinen Schreibtisch blicken konnte, und schmaler als die Rückenlehne seines Stuhls. Mit seiner Glatze und seinem grauen Teint hatte er etwas Pergamentartiges, das an die Abgüsse der durch den Vesuvausbruch verschütteten Einwohner Pompejis erinnerte.
Das Verblüffendste war sein Gesicht: eine Mischung aus Mulden und Höckern. Sein unebenmäßiger Schädel wirkte wie ein Abbild seiner unzähligen verschrobenen Gedanken und heim tückischen Überlegungen. Seine hervorquellenden Augen waren ständig von einer gelblichen Flüssigkeit verschleiert. Sein dicklippiger Mund erzeugte das einzige Element, das seiner Funktion entsprach: eine Baritonstimme.
»Setz dich!«
Jeanne kam der Aufforderung nach. Während sie die Treppe in den ersten Stock hinaufgestiegen war, hatte sie gehofft, dass der Präsident ihr die Ermittlungen zu den Kannibalen-Morden oder der Brandstiftung in der Rue Moncey anvertrauen würde. Oder beide Fälle. Jetzt, da sie seine versteinerte Miene sah, ahnte sie, dass ihr etwas Banaleres blühte. Eine Standpauke nach allen Regeln der Kunst.
»Bist du stolz auf dich?«
Jeanne zog es vor, zu schweigen. Sie wusste nicht, was genau er meinte – sie hatte eine ganze Reihe von Fehlern und Regelverstößen begangen. Also wartete sie ab.
»Als Richterin bist du verpflichtet, dich zu schützen und dich immer an die zuständigen Behörden zu wenden. Bei diesem Brand wären das die Feuerwehrleute gewesen. Punkt.«
»Ich habe als Privatperson gehandelt.«
»Aber du wirst als Richterin sanktioniert werden. *Dura lex, sed lex*.«
Jeanne übersetzte im Geiste. »Streng ist das Gesetz, aber so ist das Gesetz.« Die Richter verwenden gern lateinische Zitate, die sie von den Vätern der Rechtsprechung – den Römern – übernommen haben. Der Präsident übertrieb es allerdings.
»Schade«, fügte er in zweideutigem Ton hinzu. »Da du jetzt in diesem Fall eine Zeugin bist, kann dir die Staatsanwaltschaft die Ermittlungen nicht übertragen.«
»Das war doch sowieso klar.«
»Woher willst du das wissen?«
»Weibliche Intuition.«
Der Präsident runzelte die Stirn.
»Nur weil du eine Frau bist, würde man dich übergehen?«

»Vergiss es«, antwortete Jeanne, die sich nun wieder sicherer fühlte.
»Zweiter Punkt. Ich habe gehört, dass du an der Seite von Taine die Tatorte der Kannibalen-Morde aufgesucht hast.«
»Stimmt.«
»Aus welchem Grund?«
»Als Beraterin.«
Der Mann schüttelte langsam den Kopf. Die Tränensäcke unter seinen Augen erinnerten an geheimnisvolle Drüsen, die eine Flüssigkeit enthielten, welche von der Zeit und der Erfahrung abgesondert wurde.
»Seid ihr Arm in Arm von einem Tatort zum nächsten gebummelt?«
»François fühlte sich mit diesem Fall nicht wohl. Er glaubte, dass ich, sagen wir, einen besseren Riecher hätte.«
»Obwohl du noch nie derartige Fälle bearbeitet hast?«
Jeanne wusste jetzt, dass sie es vergessen konnte. Man würde ihr die Ermittlungen zur Brandstiftung in der Rue Moncey nicht übertragen. Und auch die Kannibalen-Morde würde man ihr nicht anvertrauen. Vielleicht würde sie gar keine Fälle mehr bekommen ... Richter sind unkündbar, aber viele sind schon kaltgestellt worden.
»Ich habe mit der Staatsanwaltschaft gesprochen. Auch mit diesem Fall wirst du nicht betraut werden.«
»Und warum?«
»Du bist persönlich zu sehr darin verwickelt. Du stehst Taine zu nahe. Dieser Fall bedarf eines neutralen, objektiven, unparteiischen Ermittlers.«
»Bei diesem Fall braucht man genau das Gegenteil.« Jeanne erhob die Stimme. »Einen hartnäckigen Ermittler, der dem Mörder auf den Fersen bleibt und die Polizisten unter Druck setzt. Jedenfalls niemanden, der Dienst nach Vorschrift macht. Herrgott, wie viele Leichen wollt ihr denn noch?«
Zum ersten Mal lächelte der Präsident. Seine fleckigen Hände klopften leicht auf seine lederne Schreibunterlage.
»Jedenfalls wird die Entscheidung ganz weit oben getroffen. Die ganze Sache ist äußerst unangenehm. Drei Morde. Der für das Verfahren zuständige Richter ist bei lebendigem Leibe verbrannt. Ein gefundenes Fressen für die Medien. Das kann die Regierung gar nicht brauchen. Die Justizministerin persönlich hat mich angerufen.«
Wenn der Fall eine politische Dimension annehmen würde, war der Stillstand bei den Ermittlungen vorprogrammiert. Denn erfahrungsgemäß fielen die Ergebnisse umso dürftiger aus, je mehr Aufwand getrieben wurde. Das Ergebnis würden vor allem Aktenberge sein. Diverse Sicherheitsbehörden und Dienststellen, die sich gegenseitig Konkurrenz machten. Jeanne würde den Fall genau umgekehrt angehen. Ein kleines Team. Ein Duell mit dem Mörder.
»Es gibt noch etwas anderes«, fuhr der Präsident mit seiner Grabesstimme fort. »Deine Ermittlungen über Osttimor.«

Sie richtete sich auf. Diesen Fall hatte sie ganz vergessen. Die Vorladungen. Die Resonanz in den Zirkeln der Macht ... Ob Claire die Briefe verschickt hatte?
»Man hat mich angerufen. Rufnummern, die ich ungern auf dem Display meines Telefons lese.«
Da hatte sie ihre Antwort. Claire hatte die Vorladungsverfügungen für Gimenez und seine Clique aufgesetzt und durch Gerichtsboten überbringen lassen.
»Die Ermittlungen stehen ganz am Anfang«, sagte sie lakonisch.
»Sie haben noch nicht einmal begonnen, nach dem, was ich weiß. Du hast überhaupt nichts in der Hand. Wozu also diese kleine Welt in Unruhe versetzen?«
»Stehst du hinter mir oder nicht?«
»Die Anwälte von Gimenez und den anderen werden mit deinen Vorladungen kurzen Prozess machen. Sie werden verlangen, dass du Beweise vorlegst. Ganz zu schweigen davon, dass sie auf deine politische Orientierung hinweisen werden, um zu erreichen, dass dir der Fall entzogen wird.«
Jeanne schwieg. Der Präsident fuhr fort:
»Es gibt noch ein Problem. Diese Abhörmaßnahmen, die du angeordnet hast. Ich habe hier die Liste.« Er klopfte abermals leicht auf seine Schreibunterlage. »Ich hätte dich für klüger gehalten. Du wirst die Protokolle nicht verwerten dürfen. Du verletzt die Privatsphäre von Verdächtigen, gegen die du nichts in der Hand hast. Und laut meinen Quellen kam bei der ganzen Aktion auch nichts heraus.«
»Von welchen Quellen sprichst du?«
Er tat die Frage mit einer Geste ab.
»Du handelst zu überstürzt, Jeanne. Das war schon immer dein Fehler. Ein Ermittlungsverfahren ist ein Langlauf. *Festina lente.* Eile mit Weile ...«
»Wird mir der Fall entzogen?«
»Lass mich ausreden.«
Er zog ein Blatt aus einem Aktenordner heraus – von dort, wo sie saß, konnte sie nicht sehen, worum es sich handelte.
»Der SIAT hat mich kontaktiert. Ihnen fehlt eine richterliche Anordnung.«
Jeanne rang die schweißnassen Hände. Der Präsident schwenkte das Blatt.
»Was hat der Psychiater mit dem Fall zu tun? Warum wurde er abgehört? Wieso hast du keine Anordnung ausgestellt?«
Jetzt konnte sie nur noch lügen:
»Diese Abhörmaßnahme betrifft einen anderen Fall.«
»Das denke ich mir. Welchen?«
»Den Kannibalen-Mörder. Ich hab einen Tipp bekommen. Dieser Psychiater behandelt den Vater des Mörders.«
»Weshalb hast du nicht mit Taine darüber gesprochen?«
»Ich wollte zuerst die Angaben überprüfen.«
»Und du lässt einen Psychiater abhören? Bloß um einen ›Tipp zu überprüfen‹? Das sind ja wohl Gangstermethoden, Jeanne. Von wem stammt der Tipp?«

»Das kann ich nicht sagen.«
Der Richter schlug mit der Faust auf den Tisch. Das erste Anzeichen *echter* Gereiztheit.
»Für wen hältst du dich? Eine Journalistin? Wir sind zur Transparenz verpflichtet, meine Kleine.«
»Ich bin nicht deine ›Kleine‹. Ich wollte mich durch die Lauschoperation absichern, bevor ich die Information an Taine weiterleitete.«
»Und was kam heraus?«
Jeanne zögerte. Sie konnte ihr Problem leicht lösen. Sie brauchte nur die Aufnahmen der beiden Sitzungen Férauds mit dem Spanier zu übergeben. Aber man würde ihr den Fall nicht übertragen, und ihre Beweise wären dahin ...
»Der Verdacht hat sich nicht bestätigt«, log sie. »Ich habe nichts herausgefunden.«
»Hast du die Aufnahmen noch?«
»Nein, ich habe alles vernichtet.«
»Auch die versiegelten CDs?«
»Alles. Ich bekomme die Aufnahmen jeweils am Abend. Es gibt keine Abschriften. Ich höre mir die CD an und vernichte sie zusammen mit dem Original.«
Er griff nach seinem Füller, einem dicken, funkelnden Montblanc, als wolle er eine Anordnung aufsetzen.
»Wir werden all dies regeln und dafür sorgen, dass es keine Wellen schlägt.«
»Was meinst du mit ›all dies‹?«
»Osttimor. Der Fall wird dir entzogen. *Acta est fabula*. Das Stück ist zu Ende, Jeanne.«
Sie lächelte. Im Grunde war es ihr egal. Sie spürte, dass sie wieder ruhig wurde. Doch sie hatte einen festen Vorsatz gefasst: Sie würde Joachim festnehmen, ganz gleich, wo. Um dieses Ziel zu erreichen, gab es nur noch eine Lösung. Sie musste die Ermittlungen allein fortführen, und zwar ohne Rücksicht auf die geltenden Gesetze.
»In diesem Fall«, sagte sie, »lass ich mich beurlauben. Ich habe ziemlich viele Urlaubstage angesammelt. Ich glaube nicht, dass es ein Problem geben wird.«
»Wie du willst.«
Der Präsident zog eine Schublade auf und holte eine Zigarre heraus. Langsam führte er ein Ende in einen kleinen Zigarrenabschneider ein, dessen Knattern im Büro widerhallte. Jeanne stand langsam auf. Ihre Hände waren nicht mehr klamm. Sie zitterten auch nicht.
»Bevor ich gehe, will ich dir noch etwas sagen«, äußerte sie mit sanfter Stimme.
Der Präsident sah auf, während er mit einem schweren goldenen Dupont-Feuerzeug spielte.
»Du bist ein großes Macho-Schwein!«, sagte sie ruhig.
Der Richter lächelte hämisch.
»Wenn du auf solche Ausfälligkeiten stehst, sag ich nur: Lass dich doch ...«

»... Umlegen?« Sie beugte sich über seinen Schreibtisch. »Längst passiert. Durch dich! Durch all die anderen, Richter, Staatsanwälte und Rechtsanwälte beim Landgericht! Ihr engstirnigen und misogynen Idioten, die ihr nur an eure Karriere und eure Rente denkt!«
Der Präsident zündete sich stumm seine Zigarre an. Die goldenen Rillen seines Feuerzeugs glänzten in der Sonne. Die Flamme züngelte vor seinem grauen, undurchdringlichen Gesicht. Diese versteinerte Miene holte sie in die Wirklichkeit zurück. Es brachte gar nichts, sich aufzuregen und zu schreien. *Acta est fabula*.
Dennoch eilte Jeanne hastig aus dem Zimmer, um der Versuchung zu widerstehen, ihm mit seinem goldenen Dupont das Gesicht zu verbrennen.

## 28

17.00 Uhr.
Sie musste sich beeilen. In wenigen Stunden würden die Teams für die beiden Ermittlungsverfahren, die François Taine betrafen, einsatzbereit sein. Dann würden weder sie noch Reischenbach an weitere Information herankommen. Und alles, was sie fortan zur Aufklärung der Verbrechen unternahmen, war illegal.
Aber zuerst musste sie sich in die Akte vertiefen. Sich mit den Fakten vertraut machen. Die Opfer besser kennenlernen. Jeanne legte ihre Armbanduhr vor sich und stellte den Wecker auf 18.00 Uhr.
Sie schlug die erste Aktenmappe auf.
Marion Cantelau.
Zweiundzwanzig Jahre.
Ermordet in der Nacht vom 26. auf den 27. Mai 2008 in Garches.
Jeanne betrachtete ihr Porträt. Ein gesundes, wenn auch zu stark geschminktes Gesicht. Eine Unschuldsmiene. Und nicht wenige Kilo Übergewicht ... Die Kripo hatte ihre Biographie rekonstruiert. Geboren in Nancy als drittes von fünf Kindern. Der Vater Keramiker, die Mutter Beamtin. Abitur im Jahr 2001. Ausbildung zur Krankenpflegekraft, anschließend Spezialisierung auf die Betreuung von Kindern mit schweren geistigen Entwicklungsstörungen. Im Jahr 2005 Umzug nach Paris, wo sie ein Praktikum am Bettelheim-Institut in Garches absolvierte. Erhielt zunächst einen einjährigen Arbeitsvertrag, dann eine unbefristete Anstellung am Institut.
Marion war eine mustergültige Krankenschwester. Und eine unauffällige junge Frau. Sie wohnte allein in einem Einzimmerappartement in der Nähe der Place d'Italie, Rue de Tolbiac, doch sie hatte einen Verlobten. Lucas Nguyen, siebenundzwanzig, gebürtiger Vietnamese, Lehrer. Vernommen, kam nicht als Täter in Betracht. Außerdem war Marion Cantelau begeisterte Krimileserin und leidenschaftliche Sporttaucherin (ein Hobby, dem sie ganzjährig im Schwimmbad nachging).
Jeanne blätterte die Vernehmungsprotokolle und die Aufzeichnungen der Kripo durch. Reischenbachs Männer hatten die letzten Lebenstage Marions akribisch rekonstruiert. Ihre Aufenthaltsorte. Ihre Internet-Zugriffe. Ihre Telefonate. Ihre Einkäufe. Kein Kontakt mit einem Unbekannten. Nicht der kleinste verdächtige Eintrag in ihrem Kalender.
Erneut betrachtete sie das Foto. Das Gesicht entsprach der Persönlichkeit. Lächelnd, pausbäckig, jugendlich. Eine fröhliche junge Frau – trotz ihres Übergewichts. Jeanne war eine Anekdote aufgefallen, die ihr gefiel. Farida Becker, eine achtundzwanzigjährige Kollegin von Marion, erzählte: »Sie war ein Schatz. Einmal plauderten wir Frauen in der Cafeteria über unsere Diäten. Eine schwor auf

Ananas. Eine andere machte eine Eiweiß-Diät. Eine Dritte aß überhaupt nichts mehr. Als wir Marion fragten, was sie mache, antwortete sie: ›Ich? Ich trage Schwarz.‹ Sie hatte wirklich keine Komplexe!«
Jeanne lächelte. Sich in seiner Haut wohlfühlen. Heiraten. Umgehend Kinder kriegen. Und innerhalb des Instituts aufsteigen, in dem sie arbeitete. Klassisch, aber nicht übel. Vor allem nicht in den Augen Jeannes, die mit der Liebe und einfachen Affären ihre Not hatte. Ihr Lächeln erstarb. Dieser Wunschtraum hatte sich zerschlagen. Weil sich ein Psychopath mit archaischen Wahnideen Marion als rituelles Opfer ausgesucht hatte. Weshalb sie und nicht eine andere?
Sie dachte an Joachim. An seinen Autismus. An seine möglichen Verbindungen zum Bettelheim-Institut. Taine hatte es bereits überprüft: Es war unmöglich, dass ein autistischer Erwachsener als Kind in diesem Zentrum behandelt worden war, weil es dafür noch nicht lange genug bestand. Eine andere mögliche Verbindung waren die humanitären Aktivitäten des Rechtsanwalts. Hatte Marion Cantelau mit einer NGO zusammengearbeitet? Nichts in den Zeugenaussagen deutete darauf hin. Nicht die kleinste Reise, nicht das kleinste karitative Engagement. Joachim war auf andere Weise auf sie aufmerksam geworden. *Wie?*
Jeanne ging zum zweiten Fall über.
Nelly Barjac.
Achtundzwanzig Jahre.
Ermordet in der Nacht vom 4. auf den 5. Juni 2008 in Stains.
Viel attraktiver als Marion. Blond, blass, ein ebenmäßiges Gesicht. Trotz ihrer schweren Schultern eine durchscheinende, ätherische Schönheit. Auch Nelly war korpulent. So richtig. Bei einer Körpergröße von eins zweiundsiebzig wog sie laut Akte fünfundneunzig Kilo. Um ihre Schönheit zu würdigen, musste man daher das aktuelle Diktat der Schlankheit vergessen. Nelly Barjac war nicht für unser Zeitalter geschaffen. Sie wäre zu Zeiten von Rubens oder Courbet aufgeblüht. Leider war Nelly auch eine moderne Frau. Sie empfand ihr Übergewicht als einen schändlichen Makel. Unter den Berichten fand Jeanne auch die Beschreibung ihrer Wohnung. Dort waren zahlreiche Schlankmacher entdeckt worden, Diätpillen, Zeitungsausschnitte – immer über das gleiche Thema: Wie kann man abnehmen, die Zellulitis besiegen? Laut Aussage der Personen, die ihr nahestanden, hatte sie nie über dieses Problem gesprochen. Dieser Kummer war ihr Geheimnis.
Nelly war hochbegabt. Mit siebzehn hatte sie das Abitur gemacht. Nach einem sechsjährigen Medizin-Studium hatte sie die landesweite Prüfung als eine der Besten bestanden und anschließend eine vierjährige Weiterbildung zur Zytogenetikerin absolviert, hauptsächlich am Necker-Klinikum. Dann hatte sie abwechselnd Praktika in zytogenetischen Labors und in Kliniken für Pädiatrie und medizinische Genetik gemacht. Im Jahr 2006 war sie schließlich bei den Laboratoires Pavois gelandet, was ihr ermöglichte, einerseits in ihrem gelernten Beruf zu arbeiten – und Karyogramme zu erstellen – und andererseits ihren

Forschungen nachzugehen: statistische Arbeiten über die verschiedenen Menschenarten.
Die Kripo hatte sorgfältig rekonstruiert, wie ihre letzten Lebenstage verlaufen waren. Seit ihrer Scheidung – nach nur zweijähriger Ehe mit einem Arzt – lebte Nelly Barjac einzig für ihre Arbeit. Sie kam um neun Uhr in die Firma. Sie verbrachte den ganzen Tag dort. Wenn alle anderen nach Hause gingen, wechselte sie das Stockwerk. Molekulare Genetik. Bis zehn oder elf. Oder Mitternacht. Sie übte gleichzeitig zwei Berufe in zwei verschiedenen Fachgebieten aus. Danach fuhr sie zu Bernard Pavois.
Wo war eine solche Frau Joachim über den Weg gelaufen? Jeanne musste wieder an die humanitären Aktivitäten des Rechtsanwalts denken. Gab es einen Zusammenhang mit den statistischen Arbeiten Nellys? Hatte sie benachteiligte Bevölkerungsgruppen studiert, die von einer der NGOs, für die sich Joachim engagierte, betreut wurde? Jeanne glaubte nicht daran. Dennoch musste man diese Spur überprüfen.
Sie wandte sich dem dritten Fall zu.
Francesca Tercia.
Vierunddreißig Jahre.
Ermordet in der Nacht vom 6. auf den 7. Juni 2008 in Paris.
Die Akte war sehr dünn. Die Ermittlungen hatten erst begonnen. Man wusste, dass sie in Buenos Aires geboren worden war, dass sie bildende Kunst und Anthropologie studiert hatte. Anschließend war sie nach Barcelona und dann nach Paris umgezogen. Man wusste nicht, ob sie einen Verlobten oder auch nur einen festen Partner in der Hauptstadt hatte.
Jeanne blieb an ihrer Porträtaufnahme hängen. Auch Francesca war nicht unattraktiv. Ein südländisches, apartes Gesicht mit tiefschwarzen Brauen, die ihr ein tragisches Aussehen verliehen. Gewelltes schwarzes Haar. Eine seidige tintenschwarze Masse, die Männern gewiss Lust machte, sich darin zu vergraben ...
Einziges Manko: Auch Francesca Tercia gehörte in die Kategorie der »Schwergewichte«. Jeanne erinnerte sich an den Körper, der im Atelier aufgehängt worden war. Ausladende Hüften. Dralles Gesäß. Ein Falten werfender Bauch.
Das waren nicht *Die drei Grazien*, sondern *Die drei Pummelchen* ...
Jeanne biss sich auf die Lippe. Solche bescheuerten Gedanken würden sie bestimmt nicht weiterbringen.
Wie Nelly Barjac führte auch Francesca gewissermaßen zwei Leben. Tagsüber arbeitete sie im Atelier von Isabelle Vioti und fertigte naturgetreue Nachbildungen prähistorischer Menschen. Abends modellierte sie in einem Atelier, dessen Adresse noch unbekannt war, persönliche Werke. Ihr Privatleben schien nicht besonders aufregend zu sein.
Welche Gemeinsamkeiten gab es mit Joachim? Francesca war Argentinierin. Joachim arbeitete mit NGOs, die in Lateinamerika tätig waren. Bestand da ein

Zusammenhang? Waren sie sich in einer Botschaft in Paris begegnet?
Jeanne legte die drei Porträtaufnahmen vor sich hin. Abgesehen vom Übergewicht gab es keine auffälligen Ähnlichkeiten. Vor kurzem hatte sie ein Buch über den »Auslösereiz« gelesen, der bei Mördern den Tatimpuls hervorrief. Im Allgemeinen handelte es sich um ein Detail, ein Merkmal, das als Initialzünder fungierte. Aber die Dinge lagen komplizierter. Mehrere weitere Bedingungen mussten erfüllt sein. Äußere und innere Umstände. Erst dann wurde der Tatimpuls übermächtig ...
Jeanne sah sich vor allem mit einem Dilemma konfrontiert. Hatte der Mörder diese Frauen wegen ihres Aussehens oder wegen ihres Berufes ausgewählt? Jedes Mal *interessierte* sich der Mörder für die Umgebung der Opfer. Autismus, Fruchtbarkeit, Vorgeschichte ... Jeanne hörte wieder Taines Stimme: *Er wählt sie nicht zufällig aus. Ganz und gar nicht. Er hat einen Plan!*
Sie dachte noch einmal über diese Frage nach. Es stand außer Frage, dass diese Verbrechen geplant waren. Aber Joachim mordete, wenn er einen Anfall hatte, und erinnerte sich später nicht an diese »schwarzen Löcher«. Wer also wählte die Opfer aus? Wer bereitete alles vor?
Ihr Handy vibrierte. Jeanne sah instinktiv auf ihre Uhr. Fast 18.00 Uhr. Sie hob ab. Reischenbach.
»Wie steht's bei dir?«
»Ich bin ausgebootet. Man lässt mich weder in den Mordfällen noch bei der Brandstiftung ermitteln.«
»Willkommen im Klub. Man hat mir den Kannibalen-Fall entzogen. Ein anderes Team, das dem Polizeipräsidenten nähersteht, kümmert sich jetzt darum. Etwa dreißig Polizisten sollen dafür abgestellt worden sein. Was die Ermordung Taines anlangt, haben sich der Inlandsgeheimdienst und das Dezernat Interne Ermittlungen daraufgestürzt wie ein Geier aufs Aas.«
»Du meinst: Wie der Teufel auf die armen Seelen?«
»Genau«, antwortete Reischenbach mit zusammengebissenen Zähnen. »Was willst du tun?«
»Ich habe mich beurlauben lassen, um den Fall allein zu bearbeiten. Machst du mit?«
»Ich weiß nicht, wie ich dir helfen könnte. Ohne offizielle Zuständigkeit sind mir die Hände gebunden.«
»Dann mach es so wie ich. Lass deine rechte Hand nicht wissen, was deine linke tut.«
»Was soll ich tun?«
»Ich habe alle Akten über die Opfer gelesen. Gute Arbeit, aber nicht ausreichend.«
»Wo würdest du nachbohren?«
»Wir müssen herausfinden, wie der Mörder seine Opfer ausfindig macht. Er ist ihnen *irgendwo* begegnet. Und ich vermute, dass es jedes Mal der gleiche Ort ist. Ein Ort, der etwas mit ihrem Beruf, ihren Gewohnheiten oder ihrem Aussehen zu

tun hat.«
»Vielleicht bei den Weight Watchers?«
»Sehr witzig. Nimm noch einmal ihre Terminkalender, ihre Gewohnheiten und Bekannten unter die Lupe. Überprüf ihren Friseur, ihr Fitness-Studio, ihren Gynäkologen, ihre Bus- oder Metrolinien, ihre ...«
»Du hast mich offenbar nicht verstanden. Ich habe weder die Zeit noch die Leute. Ich ...«
»Lass dir was einfallen. Lass diese Nachforschungen unter einem anderen Fall laufen.«
»Das ist nicht so einfach.«
»Patrick, wir haben es hier mit einem Serienmörder zu tun. Ein Irrer, der weitermachen wird und der zweifellos François Taine auf dem Gewissen hat.«
Erneutes Schweigen.
»Du gehst das Problem vielleicht verkehrt herum an«, sagte Reischenbach schließlich. »Wir wissen, dass die Arbeit dieser Frauen den Mörder interessiert. Vielleicht hat er diese ›vielversprechenden‹ Orte überwacht – das Bettelheim-Institut, die Laboratoires Pavois, das Atelier Vioti – und sich dann unter den Mitarbeitern rundliche junge Frauen ausgesucht.«
»Das ist eine Möglichkeit. Aber als ich deine Protokolle las, ist mir etwas aufgegangen. Er *kannte* diese Frauen persönlich.«
»Was?«
»Bei ihnen wurde weder eingebrochen noch wurden sie tätlich angegriffen. Beim ersten Opfer gibt es keinerlei Hinweise auf einen Kampf in der Tiefgarage. Beim zweiten Mordfall fällt auf, dass die Laboratoires Pavois eine echte Festung sind. Man kann dort unmöglich eindringen, ohne Spuren zu hinterlassen. Nelly Barjac hat spätabends ihren Mörder empfangen und ihm die Räumlichkeiten gezeigt. So viel ist sicher. Beim Atelier Vioti ist es die gleiche Geschichte. Kein Hinweis auf einen Einbruch. Francesca hat den Mörder spätabends ohne den geringsten Argwohn hereingelassen. Sie erwartete ihn.«
»Wir haben ihre Anrufe überprüft – eingehende und ausgehende. Wir haben die drei Listen verglichen. Keine gemeinsame Nummer.«
»Der Mörder nimmt auf andere Weise Kontakt mit ihnen auf. Er ist ihnen irgendwo, an einem ganz bestimmten Ort, begegnet. Setz deine Leute darauf an, Patrick!«
»Ich werde sehen, was sich machen lässt.«
Jeanne spürte, dass sie eine Bresche geschlagen hatte. Etwas ruhiger fuhr sie fort:
»Bist du bei Francesca Tercia weitergekommen?«
»Wir sind zu ihr gefahren. Sie hat ein großes Atelier in Montreuil.«
»Soll das heißen, dass sie ihre persönlichen Werke bei sich zu Hause anfertigt?«
»Ja.«
»Wie sind ihre Skulpturen?«

»Düster. Folterszenen. Ich werde dir die Fotos zeigen.«
»Sonst nichts Auffälliges?«
»Nein. Aber ich habe den Eindruck, dass sie ausziehen wollte.«
»Wieso?«
»Ihr Loft erstreckt sich über zwei Etagen. Unten befindet sich das Atelier, oben die Wohnung. Auf den Möbeln standen Zahlen. Tatsächlich immer die gleiche.«
»Welche Zahl?«
»50. Mit einem Filzstift auf Haftnotizen geschrieben, die auf den Schränken, auf dem Kühlschrank und den Spiegeln im Bad kleben. Überall die gleiche Zahl, 50. Erst haben wir das nicht kapiert. Und dann kamen wir auf die Idee mit dem Umzug. Zweifellos eine Markierung für den Lagerraum.«
Jeanne hatte bereits verstanden. Sie fragte:
»Sind in deinem Team Frauen?«
»Nein.«
»Du solltest eine oder zwei engagieren.«
»Wieso?«
»Hast du den Obduktionsbericht von Francesca?«
»Vor mir.«
»Wie groß war sie?«
»Eins siebenundfünfzig.«
»Ihr Gewicht?«
»Achtundsechzig Kilo laut Aussage des Rechtsmediziners. Wozu diese Fragen?«
»Weil Francesca Diät hielt. Fünfzig ist das Gewicht, das sie erreichen wollte. Sie hat es überall hingeschrieben, um sich zu motivieren. Die Zahl auf dem Kühlschrank beispielsweise ist eine Mahnung. So verkneift man sich das Schnabulieren zwischendurch.«
»Was redest du da für einen Stuss?«
»Du redest Stuss. Solange nur Männer bei Morden an Frauen ermitteln, begreift ihr nicht einmal die Hälfte dessen, was passiert.«
»Danke für die Lektion«, sagte Reischenbach verärgert.
»Nichts zu danken. Ich schreib mein Wunschgewicht mit Lippenstift auf den Spiegel im Bad.«
Reischenbach provozierte sie:
»*So what?* Hilft uns das bei den Ermittlungen irgendwie weiter?«
»Das unterstreicht noch einmal ihre Gemeinsamkeit: Übergewicht. Und der Alltag, der damit verbunden ist. Du musst die Einrichtungen abchecken, die etwas mit diesem Problem zu tun haben. Vielleicht haben sie dasselbe Fitness-Studio, das gleiche Hamam besucht. Überprüf das.«
Reischenbach antwortete nicht. Jeanne spürte, dass sie ihn nicht weiter unter Druck setzen durfte.
»Hast du heute Nachmittag sonst irgendwas herausgefunden?«

»Nein.«
»Und der Datenabgleich, um mögliche Überschneidungen festzustellen? Die Kinder im Bettelheim-Institut, die Amniozentesen bei den Laboratoires Pavois?«
»Noch nicht fertig. Aber bislang kein Treffer.«
Jeanne bohrte nicht nach. Sie glaubte nicht mehr an diese Spur. Doch sie kannte ja den Namen des Mörders.
»Und was hast du über den Anwalt namens Joachim herausgefunden?«, fuhr sie fort.
»Es gibt in Frankreich keinen Anwalt namens Joachim. Bist du sicher, dass er Franzose ist?«
»Nein. Und die Liste der Handy-Anrufe?«
»Die genaue Liste sämtlicher Telefonate, die Taine geführt hat, bekomme ich morgen früh. Bis jetzt habe ich nur die deines anderen Typen, Antoine Féraud.«
Jeannes Herz schlug schneller.
»Er hat in den letzten Tagen nicht viel telefoniert. Heute morgen nur zwei Mal. Dann gar nicht mehr. Das eine erklärt vielleicht das andere.«
»Wieso?«
»Weil ich die beiden Nummern angerufen habe. Der erste Anruf galt seinem Sekretariat. Er hat alle Termine abgesagt. Der zweite Anruf erfolgte bei einem Reisebüro, Odyssée Voyages. Féraud hat einen Flug nach Madrid gebucht, mit einem Anschlussflug nach Managua.«
»In Nicaragua?«
»Genau. Er ist um zwölf Uhr nach Spanien geflogen. Ich hoffe, du wolltest ihn nicht vorladen, denn dazu ist es jetzt zu spät. In einigen Stunden wird er sich in den Tropen befinden.«
Antoine Féraud war also auf der Flucht. Dieser Gedanke beruhigte sie. Aber weshalb ausgerechnet Nicaragua? Hatte er dort Freunde? Sie kannte das Land. Im Grund kein touristisches Reiseziel, auch wenn sich die politische Lage deutlich verbessert hatte ...
Plötzlich kam ihr ein anderer Gedanke. Der Akzent des Vaters. Die Verbindungen des Sohnes zu Lateinamerika. Diese beiden Männer stammten vielleicht aus Nicaragua. In diesem Fall konnte die Abreise Férauds etwas anderes bedeuten. *Der Mann war nicht auf der Flucht.* Im Gegenteil, er stellte Nachforschungen über seinen Patienten und dessen Sohn an. Er verfolgte eine Spur ...
»Hast du bei den Anrufen am Samstag die Gesprächspartner identifiziert?«
»Nicht vollständig.«
»Überprüf ihr Profil, ihren Beruf. Steht auf der Liste ein spanisch klingender Name?«
»Ich werde nachsehen. Ist mir jedenfalls nicht aufgefallen.«
»Noch etwas anderes. In deinen Unterlagen findet sich kein Wort über Terminkalender, Adressbücher oder Blackberrys der Opfer.«

»Die hat es gegeben, aber wir haben sie nicht. Taine hatte sie mitgenommen.«
»Willst du damit sagen ...«
»Sie sind verbrannt, wie alles andere.«
Sie schnaufte enttäuscht.
»Aber mir ist noch etwas eingefallen. Der Mörder scheint sich leidenschaftlich für Vorgeschichte zu interessieren. Hast du überprüft, ob es im Museum der Naturvölker oder im Naturgeschichtlichen Museum im Jardin des Plantes zu Diebstählen, Einbrüchen oder Sachbeschädigungen kam?«
»Nein. Was genau suchst du?«
Jeanne sah sich im Geiste die Museen durchstreifen, die Werke von Hans Bellmer ausstellten. Jahrelang hatte sie gehofft, an diesen Orten die Spur des Mörders ihrer Schwester zu finden – einen Hinweis, ein Detail, das darauf hindeutete, dass er hier gewesen war. Vielleicht hatte sie dieses Mal ...
»Such an allen Orten, die irgendetwas mit Vorgeschichte zu tun haben«, verlangte Jeanne, »Buchhandlungen, Museen, Bibliotheken ... Befrage die Beschäftigten. Vielleicht kommt dabei ein Name heraus. Eine bizarre Erinnerung, irgendetwas ... Er bewegt sich in diesem Umfeld, ich spüre es.«
»Jeanne ...«
»Uns bleiben nur noch ein paar Stunden.«

## 29

»Kein Problem.«
»Sicher?«
»Sicher. Sie ist nicht gepanzert. Ich mach mich gleich ans Werk.«
Michel Brune packte seine Werkzeuge aus. Er trug seinen Arbeitsanzug, der mit dem Logo seiner Firma versehen war: Kryos Serrures. Jeanne sah ihm mit verschränkten Armen zu.
Sie standen vor der Eingangstür zur Praxis von Antoine Féraud. Es war 21.00 Uhr. Brune war kein gewöhnlicher Schlosser. Jeanne hatte ihn in ihrem Büro im Gerichtsgebäude kennengelernt, als ihm mehrfacher Diebstahl zur Last gelegt wurde. Der Sechsundzwanzigjährige hatte die schlechte Angewohnheit, die Doppel der Schlüssel zu behalten, die er tagsüber anfertigte. Anschließend sammelte er seine Beute ein. BHs, schmutzige Schlüpfer, Ausgaben von *National Geographic*, Kugelschreiber ... Jeanne war aufgefallen, dass es sich um Bagatell-Diebstähle handelte. Und vor allem war ihr bei dem Kleptomanen eine einzigartige Begabung für das Öffnen von Schlössern aufgefallen. Ein solcher Experte konnte ihr von Nutzen sein. Sie hatte ihm eine Gerichtsverhandlung erspart und ihn wieder auf freien Fuß gesetzt. Doch sie hatte seine Akte behalten. Seither rief sie ihn gelegentlich an. Für illegale Durchsuchungen.
»Geschafft.«
Das Schloss in der Tür zur Praxis war entriegelt. Jeanne spürte, wie die Kälte des Marmors in ihren Körper eindrang. Die Schwelle war überschritten. Zu spät, um auf den Boden der Legalität zurückzukehren.
Brune drückte die Tür auf und scherzte:
»Wenn Sie weggehen, vergessen Sie nicht, die Tür wieder zu schließen.«
Jeanne streifte sich Latexhandschuhe über und drang in die Finsternis vor. In der Wohnung war es viel wärmer als draußen. Behutsam machte sie die Tür zu. Schaltete die Taschenlampe an. Blendete den Lichtkegel mit schräg vorgehaltener Hand ab, damit man ihn nicht durch die Fenster sah. Die Wohnung war in Dunkelheit und Schweigen gehüllt.
Von dem Korridor ging zunächst linker Hand ein kleines Zimmer ab. Das Wartezimmer. Weiße Wände. Altmodische Zierleisten. Lackiertes Parkett. Einige Stühle. Bücher auf einem niedrigen Tisch. Keine Illustrierten, sondern Ausstellungskataloge, Monographien. Ein Intellektueller. Sie ging weiter und fand rechter Hand eine geschlossene Tür. Sie öffnete sie und betrat das Behandlungszimmer. *Das abgehörte Zimmer*.
Es war ungefähr so, wie sie es sich vorgestellt hatte. Etwa dreißig Quadratmeter groß. Rechts eine Bücherwand. In der Mitte des Zimmers, vor einem Fenster, ein schräg stehender Schreibtisch. Zwei Sessel und rechts die Couch, bezogen mit einer

ockerfarbenen Reisedecke. Auf dem Parkettboden lag ein roter Teppich. Ein ebenfalls rotes Schultertuch peruanischer Machart hing an der Wand über dem Sofa. Sie dachte an den Satz von Ingmar Bergman, als er seinen Film *Schreie und Flüstern* vorstellte: »Seit meiner Kindheit habe ich mir das Innere der Seele immer als eine feuchte Haut in roten Farbtönen vorgestellt.« Sie befand sich im Zimmer der Seele. Aus den Wänden glaubte sie das Wispern von Stimmen zu hören, die sich hier erhoben hatten ...

Sie ging hinter den Schreibtisch. Begann mit der Durchsuchung. Ein Block mit weißen Blättern. Nippes. Stifte. Kein Terminkalender. Keine Notizen. Keine Namen. Sie zog die Schublade auf. Ein Rezeptblock. Ein *Vidal* – das französische Lexikon der Medikamente. Ein *Diagnostic and Statistical Manual* – das amerikanische Standardwerk über die Klassifikation psychischer Störungen. Kein Detail, das die Patienten betraf.

Sie hatte eine Idee. Das war *die* Gelegenheit, um das vom SIAT angebrachte Mikrofon zu entfernen. Sie drehte sich um und blickte zur Gardinenstange empor. Die Techniker verfuhren immer nach der gleichen Methode. Sie zog einen Stuhl heran, griff nach einem Brieföffner, stieg auf den Stuhl. Da war die Wanze, eingelassen in die Wand, über dem Fensterstock. Ein Hieb mit der Klinge, und das Mikrofon fiel ihr in die Hand.

Jeanne bemerkte eine zweite Tür, bei der Bücherwand. Sie näherte sich. *Das Große Los.* Ein etwa fünf Quadratmeter großes Gelass, das Férauds Archiv enthielt. Einfache Regale, auf denen Akten lagen, die mit handgeschriebenen Blättern gefüllt waren. Der Psychiater arbeitete auf altmodische Art. Sie zog wahllos eine Aktenmappe heraus. Féraud legte für jeden Patienten eine Akte an, die er mit dem Namen, den Vornamen und der Adresse beschriftete. Im Lauf der Sitzungen machte er sich dann Aufzeichnungen. Genau das, was sie suchte.

Sie musste sämtliche Akten von Patienten mit spanisch klingenden Namen herausfischen, deren Alter in etwa dem des Spaniers, also fünfzig Jahre aufwärts, entsprach.

Zweifellos würde das ein Schlag ins Wasser sein. Wenn Féraud seinen Koffer gepackt hatte – und umso mehr, wenn er auf eigene Faust ermittelte –, hatte er mit Sicherheit die Akte des alten Hidalgo mitgenommen. Außerdem musste der Mann nicht unbedingt einen spanisch klingenden Namen tragen. Wenn er beispielsweise aus Südamerika kam, könnte er durchaus einen deutschen, russischen oder italienischen Familiennamen haben.

Aber zuerst wollte sie den Rundgang durch die Wohnung abschließen. Schon als sie die Kammer verließ, war sie schweißgebadet. Am Ende des Gangs stieß sie auf das Schlafzimmer. Ein Doppelbett, links ein Einbauschrank. Ein Plasmabildschirm in der Achse des Bettes. Eines war sicher: Féraud lebte hier. Ihr fiel auf, dass es an den Wänden und auf dem Nachttisch kein einziges persönliches Foto gab.

Jeanne empfand widersprüchliche Gefühle. Einerseits freute sie sich über diese

Entdeckung. Antoine Féraud hat keine Familie. Weder Frau noch Kinder. Andererseits erfüllte sie dieses Einsiedlerleben, dieses Sich-Vergraben in seiner Praxis mit Unbehagen. Féraud lebte wie ein Student. Ohne Komfort. Ohne Wärme. Ohne Großzügigkeit. Sich voll und ganz seinem Beruf widmend. Nicht gerade romantisch. Aber lebte sie anders?
Sie warf einen Blick in die Schubladen. Unterhosen, Socken, Hemden – immer in dunklen Tönen. Ihre geringe Anzahl zeugte von seiner Abreise. Ein begehbarer Schrank mit Schiebetüren. Einige schwarze Anzüge. Eine echte Garderobe für Leichenbestatter. Ob er seine leichten, farbigen Klamotten mit nach Nicaragua genommen hatte?
Jeanne ging weiter. Auf dem Boden neben dem Bett lagen Bücher. *The Empty Fortress* von Bruno Bettelheim. *Der Zauberberg* von Thomas Mann. *Jewgeni Onegin* von Puschkin. Sie blätterte sie durch, schüttelte sie. Auf der Suche nach einem Foto, das als Lesezeichen diente. Nichts. Ihr Blick fiel auf einen kleinen Schreibtisch, der zwischen Fenster und Plasma-Bildschirm eingeklemmt war. Kein Computer. Sie öffnete die kleine Schublade. Durchwühlte die Notizbücher, die Blätter, den ganzen Papierkram. Nichts. Féraud hatte sich mit seinen Geheimnissen aus dem Staub gemacht.
Sie ging den Gang zurück, das schweißnasse T-Shirt klebte ihr am Leib. In der Küche hielt sie ihr Gesicht unters kalte Wasser. Dieser Raum hatte die gleiche Atmosphäre wie der Rest der Wohnung. Sauber, kalt, unpersönlich. Sie öffnete den Kühlschrank, er war leer. Ein absurder Gedanke schoss ihr durch den Kopf: Vielleicht verbrachte Féraud die Werktage hier und besuchte jedes Wochenende seine Familie in einem prächtigen provenzalischen Landhaus? Nein. Dann hätte er Fotos davon in seiner Wohnung gehabt. Kinderzeichnungen, Briefe. Féraud war ein Kreuzritter der Psychiatrie. Ein Einzelgänger, der sich leidenschaftlich für das Labyrinth der menschlichen Seele, die Freudsche Revolution und den *Mechanismus der Väter* interessierte.
Sie kehrte in die kleine Kammer zurück, stieg noch einmal auf den Stuhl und begann die Akten zu durchstöbern. Bald schon hatte sie es heraus: Sie legte die Lampe in eine günstige Achse, nahm einen Stoß Akten heraus, legte ihn auf ihren angewinkelten linken Arm, blätterte die erste Seite jeder Akte auf, um den Namen des Patienten in Erfahrung zu bringen. Innerhalb von zwei Stunden wählte sie nach dieser Methode fünf Akten aus, die dem Mann entsprechen konnten, den sie sich vorstellte. Wobei sie ein sehr grobes Suchraster anlegte.
Carlos Vila, siebenundfünfzig.
Reinaldo Reyes, fünfundsechzig.
Jean-Pierre Vengas, neunundsechzig.
Claudio García, sechsundsiebzig.
Tomás Gutiérrez, einundsiebzig.
Eine reiche Ausbeute? Sie glaubte es nicht, aber trotzdem würde sie jede Akte

genau lesen. Sie betrachtete das letzte Regal, ganz unten. Ihr Nacken, ihre Schläfen und ihre Achseln klebten von Schweiß, vermischt mit dem aufgewirbelten Staub. Sie war von einer ekligen Schmutzschicht überzogen.
Jeanne kniete sich nieder, um die letzte Reihe von Akten in Angriff zu nehmen, als ihr Herzschlag stockte.
Jemand hatte an die Wohnungstür geklopft.
Kein neutrales Klopfen, sondern ein ungestümes, stoßweises Hämmern. Wie Steine, die mit großer Kraft geschleudert wurden. Jeanne ließ ihre Taschenlampe fallen. Ein Gedanke schoss ihr durch den Kopf. *Der Mörder*.
Erneutes Pochen.
Und schon das Bersten von Holz.
Die Tür wurde aufgebrochen ...
Jeanne lehnte sich in panischem Schrecken gegen die Regale. In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Die Lampe aufheben, die Akten übereinanderschichten, einen anderen Ausgang finden. Sie bückte sich zu der Taschenlampe, rutschte auf einem Blatt aus und fiel auf das Papier. Der Sturz hatte eine heilsame Wirkung: Sie bekam sich wieder in die Gewalt. Sie griff nach der Taschenlampe und sammelte die verstreuten Akten ein. Das rasende Hämmern gegen die Tür hallte in der Wohnung wider. Jeanne erinnerte sich, dass sie nicht hinter sich abgeschlossen hatte. Ihr wurde bewusst, dass sie keine Waffe bei sich trug.
Auf allen vieren sammelte sie weiterhin die Akten ein. Diese Schriftstücke waren plötzlich von unschätzbarem Wert. Ihre Beute. Ihr Schatz. Deswegen war sie hergekommen, und sie würde damit weggehen. Die Seiten raschelten um sie herum. Die Blätter entglitten ihr. Als sie die Blätter unter ihren Arm gesteckt hatte, zerriss ein neues Geräusch die Stille in der Wohnung.
Ein Schrei.
Ein Grunzen.
So etwas hatte sie noch nie gehört. Eine tiefe, heisere Stimme, die einem in den Ohren wehtat. Eine Art akustische Ausschabung des Trommelfells. Jeanne hatte das Gefühl, dass ihr der Gaumen zerkratzt und der Rachen gehäutet wurde. Das Grunzen verwandelte sich in ein langes, moduliertes Gurren wie von einer Taube. Jeanne dachte an eine Pfeife aus gebranntem Ton, in die jemand sanft blies.
Joachim, flüsterte sie. Durch diesen Schrei hindurch erahnte sie die metallische Stimme von der digitalen Aufzeichnung. Das »Wesen«, das aus dem Körper des Rechtsanwalts entsprungen war ... Es war erwacht ... Und es kam heute Abend zurück, um Antoine Féraud zu töten, so wie es am Vortag François Taine umgebracht hatte. Es würde keine Überlebenden geben.
Sie stürzte auf den Flur. Warf einen Blick über ihre Schulter. Sie sah – oder glaubte zu sehen –, wie sich die Wohnungstür unter den Schlägen verformte. Sie lief ins Schlafzimmer, in die Küche, ins Bad, auf der Suche nach einem zweiten Ausgang.

Warf einen flüchtigen Blick in alle Zimmer. Erspähte das Fenster im Bad, über der Wanne. Sie versuchte sich an die Lage der Zimmer im Verhältnis zur Straße zu erinnern. Vielleicht gab es einen Durchgang zum Hof ...
Hastig drückte sie den Lichtschalter. Der Fensterrahmen hatte einen Treibriegelverschluss, aber keinen Griff. Sie hielt inne. Legte die Akten ab. Suchte ein Werkzeug.
Ein berstendes Geräusch.
Der Schrei, deutlicher, näher.
Der Mörder schlug die Tür ein. Sein Gurren hallte von den Wänden des Gangs wider. Jeanne durchwühlte alle Schubladen. Seife, eine Feile, ein Kamm ... Das Pochen dauerte an, die Tür bebte in den Angeln. Eine Pinzette, ein Deodorant, Lippenbalsam ... *Mist. Mist. Mist.* Jeanne zitterte. Handtücher, Flakons, Sprays ... Wieder zerriss ein Schrei die Stille, gefolgt von einem Knistern wie von Knochensplittern. Die Tür gab nach. Der Mörder war da.
RRRRRROOOOUUUUUUU!!!!! ... Sie fand eine Nagelschere, die einer Zange glich. Eilig packte sie den Stift des Treibriegelverschlusses mit der Zange und drehte. Nichts! RRRRROOOOUUUUUU!!!! Erneuter Versuch. Abermals daneben. Ihre Augen waren tränenverschleiert. Schließlich drehte sich der Stift. Das Fenster ging auf. Jeanne steckte den Kopf nach draußen. Entdeckte ein schmales Gesims, das der Fassade folgte. Unten befand sich der Innenhof. Sie stopfte die Akten unter ihr T-Shirt und stieg durch das Dachfenster.
Als ihre Absätze den Vorsprung berührten, zischte es dicht hinter ihr:
*Todas las promesas de mi amor se irán contigo / Me olvidarás ...*
Jeanne trippelte das Gesims entlang, wobei sie über Dachrinnen hinwegstieg, bis sie die Fassade eines anderen Gebäudes erreichte, das im rechten Winkel zum ersten stand.
Schon war das Säuseln im Hof zu hören:
*... me olvidarás / Junto a la estacíon hoy lloraré igual que un niño / Porque te vas, porque te vas / Porque te vas, porque te vas ...*
Sie stapfte über das Gesims des zweiten Gebäudes, wobei sie es vermied, in den Abgrund zu ihren Füßen zu sehen. Ein offenes Fenster im Dämmerlicht. Ein Treppenhaus. Sie warf die Akten hinein. Die Unterlagen über Vila, Reyes und García verteilten sich auf den Stufen. Schon stieg sie in das Fenster hinein.
Da warf sie noch einen raschen Blick hinter sich.
Das Monster war ihr nicht nach draußen gefolgt.
Es verharrte reglos, im Gegenlicht, eingerahmt vom Badezimmerfenster. Es zitterte am ganzen Körper. Als ob es trotz der Hitze vor Kälte schlotterte. Es war nur eine schwarze Silhouette, aber Jeanne glaubte Details zu erkennen. Ein struppiger Haarschopf. Nackte Schultern. Eine krallenbewehrte Hand, die auf dem Fensterrahmen lag, nach innen gedreht.
Sie war sich sicher, dass es sie beobachtete, aber in diesem Moment wurden die

Augen des Monsters von einem Lichtstrahl getroffen. Sie waren niedergeschlagen und bebten tickartig. Diese Augen sahen sie nicht an.
Weder sie noch irgendjemanden sonst.
Diese Augen waren nach innen gerichtet.
Auf das Ich des Mörders.
Auf den Wald, der ihm befahl zu töten. Und weiter zu töten.

## 30

Als sie aufwachte, war sie völlig benommen.
Sie hatte ein Drittel der Nacht damit verbracht, sich von dem Schock zu erholen. Das zweite Drittel damit, die bei Féraud entwendeten Akten durchzulesen – ohne das geringste Ergebnis. Gewöhnliche Neurotiker. Keine Spur von einem Vater und seinem mörderischen Sohn. Das letzte Drittel der Nacht, ein paar Stunden, hatte sie dem Schlaf gewidmet, nachdem sie – wieder einmal – Tabletten genommen hatte. Das Ergebnis war eine ununterbrochene Abfolge von Albträumen gewesen. Gollum war da. Der gleiche wie in den ersten Träumen. Jetzt befand er sich in der Wohnung von François Taine auf dem Zwischengeschoss, mitten im Flammenmeer. Jeanne wollte schreien, aber die Hitze der Flammen raubte ihr den Atem. Dann sprang das Monsterkind durch eine Tür herein, die es herausgerissen hatte. Da war die Wohnung von Féraud. Jeanne kroch durch den Gang in Richtung eines Spiegels, aber sie kam nicht vom Fleck. Das Kind stand hinter ihr. Und vor ihr, im Spiegel. Es war nackt und schwarz und regte sich nicht mehr. Es flüsterte. Eine abgehackte Litanei. Während seine Augen zuckend auf den Boden starrten. Jeanne floh noch immer, ohne von der Stelle zu kommen, ergriffen von Mitleid für dieses Kind mit der dunklen Haut, den schiefen Zähnen, dem dichten Haarschopf, der dem Schatten glich, den der Wipfel einer Libanon-Zeder auf eine Mauer warf.
Sie war aufgewacht und wieder eingeschlafen.
Und dann wieder und wieder aufgewacht ...
Sie hörte, dass es an der Wohnungstür läutete. Ohne nachzudenken, stand sie auf. Durchquerte das Wohnzimmer. Bemerkte, dass sie eine Pyjamahose von Calvin Klein und ein verwaschenes T-Shirt trug. Gerade mal vorzeigbar. Die Sonne schien. Es würde wieder ein heißer Tag werden.
Erneutes Läuten. Jeanne stolperte über die auf dem Boden herumliegenden Akten. Aus der Praxis von Féraud. Sie war dem Mörder entkommen. Sie hatte überlebt.
Es läutete noch einmal.
Sie öffnete die Tür, ohne sich die Zeit zu nehmen, durch das Guckloch zu spähen oder wenigstens die Kette einzuhängen.
Der Mann, der vor ihrer Tür stand, war ein Unbekannter. Fünfzig Jahre. Graues Bürstenhaar. Breite Schultern in einer schwarzen Lederjacke. Ein buschiger silberner Schnurrbart.
Die größte Überraschung aber war das, was er in der Hand hielt.
Ein Blumenstrauß.
»Madame Korowa?«
»Ja?«
»Ich bin Kommandant Cormier. Wir sind uns bereits begegnet.«
»Das glaube ich nicht, nein.«

Der Mann verbeugte sich – ein Kavalier alter Schule.
»Vorgestern. In einem brennenden Gebäude. Wir trugen Helme. Ohne Sie wäre ich vermutlich vier Stockwerke tief gestürzt. Ich bin Leiter der Feuerwehr des 9. Arrondissements.«
Jeanne nickte langsam, und die Erinnerungen tauchten wieder in ihr auf. Das verqualmte Treppenhaus. Der brennende Treppenabsatz. Der Feuerwehrmann, der rückwärts aus der Tür herausgestürzt war und auf den Abgrund zutaumelte. Fast hatte sie vergessen, dass sie in dem Chaos einem Mann das Leben gerettet hatte.
»Es war ein Reflex«, sagte sie, um ihr Verdienst herunterzuspielen.
»Dem ich mein Leben verdanke.«
»Kommen Sie herein.«
Der unangemeldete Besucher kam ihr denkbar ungelegen. Aufgrund der Schlaftablette fühlte sie sich noch benommen. Fetzen nächtlicher Albträume geisterten durch ihr Bewusstsein. Ihre Wohnung war unaufgeräumt. Die Luft war verbraucht, und es roch muffig. Nur das Sonnenlicht rettete das Ganze ein wenig.
»Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten?«, fragte sie mechanisch.
»Danke, aber ich will nicht stören. Ich bin nur gekommen, um Ihnen zu danken.« Er hielt ihr den Strauß hin. »Nur eine kleine Aufmerksamkeit ...«
»Bitte«, sagte sie, die Blumen entgegennehmend. »Ich bringe den Strauß kurz in die Küche.«
Als sie zurückkam, stand der Mann noch immer am Fenster, die Hände hinter dem Rücken. Er war klein, vierschrötig. Auf dem Weg zur Arbeit. Er strahlte Stärke, Sicherheit, Einsatzbereitschaft aus.
»Wie sind Sie an meine Adresse gekommen? Ich habe noch keine Aussage gemacht.«
Der Feuerwehrmann wandte sich um. Seine Augen funkelten im hellen Licht.
»Das Krankenhaus. Ihr Aufnahmeformular.«
»Ach ja.«
Der Duft des Kaffees, den sie aufgesetzt hatte, drang ins Wohnzimmer. Ihr wurde klar, dass der Besuch dieses Fachmanns ein unverhoffter Glücksfall war.
»Was denken Sie über den Brand?«
»Offen gesagt, ich weiß nicht recht. Offenbar handelt es sich um vorsätzliche Brandstiftung. Aber ich bin kein Experte. Sicher bin ich mir nur in einem Punkt: Der Brandherd lag im fünften Stock, dort, wo sich die Wohnung Ihres Freundes befand ...«
»Haben Sie mich herausgeholt?«
»Ich und meine Männer, ja.«
»Ist Ihnen in der Wohnung nichts Verdächtiges aufgefallen?«
»Was zum Beispiel?«
»Eine Gestalt. Jemand, der geflohen ist.«
»Nein. Ohne Schutzkleidung hätte dort oben niemand überleben können.«

Wieder sah sie das Monster vor sich. Nackt. Schwarz. Bucklig.
»Glauben Sie, dass gewisse chemische Substanzen vollständig vor Feuer schützen können?«
»Ich glaube, dass man auf diesem Gebiet erhebliche Fortschritte gemacht hat – beim Film. Es gibt neue Substanzen. Aber ich bin kein Experte in diesen Dingen.«
Jeanne dachte nach. Vielleicht eine Spur. Cormier schien ihren Gedanken zu erraten:
»Möchten Sie, dass ich mich erkundige?«
Jeanne nickte und schrieb ihre Handynummer auf eine Visitenkarte. Der Feuerwehrmann steckte sie in seine Tasche. Seine Hände waren groß und runzlig. Der Eindruck der Vertrauenswürdigkeit wuchs mit jeder Sekunde. Der Mann verabschiedete sich und entfernte sich mit wiegenden Schritten durch den schmalen Flur.
10.00 Uhr. Kaffee. Trevilor. Der sonnendurchflutete Morgen rief Erinnerungen an Ferien wach. Und dieser Besuch – ein Weihnachtsmann mit Bürstenhaarschnitt – war ein gutes Vorzeichen. Telefon. Sie teilte Claire mit, dass sie heute nicht kommen würde, und auch morgen nicht, und eine ganze Weile nicht. Ihre Assistentin wirkte überfordert.
»Ein Gerichtsdiener hat die Osttimor-Akte abgeholt«, sagte sie mit leiser Stimme, als könne jemand mithören, »auf richterliche Anweisung!«
»Wer übernimmt den Fall?«
»Stéphane Reinhardt.«
Die Wahl hätte schlechter ausfallen können. Schließlich hatte er ihr den Fall aufs Auge gedrückt. Er würde das Motiv hinter der ganzen Affäre – Erdöl – herausfinden. Und er verfügte über die Mittel, um die Verantwortlichen zu schnappen. Vielleicht. Jedenfalls würde er mit Hatzel alias Bretzel ein schlagkräftiges Team bilden.
»Sonst noch etwas?«
»Anrufe, Briefe. Was soll ich antworten?«
»Sprechen Sie mit dem Präsidenten. Er soll die dringendsten Fälle anderen übertragen.«
»Aber ich ... glauben Sie, dass man mich versetzen wird?«
»Ich werde den Präsidenten anrufen. Machen Sie sich keine Sorgen.«
Jeanne verabschiedete sich und versprach ihr, sich wieder zu melden. Kaum hatte sie aufgelegt, vibrierte auch schon ihr Handy.
»Hallo?«
»Reischenbach.«
»Gibt's was Neues?«
»Ich habe die Liste mit Taines letzten Telefonaten.«
»Irgendwas Auffälliges?«
»Zwei merkwürdige Anrufe. Einer nach Nicaragua, Sonntag, 17.00 Uhr. Der zweite

nach Argentinien, unmittelbar danach.«
Die Mosaiksteinchen fügten sich zusammen. Die »unglaubliche Entdeckung« Taines hatte ihren Ursprung in Lateinamerika. Und Féraud war am Vortag nach Managua geflogen.
»Hast du die Adressaten der Anrufe identifiziert?«
»Noch nicht. Zwei geschützte Nummern. Ein Handy in Managua. Ein stationäres Telefon in Argentinien. Wir arbeiten daran. Im Lauf des Tages werden wir mehr darüber wissen.« Er machte eine Pause und fuhr dann fort: »Hat sich Antoine Féraud nach Nicaragua verdrückt? Was hat er mit dieser Geschichte zu tun?«
»Er ist Psychiater. Ich glaube, dass er den Kannibalen-Mörder behandelt. Genauer gesagt, seinen Vater.«
Verdutztes Schweigen.
»Kennst du die Identität des Mörders?«
»Nein, nur seinen Vornamen.«
»Joachim?«
»Ganz genau. Hast du einen Rechtsanwalt mit diesem Vornamen gefunden?«
»Nein, noch immer nicht.«
»Such weiter. Er arbeitet für NGOs, die in Südamerika tätig sind.«
Der Polizist räusperte sich.
»Hör zu, Jeanne. Wir sind ausgebootet, du und ich. Ich habe keine Leute mehr, die ich darauf ansetzen könnte, und ...«
»Lass uns heute noch mal alles tun, was möglich ist. Sonst keine Neuigkeiten?«
»Die Nachricht von der Ermordung Francesca Tercias hat die übliche Welle anonymer Zeugenaussagen und spontaner Geständnisse ausgelöst. Dabei steht uns das Schlimmste wohl noch bevor.«
»Und die Ermittlungen im Mordfall Tercia?«
»Du bist wirklich ein Dickschädel. Ich hab dir doch schon gesagt, dass die Sache im Moment ruht. Wir haben aufgehört ...«
»Einbrüche in Museen? Irgendwelche Vorfälle in prähistorischen Sammlungen?«
»Ich habe Anfragen laufen. Bis jetzt noch keine Antworten. Und ...« Reischenbach schien sich an etwas zu erinnern. »Warte ... Ich hab etwas für dich ...« Jeanne hörte Papier rascheln. »Da ist es. Messaoud hat mir heute Morgen einen Bericht geschickt. Er wusste nicht, wem er ihn zukommen lassen sollte ... Er hat die Ergebnisse der Analyse der Ockerfarbe bekommen, die der Mörder mit dem Rest vermengt hat, um auf die Wände zu schreiben. Es ist gar kein Ocker, sondern ... Warte.« Jeanne hörte wieder, wie er in seinen Unterlagen wühlte. »Urucum.«
»Was ist das?«
»Eine Pflanze aus dem brasilianischen Amazonasgebiet. Messaoud hat einen Spezialisten angerufen. Offenbar zermahlen die Indios die Samen dieser Pflanze zu Pulver und reiben sich den Körper damit ein, zum Schutz gegen Sonnenbrand und zur Abwehr von Insekten. Aus diesem Grund haben die Portugiesen sie im 16.

Jahrhundert ›Rothäute‹ genannt.«
»Wird dieser Pflanze eine magische Kraft oder eine symbolische Bedeutung zugeschrieben?«
»Keine Ahnung. Messaoud hat ein kurzes Resümee geschrieben.« Der Polizist suchte wieder. »Hier. Sie ist sehr reich an Beta-Karotin. Frag mich nicht, was das ist. Außerdem enthält sie Spurenelemente: Zink, Magnesium, Selen ... Heute wird Urucum zur Herstellung gewisser Bio-Produkte wie Sonnenschutzmittel benutzt.«
Jeanne ließ sich den gebräuchlichen Namen und auch die wissenschaftliche Bezeichnung buchstabieren: *Bixa orellana.*
»Das könnte uns etwas über die Herkunft des Täters verraten«, meinte der Polizist, »zumindest über die Gebiete, die er bereist hat.«
Diese neue Erkenntnis bestärkte sie in dem Verdacht, dass die Morde etwas mit Lateinamerika zu tun hatten. Aber das war ein riesiges Gebiet: Zwischen Managua in Nicaragua, Buenos Aires in Argentinien und Manaus in Brasilien lagen mehrere Tausend Kilometer ...
Jeanne fragte sich, ob diese Indizien echte Fortschritte darstellten oder sie auf eine falsche Fährte führten. Nur eines war gewiss: Der alte Mann und sein Sohn stammten nicht aus Brasilien. Sie kannte diese Länder gut genug, um einen spanischen Akzent von einem portugiesischen unterscheiden zu können. Und als das Monster im Innern von Joachim das Lied *Porque te vas* summte, tat es dies in perfektem Spanisch.
Diese Überlegung rief ihr den Horror des Vorabends noch einmal in Erinnerung. Ihre Füße auf dem Gesims. Und die Stimme in ihrem Rücken, die im gesamten Hof widerhallte: *Todas las promesas de mi amor se irán contigo / Me olvidarás ...*
»Hallo, hörst du mir zu?«
»Was hast du gesagt?«
»Ich hab gesagt, dass heute Abend Schluss ist. Die Kripo ist keine Detektei ...«
»Okay!«

## 31

»Autismus ist heute ein Oberbegriff für verschiedene Krankheiten, die sich im Großen und Ganzen durch die gleichen Symptome manifestieren. Stummheit. Realitätsflucht. Lernschwierigkeiten ... Der Begriff ›Autismus‹ bezeichnet eher eine Vielzahl von Symptomen als eine bestimmte Erkrankung, keine Ursache, sondern Krankheitsfolgen, verstehen Sie?«
Jeanne antwortete nicht. Was sie nicht verstand, war ihre augenblickliche Situation. In einem T-Shirt, längsgestreifter Hose und mit nackten Füßen saß sie am Rand eines Schwimmbeckens im Hallenbad des Bettelheim-Instituts. Hélène Garaudy, die Leiterin des Instituts, hatte sich bereit erklärt, sie zu empfangen, unter der Bedingung, dass sie sich ihrem Terminplan fügte. Im Moment badete sie ein sechs- oder siebenjähriges Kind mit steifem Körper.
Hélène Garaudy stützte das Mädchen mit einem Arm und goss mit der anderen Hand Wasser auf seine Stirn.
»Alles wird noch unübersichtlicher dadurch, dass sich die Spezialisten selbst weder über die Klassifikation der Krankheiten noch über die Beschreibung der Symptome einig sind. Und noch weniger über ihre Ursachen. Was die Therapie betrifft, hat jeder seine eigene Idee ...«
Jeanne versuchte sich zu konzentrieren, aber die chlorhaltigen Ausdünstungen, das blau geflieste Becken, der Widerhall der Worte – alles trug dazu bei, sie abzulenken. Dazu noch die Dreiviertelstunde Anfahrzeit zu den Anhöhen von Garches, wo sich das Bettelheim-Institut befand.
»Was sind die Symptome, die all diesen Erkrankungen gemeinsam sind?«
Jeanne hatte diese Frage gestellt, um auf konkrete Punkte zurückzukommen. Sie selbst hatte einige dieser Symptome gesehen. Der unstete Blick, die tickartig zuckenden Augen des Angreifers in dem Badezimmerfenster der Praxis von Féraud. Sie hörte noch einmal die hastig heruntergeleierten Worte von *Porque te vas*.
»Es gibt eine Unzahl von Verhaltensauffälligkeiten«, antwortete Hélène Garaudy. »Und ebenso viele Schweregrade und Verlaufsformen. Einige autistische Kinder lernen sprechen, andere nicht. Einige führen ein selbstständiges Leben und machen eine Ausbildung, andere nicht. Aber bei den Symptomen geht es immer um soziale Isolation. Der Autist ignoriert das, was von außen kommt. Er verhält sich so, als ob die anderen nicht existieren würden, seine Eltern eingeschlossen. Er fürchtet sich vor körperlichem Kontakt. Ein weiteres Leitsymptom ist das Bedürfnis nach Beständigkeit. Das autistische Kind will in einer unveränderlichen Welt leben. Sein Umfeld darf sich nicht wandeln. So räumt ein Autist beispielsweise in seinem Zimmer alles immer an seinen gewohnten Platz und besitzt ein hervorragendes Gedächtnis für diese Details. Man nimmt an, dass er im Grund keinen Unterschied

zwischen sich selbst und seiner Umgebung macht. Er erlebt jede Veränderung als eine Kränkung, einen Angriff auf seine Person.«
»Auch Sprachstörungen sollen auftreten ...«
»Ja, allerdings nur bei denjenigen, die überhaupt sprechen lernen.«
Jeanne erinnerte sich an die Worte Férauds. Aber sie wollte eine Bestätigung.
»Welches sind die häufigsten?«
»Das autistische Kind spricht von sich in der zweiten oder dritten Person, als stünde es neben sich selbst. Es hat auch Schwierigkeiten, ›ja‹ zu sagen. Häufig wiederholt es die Frage, um seine Zustimmung auszudrücken. Auch Echolalie kommt vor. Das Kind spricht bestimmte Wortfolgen immer mit der gleichen Betonung aus. Auf den ersten Blick ist dies scheinbar bedeutungslos, doch einer der ersten Psychiater, der diese Fälle studiert hat, Leo Kanner, hat bemerkt, dass die Bedeutung dieser Wortgruppen auf die Situation verweist, in der das Kind sie zum ersten Mal gehört hat. Die Wortfolge wird so zu einer Metapher dieser Situation und der Erfahrung, die damit verknüpft ist.«
Jeanne musste wieder an das Lied *Porque te vas* denken.
»Einem seelischen Trauma?«
»Nicht unbedingt. Das Kind merkt sich beispielsweise einen Satz, der mit einem Glücksgefühl verbunden ist. Jedes Mal, wenn es ihn wiederholt, bedeutet dies: ›Ich bin glücklich.‹ Aber Vorsicht, alles, was ich Ihnen sage, gilt unter Vorbehalt. Ich projiziere Emotionen, typisch menschliche Reaktionen auf eine Welt, die nichts mit der ›normalen‹ menschlichen Psyche gemeinsam hat. Die Welt des Autisten ist wirklich eine Welt für sich.«
Jeanne hatte sich an den Beckenrand gesetzt, die Füße im Wasser. Hélène Garaudy stützte das Mädchen noch immer ab. Es lag mit schrecklich verzerrtem Gesicht reglos im Wasser. Jeanne konzentrierte sich auf ihre Fragen. Sie war hier, um drei Elemente miteinander zu verknüpfen, die durch die Berufe der drei Opfer gegeben waren: Autismus, Genetik, Vorgeschichte.
»Gibt es genetische Ursachen des Autismus?«
»Aktuelle Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass einige autistische Syndrome genetische Ursachen haben könnten. Danach wäre der Autismus sogar die psychische Störung mit der stärksten genetischen Komponente. Aber wir müssen vorsichtig sein. Wir wissen noch immer nicht genau, welcher Typ von Genen betroffen ist, und vor allem kennen wir die relevanten Umweltfaktoren nicht.«
»Der Autismus lässt sich also nicht vor der Geburt nachweisen, beispielsweise anhand des Karyogramms eines Fetus?«
»Man hat Chromosomenabschnitte identifiziert, die bei bestimmten Fällen von Autismus betroffen sind, aber Frühdiagnosen sind nicht möglich. Bislang. Aber die Forschung schreitet rasch voran.«
»Kommen auch seelische Traumata als Ursachen in Betracht?«, fragte Jeanne, das

Gespräch in eine neue Richtung lenkend. »Werden manche Kinder aufgrund psychischer Schocks autistisch?«
Hélène Garaudy lächelte. Ihr Gesicht wirkte alterslos. Man konnte auch nicht sagen, ob es schön oder hässlich war. Es strahlte lediglich vollkommene Souveränität aus. Eine unerschütterliche Heiterkeit.
»Viele autistische Kinder werden mit dieser Krankheit geboren. Das Leben hat sie also nicht beeinflussen können. Abgesehen von pränatalen Einflüssen auf die intrauterine Entwicklung. Da sind wir bei den Theorien von Bruno Bettelheim.«
»Dem Namensgeber Ihres Instituts?«
Die Direktorin antwortete nicht. Sie ließ das Mädchen auf die Wasseroberfläche gleiten. Trotz der Sanftheit der Bewegung war dieser blasse Körper mit den gelben Schwimmflügeln in dem türkisfarbigen Wasser ein schwer erträglicher Anblick. Die gebleckten Zähne, das Zahnfleisch in der Farbe roter Rüben, der ausgemergelte Körper ... Eine Krankenschwester, die soeben ins Becken gestiegen war, löste Garaudy ab und führte das Kind zu anderen Pflegekräften, die am Beckenrand warteten.
Hélène Garaudy verließ das Wasser mit einem Klimmzug, nur wenige Meter von Jeanne entfernt. Sie hatte die Figur einer Libelle, einen wohlgeformten Hintern.
»Kommen Sie«, sagte sie und griff nach einem Handtuch und einer Leinentasche, die auf dem Boden lagen. »Setzen wir uns in die Sonne. Ich habe eine halbe Stunde Mittagspause. Ich lade Sie zum Essen ein.«
Hinter den großen Glasfenstern erstreckten sich glatte, leuchtend grüne Rasenflächen, auf denen weiße Marmorblöcke wie zeitgenössische Skulpturen standen. Diese Gärten atmeten die Ruhe eines römischen Atriums.
Jeanne rechnete damit, dass die Direktorin einen weißen Schwesternkittel überziehen würde, aber Hélène legte nur ihre Badekappe ab und behielt ihren Badeanzug an. Sie trug einen schlichten Haarknoten. Ihr Nacken wies die leicht bedrohliche Krümmung eines gespannten Bogens auf.
Die Frau zog eine Schachtel Marlboro aus ihrer Tasche und zündete sich eine Zigarette an, wobei sie einen kurzen Blick auf das Kind warf. Die Pflegekräfte holten es vorsichtig aus dem Becken und setzten es in einen Rollstuhl.
»Wir müssen gut auf sie aufpassen. Das Baden beruhigt sie, aber ...«
»Ist sie gefährlich?«
Ohne die Gruppe aus den Augen zu lassen, stieß Garaudy eine Rauchfahne aus.
»Ihr Vater hat sie mit Hunden aufgezogen. Tatsächlich hat er sich viel intensiver um seine Hunde gekümmert als um seine Tochter. Als sie zu uns kam, hat sie die Tiere nachgeahmt, in der Hoffnung, auf diese Weise eine Vorzugsbehandlung zu erhalten. Als sie begriff, dass wir nicht Tiere, sondern Menschen behandeln, hat sie begonnen, Hunde zu hassen und entwickelte einen Mordsbammel vor ihnen. Was sie in einen schrecklichen inneren Konflikt gestürzt hat.«
»Wieso?«

»Weil ein Teil von ihr in gewisser Weise ein Hund geblieben ist.«
Die Krankenpfleger führten das Kind jetzt ins Hauptgebäude. Einer der Betreuer nahm ihm die Badekappe ab. Langes fahlgelbes Haar funkelte in der Sonne. Jeanne hatte den Eindruck, dass sich ihre animalische Seite enthüllte.
»Kommen Sie. Setzen Sie sich.«
Die Blöcke waren nicht aus Marmor, sondern aus bemaltem Beton. Am Fuß einer dieser Sitzgelegenheiten stand eine Kühltasche im Schatten. Hélène öffnete sie und zog eine kleine Flasche heraus.
»Coca light?«
»Ist das unser Mittagessen?«
»Alles für die Linie!«
Jeanne griff nach der kleinen Flasche. Unter ihren Fingern spürte sie eiskalte Tropfen.
Ein markerschütternder Schrei erschallte aus dem Gebäude. Jeanne zuckte zusammen. Sie hatte den Eindruck, dass die geschlossene, unergründliche, rätselhafte Welt des Autismus von dem weißen Gebäude symbolisiert wurde, das im Sonnenlicht flirrte.
Die Leiterin, eine Zigarette im Mund, öffnete eine zweite Flasche. Sie schien nichts gehört zu haben. Jede ihrer Gesten wirkte feinfühlig und zugleich desillusioniert.
»Wir sprachen von Bruno Bettelheim ...«, nahm Jeanne den Gesprächsfaden wieder auf.
»Ja. Kennen Sie sein Werk?«
»Oberflächlich. Hat er nicht *Kinder brauchen Märchen* geschrieben?«
»Er hat vor allem über Autismus gearbeitet. Er war ein Psychiater aus Wien, der sich in den Vereinigten Staaten niedergelassen hat. Auf dem Campus der Universität Chicago hat er ein Institut, die Orthogenic School, gegründet. 1938 war er deportiert worden, weil er Jude war. In den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald hat er seine Methode zur Behandlung autistischer Kinder entwickelt.«
»Wie das?«
»Durch systematische Beobachtung anderer Gefangener. Ihm war aufgefallen, dass sich die Deportierten in sich selbst zurückzogen, um sich gegen dieses zutiefst zerstörerische Umfeld zu schützen. Als er später mit autistischen Kindern arbeitete, vermutete er, dass diese Kinder die Außenwelt in der gleichen Weise als eine unüberwindliche Bedrohung wahrnehmen. Eine erfolgreiche Behandlung erfordere daher, dass man ein Umfeld schaffe, das das genaue Gegenteil von einer Bedrohung sei. Ein hundertprozentig positives Umfeld, in dem sie sich öffnen und ihre Angst ablegen könnten, um den psychischen Prozess der Abkapselung zu überwinden ...«
»Hat er diese Methode in seinem Institut angewandt?«
»In seinem Institut war jedes Detail in diesem Sinne gestaltet. Die Farbe der Vorhänge und der Wände. Die Anordnung der Möbel. Die Statuen in den Gärten.

Die Bonbons in den Wandschränken, die immer griffbereit waren. Die offenen Türen. Problematisch wurde es erst, als er den Eltern untersagte, ihre Kinder zu besuchen.«
»Sah er in ihnen eine Bedrohung?«
»Aus der Perspektive des Kindes auf jeden Fall. Das ist der Kern von Bettelheims Theorie. Für ihn ist der Autismus die Folge einer – realen oder eingebildeten – Ablehnung, die das Kind zutiefst verstört. Ein Schutzmechanismus.«
Eine Erinnerung blitzte in Jeanne auf. Zu den Büchern, die sie bei Antoine Féraud gefunden hatte, gehörte *The Empty Fortress* von Bruno Bettelheim. Zweifellos wollte der Psychiater nach der Begegnung mit Joachim seine Kenntnisse über Autismus auffrischen ...
»Wenden Sie seine Methoden hier an?«
»Nein, wir bewundern den Forscher, aber die Therapie hat sich stark weiterentwickelt.«
»Gestatten Sie Eltern den Besuch ihrer Kinder?«
»Selbstverständlich.«
»Sagt Ihnen der Vorname Joachim etwas?«
»Nein. Wieso?«
»Nur so.« Mit einem flüchtigen Lächeln räumte Jeanne ein: »Dieser Fall ist sehr schwierig. Ich werfe viele Angeln aus, aber kein Fisch beißt an ...«
»Ich verstehe nicht. Leiten Sie die Ermittlungen?«
»Nein. Das ist eine der Schwierigkeiten ... Hat François Taine Kontakt zu Ihnen aufgenommen?«
»Wer ist das?«
»Der Ermittlungsrichter, dem der Fall übertragen wurde.«
»Der Name sagt mir nichts, aber ein Richter hat mich angerufen, ja. Er hat mir Fragen über Autismus gestellt. Wurde ihm der Fall entzogen?«
»Er ist tot.«
»Wie ist er umgekommen?«
»Bei einem Brand. Vorgestern.«
Hélène Garaudy nahm einen Schluck aus der Flasche. Die Nähe des Todes jagte ihr keine Angst ein. Eine Krankenschwester, die vor wenigen Tagen in dem Institut, das Hélène leitete, ermordet und deren Leichnam teilweise verzehrt worden war. Der zuständige Ermittlungsrichter, der bei lebendigem Leibe verbrannt war. All dies schien sie nicht weiter zu berühren.
»Hängen die Taten miteinander zusammen?«
»Bestimmt. Einmal ganz abgesehen von zwei weiteren Morden. Jungen Frauen, die Marion Cantelau ähnlich sahen.«
»Ein Serienmörder?«
»Es hat den Anschein.«
Jeanne wollte nicht weiter ins Detail gehen. Sie wollte lieber den zweiten und

dritten Term ihrer Gleichung mit drei Unbekannten ergründen: Autismus, Genetik, Vorgeschichte ...
»Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen Autismus und Vorgeschichte?«
»Was verstehen Sie unter ›Vorgeschichte‹?«
»Archaische Lebensweise, regressive Mentalität.«
»Ja, da gibt es einen Zusammenhang.«
Jeanne zuckte zusammen: Sie hatte nicht mit dieser positiven Antwort gerechnet.
»Wissen Sie, was ein Wolfskind ist?«, fuhr Hélène Garaudy fort.
»Nein.«
»Ein in der Wildnis aufgewachsenes Kind. Ein ausgesetztes Kind, das in einem feindlichen Lebensraum groß wurde, zum Beispiel einem Wald. Haben Sie schon mal von Victor de l'Aveyron gehört?«
»Ich habe den Film von François Truffaut gesehen.«
»Es handelt sich um eine tatsächliche Begebenheit. Dieses etwa zehnjährige Kind wurde im Jahr 1800 in einem Wald des Aveyron entdeckt. Es bewegte sich auf allen vieren fort und war anscheinend taubstumm. Es wiegte sich unentwegt und entwickelte keinerlei Bindung gegenüber denjenigen, die es ernährten. Das Kind wurde einem jungen Militärarzt, Jean Marie Gaspard Itard, anvertraut, der viel Zeit damit verbrachte, es zu erziehen.
Jeanne sah die Schwarz-Weiß-Bilder des Films vor ihren Augen. Die geduldige Erziehung durch Itard, der von Truffaut selbst gespielt wurde. Das struppige Kind, halb Bestie, halb Engel. Die Etappen seiner Unterweisung. Die Musik Vivaldis ...
»Aber trotz aller Bemühungen ist es Itard nicht gelungen, Victor zu ›sozialisieren‹.«
»Was hat das mit Autismus zu tun?«
»Heute spricht vieles dafür, dass Victor autistisch war. Er ist sogar zweifellos das erste autistische Kind, das so sorgfältig beobachtet wurde.«
»Sind die Jahre, die er im Wald gelebt hat, die Ursache für seine Stummheit?«
»Es gibt mehrere Hypothesen. Itard war der Auffassung, dass der Zustand Victors auf den fehlenden Kontakt mit Menschen und die fehlende Erziehung zurückzuführen war. Aber dann kam ein alternativer, ja entgegengesetzter Erklärungsansatz auf. Danach war Victor von Geburt an autistisch. Aus diesem Grund wurde er im Wald ausgesetzt. Der Autismus wäre die Ursache für die Aussetzung und nicht umgekehrt.«
Ein Satz hallte in Jeannes Kopf wider: *Der Wald, er beißt dich.* War Joachim in einem Wald ausgesetzt worden? War er als Autist zur Welt gekommen? Oder war er autistisch geworden, weil er ausgesetzt worden war? Jeanne streifte die Wahrheit – aber sie hielt nichts in Händen.
»Heute nimmt man an, dass alle berühmten Wolfskinder autistisch waren. Bettelheim hat darüber geschrieben. Seiner Meinung nach haben die Wolfskinder in der Natur ihre intellektuellen Fähigkeiten nicht verloren: Sie waren niemals

vorhanden. Aber es ist so schwer zuzugeben, dass ein Kind auf einem so archaischen Entwicklungsstand verharrt, dass man lieber Märchen von der angeblichen Adoption durch Affen oder Wölfe erfunden hat ... so vor allem bei Amala und Kamala, zwei berühmten indischen Wolfsmädchen aus Midnapur, die von Reverend Singh in den dreißiger Jahren beschrieben wurden. Heute wissen wir, dass diese Mädchen autistisch waren. Ihr Trübsinn, ihre Grobheit und Primitivität wurden gleichgesetzt mit einem Rückfall in den animalischen Zustand. Tatsächlich wurden sie wohl wegen ihrer Behinderungen ausgestoßen ...«
Jeanne hätte gern ihre Hypothese von einem schizophrenen Mann mit zwei Persönlichkeiten, von denen eine autistisch war, dargelegt. Ein von der Außenwelt abgeschnittenes Kind im Innern eines zivilisierten Mannes. Aber sie ahnte schon, dass Garaudy genauso reagieren würde wie Bernard Level, der Profiler: absurd.
Sie kam auf die handfesten Fakten des Falles zurück:
»Gewisse Details an den Tatorten lassen uns vermuten, dass der Mörder an Autismus leidet.«
»Das ist lächerlich. Diese Krankheit ...«
»Das habe ich schon gehört. Aber was halten Sie davon?«
Jeanne zog Aufnahmen von den blutigen Handabdrücken aus ihrer Tasche. Die Bilder glänzten in der Sonne so stark, dass sie zu brennen schienen. Die Institutsleiterin betrachtete die Abzüge ruhig und unerschütterlich. Eine Person von ungewöhnlicher Charakterstärke, dachte Jeanne, ohne dass es ihr gelang, deren Wesen oder Ursprung zu identifizieren.
»Sind das die Aufnahmen vom Tatort, an dem Marion ermordet wurde?«
»Ja, aber an den beiden anderen Tatorten finden sich ähnliche Abdrücke.«
»Na und?«
»Man sieht deutlich, dass der Mörder, zweifellos auf allen vieren, die Leiche umkreist. Seine Hände sind zu den Füßen hin gedreht. Das könnte, wie ich gehört habe, auf eine autistische Erkrankung hindeuten.«
»Und noch auf vieles andere. Ist das alles, was Sie haben?«
Jeanne hätte beinahe die metallene Stimme des kindlichen Monsters erwähnt. Seine Unfähigkeit, »ich« zu sagen. Die Litanei von *Porque te vas* ... Aber dann hätte sie erklären müssen, *woher* sie diese Indizien kannte.
»Was halten Sie von diesen Zeichnungen?«, fragte sie, während sie der Leiterin Fotos der blutigen Schriftzüge zeigte. »Könnten sie von einem Autisten stammen?«
»Ja.«
Jeanne erstarrte. Wieder einmal hatte sie blindlings einen Köder ausgeworfen. Wieder hatte jemand angebissen.
»Erklären Sie mir das.«
»Ich habe schon oft solche Bilderschriften gesehen ... Die Wiederholung der Motive. Die Anordnung der Zeichen. Es könnte sich um eine der Chiffreschriften handeln, die Autisten manchmal erfinden.«

»Was könnten diese Zeichen bedeuten?«
»Meist haben sie in erster Linie Schutzfunktion.«
»Schutz?«
»Wenn die Zeichnungen so angeordnet sind wie hier, dienen sie als eine Art Schutzwall. Fresken und Zierstreifen, die als Grenze fungieren. Bettelheim hat den Fall eines kleinen Mädchens namens Laurie beschrieben, das mit Obstschalen eine ›Grenze‹ errichtete. Es ahmte Sinuswellen nahezu perfekt nach.«
»Glauben Sie, dass der Mörder auf diese Weise die Opferstelle abschirmen wollte?«
»Vielleicht. Seine Welt, in gewisser Weise.«
Hélène Garaudy sah auf ihre Uhr. Die Mittagspause war vorüber. Jeanne schob eine letzte Frage nach:
»Könnte es irgendeinen Zusammenhang zwischen Autismus und Kannibalismus geben?«
»Sie sind wirklich stur«, sagte die Psychiaterin gereizt. »Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass der Mörder nicht an dieser Erkrankung leiden kann.«
»Aber könnte eine Verbindung zwischen diesen beiden Pathologien bestehen?«
»In gewisser Hinsicht«, räumte Garaudy ein. »Aber nur in Bezug auf sexuelle Phantasien. Zahlreiche Psychoanalytiker wie etwa Melanie Klein haben in den dreißiger Jahren beobachtet, dass der Sexualtrieb der Autisten aggressive Tendenzen aufweist.«
»Bis hin zum Kannibalismus?«
»Ja, die Phantasien können bis zum Verschlingen gehen. Aber, noch einmal, der Mörder, den Sie suchen, kann kein Autist sein. Diese Krankheit ist nicht nur mit einer körperlichen Behinderung, sondern auch mit echten geistigen Defiziten verbunden.«
Hélène Garaudy gab Jeanne die Fotos zurück und stand auf.
»Tut mir leid«, sagte sie, nach ihrer Tasche greifend. »Ich muss wieder an die Arbeit.«
Jeanne folgte ihr auf den Fuß. Sie gingen über den Rasen, betraten das Gebäude und stiegen eine Treppe hinunter, die zur Garderobe führte. Die kühle Luft aus der Klimaanlage schlug ihr entgegen. Jeanne hatte das Gefühl, in einen Spiegel aus Eis hineinzugehen.
»Sie schaffen es nie, die Anlage richtig einzustellen ...«, murmelte Garaudy.
Sie steuerte einen der Spinde an, die sich an der Wand aneinanderreihten. Sie öffnete ihn, zog ohne die geringste Scham ihren Badeanzug aus und schlüpfte dann in schwarze Boxershorts und einen gleichfarbigen BH.
Dann richtete sie sich auf, warf einen prüfenden Blick auf Jeanne und fragte:
»Was für ein Material ist das, diese Hemdbluse?«
Jeanne trug eine sehr leichte, durchsichtige schwarze Baumwollbluse, unter der man deutlich die Umrisse ihres extrafeinen BHs erkannte. In dem sachlichen Ton

eines Minenräumers, der die Bauteile einer Bombe vorführt, antwortete sie:
»Feinmaschige Baumwolle, von Joseph.«
»Das macht die Männer bestimmt rasend, oder?«
Sie lachten. Jeanne konnte sich gut vorstellen, mit dieser Frau einmal zum Brunch zu gehen. Ein bisschen albern über die Männer ablästern. Doch da nahm Hélène Garaudy einen schwarzen Kittel, einen weißen Kragen, einen Schleier aus dem Schrank.
Jeanne war sprachlos. Die Psychiaterin war eine Nonne. Dies erklärte ihren Gleichmut angesichts der barbarischen Ermordung von Marion Cantelau. Die allumfassende Kraft des Glaubens.
»Ich stelle Ihnen Schwester Hélène vor«, sagte sie, eine Verbeugung andeutend. »Vom Orden der Karmeliterinnen von Sion. Das Bettelheim-Institut ist zur Hälfte in kirchlichem Besitz. Und wie Sie feststellen konnten, hat diese Hälfte das Sagen.«
Jeanne war so verdutzt, dass sie nicht antworten konnte.
»Der Schein trügt«, schmunzelte die Schwester, »insbesondere, wenn es der nackte Anschein ist ...«

## 32

»Es stinkt, oder?«
Jeanne nickte. Sie stand vor einem der verglasten Gebäude der Laboratoires Pavois. Als sie sich am Empfang angemeldet hatte, hatte Bernard Pavois sie persönlich abgeholt und nach draußen geführt. Sie fragte sich, wieso.
Ein schwerer, stechender, metallischer Geruch hing in der Luft.
»Das sind die Fabriken von Saint-Denis«, erklärte der Hüne. »Relikte der großen industriellen Entwicklung des Departements. Wissen Sie, weshalb seit dem Ende des 19. Jahrhunderts so viele Fabriken im Departement Seine-Saint-Denis errichtet wurden?«
»Nein.«
»Wegen der allgemeinen Windverhältnisse. Die Pariser – die Kapitalisten – wollten sichergehen, dass die Abgase aus den Fabrikschornsteinen nicht Richtung Hauptstadt zogen. Und vor allem nicht nach Westen, wo die schicken Viertel gebaut wurden. Als ich Kind war, hatte Saint-Gobain seine Werke noch in Aubervilliers. Sie stießen stinkende Schwefeldämpfe aus. Daneben befanden sich Fabriken, in denen die Schlachtabfälle aus den Schlachthöfen in La Villette verbrannt wurden. Damals sagte man nicht ›Es riecht nach Schwefel.‹ oder ›Es stinkt nach Tod.‹ Man sagte: ›Es riecht nach Aubervilliers.‹«
»Wurden Sie in dem Departement geboren?«
»In Bondy.«
Jeanne drehte sich um und betrachtete das lange Gebäude aus Beton und Glas. Tausende von Quadratmetern für die naturwissenschaftliche Forschung. Vier Stockwerke mit sterilen Räumen, Computern und Forschern in weißen Kitteln. Der sichtbare Beweis für den Erfolg von Bernard Pavois. Eine völlig aseptische gentechnologische Forschungsstätte mitten in einem sozialschwachen Pariser Vorort.
»Das Departement Seine-Saint-Denis eröffnet viele Möglichkeiten«, meinte sie ironisch.
»Unter der Voraussetzung, dass man hierbleibt. Ich habe immer etwas für meine Region tun wollen. Aus diesem Grund habe ich diese Firma gegründet. Ich hätte in einer Forschungsabteilung vor mich hinvegetieren können, aber ich wollte allen zeigen, dass dieser nördliche Pariser Vorort nicht nur ein von Armut und Gewalt geprägtes Drecksloch ist. Ich weiß nicht, ob mir das gelungen ist. Bekannt ist diese Region doch heute vor allem wegen der gewalttätigen Ausschreitungen und der beiden armen Jungs, die sich in einem Umspannwerk versteckten und dabei tödliche Stromstöße abbekamen ...«
Bei ihrem ersten Zusammentreffen war ihr Bernard Pavois als ein kalter, unzugänglicher Buddha erschienen. Heute wirkte er leidenschaftlich, kämpferisch

und hitzig. Ein heißblütiger Golem.
»Darf ich rauchen?«, fragte er. »Stört Sie der Qualm nicht?«
»Darauf kommt es jetzt auch nicht mehr an!«
»Das ist der Vorteil dieser Gegend«, schnaubte Pavois und zwinkerte ihr zu. »Man kann nicht tiefer fallen.«
Mit ruhiger Hand zündete er sich eine Zigarette an. Jeanne entdeckte bei ihm einen ungewöhnlichen Charme. Hinter der selbstbewussten, gelassenen Fassade spürte man eine echte Freundlichkeit, den Wunsch zu lieben und zu beschützen. Der dickleibige, kalte Mann mit der eckigen Brille und dem Pelikankropf war auch ein Teddybär. Ein Mann, der seine Lebensgefährtin glücklich machen konnte, für den aber vor ein paar Tagen alles zusammengebrochen war.
»Ich habe die Zeitungen gelesen«, sagte er. »Der Brand in der Rue Moncey. Ich habe Ihren Kollegen auf dem Foto wiedererkannt. Gibt es einen Zusammenhang mit dem Mord an Nelly?«
»François Taine – so hieß er – hatte etwas entdeckt, was für den Mörder gefährlich war. Alles spricht dafür, dass er beseitigt wurde.«
Pavois schwieg. Jeanne begriff, dass er nicht auf eine banale Weise sein Mitgefühl oder seine Bestürzung ausdrücken würde.
»Haben Sie den Fall übernommen?«, fragte er, nachdem er eine Rauchfahne ausgestoßen hatte.
»Um offen zu sein, nein. Ich hätte beim ersten Mal gar nicht hier sein dürfen.«
»Das war mir klar. War der Richter ein Freund von Ihnen?«
»Ein sehr teurer Freund. Ich werde nicht eher ruhen, bis ich seinen Mörder gefasst habe.«
Sie wanderten über eine weite Grasfläche. Verglichen mit dem perfekten Rasen in Garches, wirkten die Grünstreifen auf dem Gelände der Laboratoires Pavois geradezu kümmerlich. Halb vergilbte, halb kahle Flächen, die obendrein noch hie und da von Schlammpfützen gesprenkelt waren ...
»Was wollen Sie wissen?«
Jeanne war nicht gekommen, um den Zytogenetiker über Nelly Barjac oder über die möglichen Zusammenhänge zwischen Autismus und Genetik auszufragen – da wusste sie jetzt Bescheid. Blieb noch die Prähistorie.
»Ich interessiere mich für einen ganz bestimmten Punkt. Besteht ein Zusammenhang zwischen der Genetik und der Vorgeschichte?«
»Ich verstehe Ihre Frage nicht.«
»Hatten die Frühmenschen zum Beispiel einen anderen Karyotypus?«
»Das sollten Sie eher Paläoanthropologen fragen ... Ich kann Ihnen Namen nennen, wenn Sie wollen.«
»Aber was wissen Sie darüber?«
»Nicht viel. Ich kann Ihnen ein paar Informationen geben, aber lassen Sie uns reingehen. Man geht in dieser Bruthitze förmlich ein.«

Unterwegs wollte ihr Bernard Pavois – nicht ohne einen gewissen Stolz – unbedingt jedes Stockwerk, jeden Raum seines Labors zeigen. Wie beim ersten Mal war Jeanne im wahrsten Sinne des Wortes geblendet. Im Sonnenlicht sah es so aus, als bestünden die Laborräume aus Kristall. Scheiben, Labortische, Pipetten blitzten und funkelten. Sie kamen an sterilen Räumen vorbei. An Druckkammern, die vollkommen staubfrei waren, an Beobachtungsräumen, in denen – wohlgeordnet – mit Binokularen versehene Computer standen.
Pavois fuhr fort mit der Erklärung der verschiedenen Arbeitsschritte, die es ermöglichen, ein Karyogramm zu erstellen. Er blieb vor jedem Raum, an jedem Instrument stehen. Die Zentrifuge zur Isolierung von Zellen. Trockenschränke, in denen konstant eine Temperatur von siebenunddreißig Grad herrschte, für die Anzucht. Das Binokular für die Beobachtung der »Metaphase«, der Trennung der Chromosomen, dann ihre Anfärbung und das Ordnen. Anschließend speicherte man die Probe unter einer bestimmten Nummer im Computer ab – zehn Ziffern, die auch das Datum enthielten. Dann wurde der Befund dem Auftraggeber – dem Gynäkologen, der Station oder dem Krankenhaus – mitgeteilt.
»Und die Prähistorie?«, wiederholte Jeanne.
»Ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich da kein Fachmann bin.«
»Hatten die Frühmenschen einen anderen Karyotyp als der heutige Mensch?«
»Natürlich. Der Neandertaler hatte achtundvierzig Chromosomen, wie der Schimpanse, während der heutige Menschen sechsundvierzig hat.«
»Zu welchem Zeitpunkt der Evolution wurde die genetische Karte des modernen Menschen festgelegt?«
»Keine Ahnung. Und ich bin mir nicht sicher, ob die Experten diese Frage beantworten können. Mit den an Fossilien gewonnenen Proben lässt sich der Karyotyp nicht nachweisen. Dazu braucht man lebendes Material. Aber eines ist sicher: Unsere Evolution geht weiter. Unsere Chromosomen verändern sich unentwegt weiter.«
»Inwiefern?«
»Vor sehr langer Zeit waren das X- und Y-Chromosom unserer Art gleichgroß. Im Lauf der Jahrtausende wurde das Y-Chromosom immer kleiner. Heute ist es im Vergleich zum weiblichen X-Chromosom nur noch ein Zwerg.«
»Bedeutet dies, dass der Mann eines Tages aussterben wird?«
»Ja. Es wird auf der Erde keine Männer mehr geben.«
Jeanne versuchte sich eine nur von Amazonen bevölkerte Welt vorzustellen. Obwohl sie mit Männern eigentlich nur Ärger hatte, fand sie diese Aussicht nicht erbaulich.
»Und wann ist es so weit?«
»In zehn Millionen Jahren. Uns stehen also noch heftige Auseinandersetzungen bevor!«
Pavois brach unvermittelt in ein fast kindliches Lachen aus, das seinen Kropf

hüpfen ließ. Doch plötzlich verdüsterte sich seine Miene. Offensichtlich dachte er an Nelly. Seine Frau, seine ermordete Geliebte. Jeanne schwieg mitfühlend. Wenn der Genetiker etwas auf dem Herzen hatte, würde er es sagen. Oder auch nicht.
»Kann ich mir das Büro von Nelly ansehen?«, fragte sie schließlich.
»Die Kripo hat es schon durchsucht.«
»Ich würde trotzdem gern einen Blick hineinwerfen.«
»Hier entlang, bitte.«
Sie gingen ein Stockwerk höher. Jeanne betrat ein geräumiges Arbeitszimmer mit großen Fenstern. Ein Schreibtisch mit schwarzer Oberfläche, perfekt aufgeräumt. Ein Schrank. Ablagefächer. Jeanne wunderte sich, dass die Polizisten hier nicht die übliche Unordnung hinterlassen hatten. Sie setzte sich hinter den Schreibtisch – Pavois war verschwunden – und versuchte sich in Nelly Barjac einzufühlen, während sie sich gleichzeitig in die Ermittler hineinversetzte, die das Büro bereits auf den Kopf gestellt hatten.
Jeanne betrachtete das Telefon. Sie hatten ihre Anrufe und ihre Nachrichten überprüft. Ihr Blick glitt zum Computer. Sie hatten auch ihre E-Mails gesichtet. Und nichts gefunden. Doch sie waren schließlich in der gleichen Lage wie Jeanne: Sie wussten nicht, wonach sie suchen sollten.
Jeanne verzichtete darauf, den Rechner anzuschalten. Sie zog die Schreibtischschubladen auf, fand darin Aufzeichnungen, die in einer Art Fremdsprache abgefasst waren, in die Ziffern, Schaubilder und Symbole eingestreut waren. Außerdem die Namen von Ländern und Regionen aus der ganzen Welt. Jeanne erinnerte sich wieder daran, was Nelly nach Feierabend machte: Sie führte vergleichende genetische Studien über die Völker Lateinamerikas durch, über die Unterschiede in ihrer DNA. Reischenbach hätte diese Studien Spezialisten vorlegen sollen. Aber mit welcher Fragestellung?
Jeanne setzte sich gerade hin und betrachtete die Schreibtischfläche. Nippesfiguren standen am Rand. Reiseandenken. Armbänder aus afrikanischen Muscheln. Wollgespinste aus Südamerika – Fragmente von Schultertüchern oder Teppichen. Winzige Holzfiguren zweifellos ozeanischer Herkunft. Dazu Büroklammern, Gummis und eine mit einem Logo versehene Kiste aus hellem Balsaholz, die bestimmt Kekse enthalten hatte. Jeanne öffnete sie und entdeckte einen Haufen Papiere. Rechnungen von Schreibwaren. Bekritzelte Post-it-Notizen. Jeanne wunderte sich, dass die Kripo diese Papiere nicht mitgenommen hatte, aber offenbar gaben sie nicht viel her.
Sie stöberte weiter. Versandscheine von DHL, UPS, Fedex. Einige waren noch unbeschriftet. Auf anderen stand die Anschrift der Absender. Nelly erhielt Sendungen aus allen Winkeln Lateinamerikas. Jeanne nahm an, dass diese Postsendungen mit ihren Forschungen zusammenhingen. Blut- oder Gewebeproben, die genetische Analysen erlaubten.
Eine dieser Sendungen erweckte ihre Aufmerksamkeit – sie kam aus Managua, der

Hauptstadt Nicaraguas. Der Absender hieß Eduardo Manzarena und arbeitete für die Firma Plasma Inc. Das Paket war am 31. Mai 2008 – fünf Tage vor dem Mord – von UPS zugestellt worden. Managua, die Stadt, in der François Taine am Sonntag eine geschützte Nummer angerufen hatte. Und dorthin war Antoine Féraud am Montagmorgen geflogen.
Jeanne steckte den Schein in die Tasche.
»Sind Sie fertig?«
Bernard Pavois stand in der Tür.
»Ich muss weiterarbeiten ... Ich will sagen: wirklich. In meinem Stockwerk.«
»Natürlich«, sagte sie und stand auf. »Ich gehe schon. Kein Problem.«
Der Hüne begleitete sie zum Aufzug. Als die Türen aufgingen, schlüpfte er mit ihr in die Kabine – er wollte seine Rolle als Gastgeber bis zum Schluss spielen. Sie erreichten das Erdgeschoss und durchquerten schweigend die weiße, klimatisierte Empfangshalle. Jeanne hätte sich gerne nach den Postsendungen erkundigt, die Nelly Barjac regelmäßig erhalten hatte, doch sie spürte instinktiv, dass es besser war, keine Fragen mehr zu stellen.
Vor der Eingangstür, in der drückenden nachmittäglichen Hitze, ergriff Bernard Pavois wieder das Wort:
»Ich habe gespürt, dass mein Verhalten beim letzten Mal Sie schockiert hat. Die Tatsache, dass ich keine Spur von Trauer zeigte.«
»Die Trauer muss sich nicht unbedingt in Tränen äußern.«
»Und Tränen können etwas anderes ausdrücken als Trauer.«
»Das Nirwana?«
Der Zytogenetiker steckte die Hände in die Taschen. Die halb geschlossenen Augen hinter seiner Hornbrille erinnerten an die unerschütterliche Weisheit eines Buddha.
»Als Richterin – ich weiß nicht, aber als Frau gefallen Sie mir.«
»Dann sagen Sie mir doch, was Sie auf dem Herzen haben.«
»Ich bin siebenundfünfzig Jahre alt«, sagte er und zündete sich eine weitere Zigarette an. »Nelly war achtundzwanzig. Ich habe zwei Söhne, die praktisch in ihrem Alter sind. Sie war hübsch, während ich nicht gerade ein Adonis bin. Trotzdem haben wir eine recht harmonische Beziehung geführt. Erstaunt Sie das?«
»Nein.«
»Sie haben Recht. Auch wenn uns vieles trennte, war Nelly, wie man so schön sagt, meine letzte Chance. Und ich glaube, dass ich sie glücklich gemacht habe. Wir hätten vielleicht sogar Kinder haben können. Auch wenn man in unserem Job nicht gerade erpicht darauf ist, sich fortzupflanzen.«
»Hatten Sie Angst vor einer Fehlbildung?«
»Schlichtweg eine Überdosis. Jemand, der bei Kellogg's arbeitet, isst zum Frühstück auch kein Müsli.«
»Der Vergleich hinkt ein wenig.«

»Gefällt Ihnen der Spruch ›Auf dem Klo isst man nicht‹ besser?«
Pavois lachte ein weiteres Mal über seinen eigenen Witz. Ein schallendes Gelächter. Jeanne fand ihren ersten Eindruck bestätigt. Der Mann hatte seine Gefühle perfekt im Griff. Als er über Nelly und seine Trauer sprach, hatte er gelächelt. Sein Geist hat eine Stufe erreicht, wo Kummer und Freude sich in Heiterkeit auflösen.
»Ich werde Ihnen etwas gestehen«, sagte er, seine Brille zurechtrückend. »Als letzten Donnerstag Nellys Leiche gefunden wurde, habe ich mir geschworen, den Mörder aufzustöbern. Ihn eigenhändig umzubringen.« Er streckte die Hände aus. »Glauben Sie mir, ich bin dazu bereit. Ich habe geglaubt, mein Karma wäre es, Nelly zu rächen. Und dann sind Sie in mein Büro gekommen.«
»Und?«
»Es ist Ihr Karma. Aus einem Grund, den ich nicht kenne, sind Sie dazu auserwählt, diesen Mistkerl aufzustöbern. Sie werden ihm auf den Fersen bleiben. Ihre Jagd kennt weder Grenzen noch Atempausen. Vielleicht wird sich dies sogar in einem anderen Leben abspielen. Aber Ihre Seele und die des Monsters sind dazu bestimmt, sich zu begegnen und miteinander zu kämpfen.«
»Ich hoffe, dass es mir noch in diesem Leben gelingen wird.«
Bernard Pavois schloss die Augen, ein träger Buddha im Schatten des Baumes der Erleuchtung.
»Da bin ich ganz unbesorgt.«

## 33

»Bist du mit den Telefonaten von Taine weitergekommen?«
»Darüber haben wir doch schon gesprochen.« »Wir haben über die geschützten Nummern gesprochen. Hast du die Typen identifiziert, die er in Nicaragua und Argentinien angerufen hat?«
»Bis jetzt nur den in Nicaragua.«
»Wie heißt er?«
»Eduardo Manzarena.«
Am Lenkrad ihres Wagens nestelte Jeanne den UPS-Lieferschein aus ihrer Tasche, den sie aus Nellys Büro hatte mitgehen lassen. Sie wusste bereits, dass er der Absender des Päckchens war. Kribbeln in den Adern. Am 31. Mai hatte Nelly Barjac ein Paket von Manzarena, dem Geschäftsführer der Firma Plasma Inc., erhalten. Am 8. Juni hatte François diesen Mann angerufen, der zweifellos ein Hämatologe war, ein Spezialist für Erkrankungen des Blutes und der blutbildenden Organe.
»Das ist nicht alles«, fuhr Reischenbach fort. »Ich habe noch einmal die Liste der Telefonate deines Psychiaters, Antoine Féraud, durchgearbeitet. Nicht nur seine beiden letzten Anrufe vom Montag, sondern auch die vom Wochenende. Am Sonntag, um 17.00 Uhr, hat er ebenfalls in Nicaragua angerufen. Ein Handy. Ahnst du, wem es gehört?«
»Eduardo Manzarena.«
»Ganz genau. Ich weiß nicht, wie dir das gelungen ist, aber du hast die heißeste Spur. Und die führt nach Managua.«
Jeanne antwortete nicht. Es gab also eine Verbindung zwischen Autismus, Chromosomen und Vorgeschichte. Ein Geheimnis, dessen Lösung sich vielleicht in einer Blutplasmaprobe aus Nicaragua finden ließ ...
»Und wie weit bist du?«, fuhr Reischenbach fort.
»Ich habe noch einmal mit den Chefs der Opfer gesprochen. Hélène Garaudy vom Bettelheim-Institut, Bernard Pavois von der gleichnamigen Firma ...«
»Geben sie dir Auskunft?«
»Bereitwillig.«
»Waren sie nicht irritiert, dass eine Richterin bei ihnen hereinschneit, um sie zu befragen?«
»Sie wissen nicht, dass es normalerweise umgekehrt ist.«
Der Polizist hakte nach:
»Wissen sie, dass du offiziell gar nicht zuständig bist?«
»Der Titel beeindruckt sie.«
»Was genau suchst du eigentlich?«
»Heute Abend werde ich mehr wissen.«

»Es ist fünf Uhr. Da bleibt dir nicht mehr viel Zeit.«
»Das gilt auch für dich. Hast du den Alltag der drei jungen Frauen noch einmal durchleuchtet?«
»Ja. Nichts. Keine Gemeinsamkeiten, kein Name, der die drei miteinander verbinden würde.«
»Und was ist mit Diebstählen oder Sachbeschädigung in prähistorischen Museen?«
*»Nada.«*
»Auch nichts Neues vom Erkennungsdienst oder aus der Gerichtsmedizin?«
»Falls es Neuigkeiten gibt, wird man jedenfalls nicht mich anrufen.«
»Weißt du, wem der Fall übertragen wurde?«
»Nein. Sobald ich die Namen erfahre, ruf ich dich an.«
»Damit ich ihnen aus dem Weg gehe?«
»Damit du weißt, wer deine Feinde sind.«
Jeanne sagte mit festerer Stimme:
»Finde heraus, wer dieser Eduardo Manzarena ist. Und was für Geschäfte Plasma Inc. in Managua macht. Und ermittle den Namen der Person, die Taine in Argentinien angerufen hat.«
»Jeanne, heute Abend ist Schluss.«
»Einverstanden. Lass uns später noch mal telefonieren.«
Die Porte de la Chapelle kam in Sicht. Jeanne fuhr von der Ringautobahn ab und in die Rue de la Chapelle hinein. Sie hatte sich schlaugemacht über Autismus und Genetik. Blieb noch die Vorgeschichte. Sie fuhr zum Atelier von Isabelle Vioti. Als sie die Hochbahn erreichte, bog sie zuerst rechts ab, in den Boulevard de la Chapelle, dann links, in die Rue de Maubeuge, bis sie den Boulevard Magenta erreichte. Sie fuhr Richtung Place de la République, schwenkte jedoch schon vorher in die Rue de Lancry ein, um von oben in die Rue du Faubourg-du-Temple hineinzufahren. In ihrem kleinen Auto herrschte eine Hitze wie in einem Backofen. Die Klimaanlage funktionierte nicht mehr – Jeanne erinnerte sich nicht, dass sie jemals funktioniert hatte. Sie hatte das Gefühl, sich in ihrem eigenen Schweiß aufzulösen.
Sie hielt vor der Hausnummer 111, als ihr Handy läutete. Sie kannte die Nummer nicht.
»Hallo?«
»Hier ist Kommandant Cormier.«
Jeanne antwortete nicht. Der Name sagte ihr nichts.
»Ich habe Ihnen heute Morgen Blumen gebracht.«
»Ach ja, natürlich ...«
»Ich habe mich über mögliche Brandschutzmittel kundig gemacht. Ich habe Bekannte beim Film angerufen. Stuntmen und Spezialisten. Heute Morgen bin ich etwas zu weit vorgeprescht: Es gibt keine Substanz, die den menschlichen Körper gegen Feuer schützen könnte, jedenfalls nicht in dem Maße, dass man einen

nackten Körper risikolos den Flammen aussetzen könnte.«
»Das habe ich schon geahnt. Ich danke Ihnen. Ich ...«
Der brennende nackte Mann, der im Zwischengeschoss mit François Taine kämpfte. Das in Flammende stehende Monster, das keinerlei Schmerzen spürte. Hatte sie vielleicht geträumt?
»Alles in Ordnung?«, fragte der Feuerwehrmann. »Geht es Ihnen gut?«
»Alles bestens. Und nochmals danke für die Blumen.«
»Danke für die Rettung.«
Jeanne stieg aus ihrem Wagen und merkte, dass sie zitterte. Ihre Nerven waren wie zum Zerreißen gespannte Saiten einer Harfe.
Nachdem sie eine Weile zwischen Höfen und Gebäuden umhergeirrt war, fand sie schließlich hinter einem kleinen Bambusdickicht das Atelier. Dort herrschte geschäftiges Treiben. Die in weiße Kittel gekleideten Assistentinnen von Isabelle Vioti transportierten Skulpturen auf Stechkarren. Andere trugen Büsten oder Köpfe. Jeanne erspähte die roten Haare der Chefin.
»Ziehen Sie um?«
Jeanne stand in der offenen Tür. Isabelle Vioti erkannte sie sogleich. Sie wischte sich die Hände an ihrem Kittel ab und näherte sich mit einem Lächeln auf den Lippen.
»Wir haben beschlossen, das Atelier umzuräumen. Um die Atmosphäre zu verändern ... um die Spuren ... verstehen Sie?«
»Ich verstehe.«
»Francesca wurde heute Morgen beigesetzt. Kein Polizist ist gekommen. Niemand hat mich angerufen. Ist das normal? Haben Sie den Mörder gefunden?«
»Eher das Gegenteil.«
»Das Gegenteil?«
»Er hat uns gefunden.«
Jeanne bereute dieses leichtfertige Wortspiel. Es war weder der richtige Zeitpunkt noch waren es die richtigen Worte. Mit ernster Stimme fuhr sie fort:
»Lesen Sie denn keine Zeitungen?«
»Nein, heute nicht.«
»Der für den Fall zuständige Richter, der mich beim letzten Mal begleitet hat, ist tot. Bei einem Brand umgekommen. Zweifellos hat der Frauenmörder zugeschlagen.«
Isabelle Vioti wurde kreidebleich. Der Gegensatz zu dem knalligen Rot ihrer Haare war eines Gemäldes von Klimt würdig.
»Glauben Sie ... dass wir hier in Gefahr sind?«
»Nein. Haben Sie ein paar Minuten Zeit?«
Die Künstlerin bemühte sich, ihre Verstörung zu verbergen.
»Kommen Sie, hier entlang.«
Sie kehrten in den Ausstellungssaal mit dem langen schwarzen Tisch zurück. Die

Skulpturen standen noch immer an ihrem alten Platz.
»Setzen Sie sich. Was wollen Sie wissen?«
»Ich brauche Hintergrundinformationen«, antwortete Jeanne und nahm auf einem Stuhl hinter dem Lacktisch Platz.
»Worüber? Unsere Arbeit?«
»Über die Evolution des Menschen.«
Isabelle Vioti wirkte überrascht und blieb stehen.
»Ist das für Ihre Ermittlungen wichtig?«
»Im Moment tappe ich im Dunkeln.«
»Die Evolution des Menschen erstreckt sich über einen Zeitraum von mehreren Millionen Jahren ... Wir bräuchten den ganzen Abend ...«
»Fassen Sie das Wichtigste zusammen.«
Die Frau steckte ihre Hände in die Taschen ihres mit Lehmflecken übersäten weißen Kittels. Sie schien zu überlegen. Nach einigen Sekunden fragte sie:
»Möchten Sie einen Tee?«
»Bitte keine Umstände.«
»Das macht keine Umstände. Ich habe immer eine Thermoskanne mit heißem Tee griffbereit.«
»Dann bitte ohne Milch und Zucker.«
Isabelle Vioti ging aus dem Zimmer und kam mit zwei dampfenden Tassen zurück. Dann legte sie los. Hinter ihr schienen die prähistorischen Kreaturen zu lauschen, als wären sie Studenten ihrer Vorlesung:
»Im Allgemeinen geht man davon aus, dass sich der Mensch vor etwa sechs bis acht Millionen Jahren von der Linie der anderen Menschenaffen abspaltete. Damals entstand in Ostafrika ein langer Grabenbruch, die sogenannte Riftzone. Dieses Phänomen hat eine ökologische Spaltung verursacht, die unser Schicksal besiegelte. Auf der einen Seite dieses Bruchs blieb der Tropenwald erhalten, und die Affen sind Affen geblieben. Auf der anderen Seite sind die Böden ausgetrocknet, sodass die Savanne entstanden ist. In dieser neuen Umgebung musste sich der Affe auf seine Hinterbeine aufrichten, um seine Fressfeinde rechtzeitig zu erspähen. So entstand der aufrechte Gang, und aus dem Menschenaffen ging der Australopithecus hervor, der Urahne des modernen Menschen, dessen bekanntestes Exemplar Lucy ist. Sie haben bestimmt schon von ihr gehört. Dieses weibliche Exemplar ist ungefähr 3,3 Millionen Jahre alt. Die Sache hat nur einen Haken.«
»Welchen?«
»Ihn.«
Isabelle Vioti legte ihre Hand auf ein knapp ein Meter großes schwärzliches Lebewesen. Ein Tier, das große Ähnlichkeit mit einem Schimpansen hatte, außer dass es aufrecht ging.
»Toumai. Er wurde 2001 entdeckt. Dank eines Abgusses von seinem Schädel und

einigen Knochen konnten wir ihn rekonstruieren.«
»Und wieso stellt er ein Problem dar?«
»Er ist sieben Millionen Jahre alt. Er lebte also ganz bestimmt schon vor der Entstehung der Riftzone. Im Übrigen wurde er im Tschad gefunden, wo sich die Landschaft damals nicht veränderte.«
»Lässt sich das wirklich nicht mit der Entstehung des Grabenbruchs unter einen Hut bringen?«
»Es beweist vor allem das, was die Paläoanthropologen schon lange ahnten: Der Mensch ist durch parallele kleine Veränderungen an verschiedenen Orten Afrikas entstanden. Der Mensch war mit klimatischen und landschaftlichen Herausforderungen konfrontiert. Verschiedene Familien haben koexistiert, sich angepasst und nach und nach unserer Evolution den Weg gebahnt.«
»Wer betrat nach den Australopithecinen die Bühne?«
»Der Homo habilis.«
Vioti wandte sich zu einem anderen Exponat um. Weniger stark behaart, etwas größer, ein Meter fünfzig. Aber noch sehr affenähnlich.
»Er ist mindestens zwei Millionen Jahre alt. Er heißt so, weil er begonnen hat, Steine und Werkzeuge zu benutzen. Sein Gehirn ist größer. Er ist ein Allesfresser. Er geht noch nicht auf die Jagd. Er frisst vor allem Aas – Kadaver von wilden Tieren, die er in Stücke reißt. Ein Opportunist, der in kleinen, etwa zehnköpfigen Gruppen lebt.«
»Die nächste Etappe?«
»Homo erectus. Er tauchte vor etwa einer Million Jahre auf. Er ist ausgeschwärmt. Innerhalb einiger Zehntausend Jahre ist er in den Nahen Osten und weiter nach Asien vorgestoßen.«
»Haben Sie keine Skulpturen von dieser Familie?«
»Seit zehn Jahren warte ich auf einen Schädel ... Der Homo erectus spaltet sich in zwei sehr bekannte Familien auf. Den Neandertaler einerseits, der allmählich verschwindet, und den archaischen Homo sapiens andererseits, den Proto-Cro-Magnon, dessen Überreste in Europa und im Mittleren Osten gefunden wurden, und aus dem dann der Homo sapiens sapiens hervorging. Der berühmte Cro-Magnon-Mensch, unser direkter Vorfahr ...«
Die Leiterin des Ateliers trat zur Seite, um den Blick freizugeben auf ein größeres und kräftigeres Geschöpf, das ein Fell trug und einen Speer schwang. Wulstige Schädelknochen, das Gesicht zur Hälfte hinter langen Haaren verborgen. Der Mann hätte der Roadie einer Hardrock-Band oder ein geistesgestörter Mörder in einem alten Horrorfilm sein können.
»Der Tautavel-Mensch, der europäische Erectus. Sein Skelett wurde in den Ostpyrenäen gefunden. Er ist mindestens 450 000 Jahre alt. Er gehört dem Zweig der Neandertaler an. Tatsächlich ist es ein ›Neandertaler-Vorläufer‹. Er beherrscht noch nicht die Technik des Feuermachens. Er benutzt zweiseitige Werkzeuge. Er

jagt und lebt in Höhlen, von denen aus er seine Fressfeinde gut beobachten kann. Er ist manchmal Kannibale ...«
Jeanne war überzeugt davon, dass der Mörder sich in seinen Anfällen in einen dieser Frühmenschen verwandelte.
»Gab es damals schon eine Religion?«, fragte sie.
»Die Religion beginnt später, mit den Bestattungen. Vor knapp 100 000 Jahren. Damals beteten die Neandertaler und die Cro-Magnon-Menschen die Naturkräfte an.«
Jeanne dachte an die blutigen Schriftzüge an den Tatorten.
»Haben sie damals begonnen, die Höhlenwände zu bemalen?«
»Nein, der Neandertaler kannte keine Freskenmalerei. Er verschwand vor ungefähr 30 000 Jahren. Während dieser Zeit entwickelte sich der Cro-Magnon-Mensch weiter. Und mit ihm die Kunst der Felsmalerei.«
»Ist das die Epoche, in der die Felsbilder von Cosquer und Lacaux entstehen?«
»Ja, sie wurden damals gemalt.«
»Was können Sie mir über diese Fresken sagen?«
»Da kenne ich mich nicht besonders gut aus. Wenn Sie möchten, gebe ich Ihnen die Telefonnummer eines befreundeten Experten.«
Isabelle Vioti trat auf eine Gruppe von Menschenfiguren zu, die auf links gewendete Felle trugen und wie Sioux aussahen.
»Das sind Cro-Magnon-Menschen.«
Jeanne war wie beim ersten Mal überrascht: Sie hatte sich die Frühmenschen immer als Mischwesen aus Mensch und Schimpanse vorgestellt, die Felle trugen und sich in Höhlen verkrochen. In Wirklichkeit glichen die Cro-Magnon-Menschen eher nordamerikanischen Indianern, wie man sie in Western sieht. Langes schwarzes Haar, Überwurf und Fellhosen, Schmuck und ausgeklügelte Werkzeuge.
»Das da sind nomadische Jäger-Sammler. Sie waren sehr geschickt im Behauen von Steinen, im Schneidern und im Veredeln von Fellen ... Die menschliche Zivilisation war auf dem Vormarsch ...«
»Haben sich die Sippen gegenseitig bekämpft?«
»Nein, sie waren zu sehr damit beschäftigt, zu überleben. Man nimmt sogar an, dass sich die Gruppen gegenseitig halfen. Jedenfalls wurden Ehen nur zwischen Angehörigen verschiedener Clans geschlossen, um Endogamie zu vermeiden.«
Jeanne hätte sie gern nach dem Inzestverbot gefragt, eine der ältesten Normen der Menschheit, aber das hätte noch mehr von ihrem Thema weggeführt. Im Hinblick auf die Morde und den Täter brachten sie Isabelle Viotis Ausführungen kaum weiter. Der Mörder schien sich Zeichen und Riten ziemlich wahllos aus verschiedensten Epochen herauszupicken. Jeanne gelangte zu dem Schluss, dass der Mörder keine solide anthropologische Bildung besaß. Vielmehr schien er von Phantasiebildern besessen zu sein, die er aufs Geratewohl in Büchern und Museen gefunden hatte.

»Dann kommt die neolithische Revolution«, fuhr Vioti fort. »Das war vor 10 000 Jahren. Das Klima erwärmt sich. Die Steppe, die von großen Herden durchstreift wird, verwandelt sich in dichten Wald. Die Mammuts verschwinden. Die Rentiere und die Moschusochsen ziehen nach Norden. Und innerhalb weniger Jahrtausende beherrscht der Mensch die Viehzucht und die Landwirtschaft. Da beginnen die gewaltsamen Auseinandersetzungen unter den Menschen. Jede Sippe begehrt die Vorräte ihrer Nachbarn. Die Getreidevorräte, die Viehherden ... Jean-Jacques Rousseau hatte Recht: Die Gewalt ist mit dem Eigentum in die Welt gekommen. Bald darauf folgt die Revolution der Metalle – zuerst Bronze, dann Eisen. Die Religionen verfeinern sich. Die Schrift entsteht. Die Vorgeschichte geht in die Frühgeschichte über ...«
Jeanne dachte nach. Sie wusste nicht genau, was sie sich von diesem Vortrag erwartet hatte, aber es hatte kein »Aha-Erlebnis« gegeben. Nichts, was die Motive des Mörders erhellt hätte. Nichts, womit sich ein Zusammenhang zwischen der Vorgeschichte und den beiden anderen Obsessionen des Mörders – Autismus und Genetik – hätte herstellen lassen.
»Danke für die Erläuterungen«, sagte sie, nachdem sie ihren – mittlerweile fast kalten – Tee getrunken hatte. »Kann ich Ihnen noch einige Fragen über Francesca Tercia stellen?«
»Bitte!«
»Seit wann arbeitete sie in Ihrem Atelier?«
»Seit zwei Jahren.«
»Sie hatte zwei Ausbildungen gemacht, nicht wahr?«
»Ja, als Bildhauerin und Anthropologin.«
»Wie kam es, dass Sie sie eingestellt haben?«
»Ich habe eine Skulptur im naturwissenschaftlichen Museum Cosmo-Caixa in Barcelona aufgestellt. Dort hat sie mir ihre Bewerbungsunterlagen überreicht. Ich habe nicht eine Sekunde gezögert.«
»Wie hat sie in Frankreich gelebt? Hat sie sich zurechtgefunden?«
Vioti zeigte auf die Skulpturen.
»Das da waren ihre Bezugspersonen. Sie lebte mit Toumai, den Neandertalern und Cro-Magnon-Menschen. Das war ihre große Leidenschaft.«
»Hatte sie einen Freund?«
»Nein, die Bildhauerei war ihr Leben. Übrigens nicht nur hier. Auch in ihrem Loft in Montreuil. Dort stellte sie modernere, persönlichere Arbeiten her.«
»Was hat man sich darunter vorzustellen?«
»Das war recht sonderbar. Sie benutzte unsere Abgusstechniken, um damit moderne Szenen mit hyperrealistischen Figuren, vor allem Kindern, zu kreieren. Ziemlich düstere Sachen ... Aber man begann sich für sie zu interessieren. Sie hatte sogar eine Galerie.«
»Besitzen Sie die Schlüssel zum Loft Francescas?«

»Sie hat immer ein Paar hiergelassen.«
»Könnte ich sie haben?«
Isabelle Vioti zögerte.
»Entschuldigen Sie die Frage, aber es ist doch eher ungewöhnlich, dass ein Richter sich selbst die Mühe macht, einen Zeugen aufzusuchen, oder?«
»Das kommt nie vor.«
»Sind Sie wirklich für diesen Fall zuständig?«
»Nein.«
»Ich wusste es«, meinte die Künstlerin lächelnd. »Es ist also etwas Persönliches?«
»Sehr persönlich. François Taine, der tote Richter, war mein Freund. Und ich werde alles tun, um diesem Mörder das Handwerk zu legen.«
»Warten Sie hier.«
Isabelle verschwand für eine Minute. Die Dämmerung brach herein. Die Augen der Plastiken funkelten im Halbdunkel wie die Sterne einer geheimnisvollen Galaxie. Einer erloschenen Galaxie, deren Licht jedoch noch immer zur Erde gelangte.
»Hier. Rue des Feuillantines 34, nahe bei der Metrostation Croix-de-Chavaux in Montreuil.«
Isabelle Vioti legte einen Schlüsselbund in Jeannes Hand.
»Ich warne Sie. Das ist das reinste Chaos. Ich war dort, um Kleider für die Beisetzung zu holen. Francesca hatte keine Angehörigen mehr in Argentinien. Sie war ein Kind der Diktaturen. Ihre Eltern waren von dem Regime ermordet worden. Ich ...« Sichtlich bewegt hielt sie inne. Dann fing sie sich wieder. »Als ich dort war, ist mir etwas Merkwürdiges aufgefallen ...«
»In ihrem Atelier?«
»Ja. Eine Skulptur fehlte.«
»Welche Skulptur?«
»Ich weiß es nicht. Diejenige, mit der sie gerade beschäftigt war. Francesca arbeitete auf einer Art Podest in der Mitte des Raumes. Durch ein System von Flaschenzügen und Winden lässt sich die Skulptur gerade halten und verschieben, wenn sie fertig ist. Auf dem Podest befand sich nichts mehr, aber das System von Seilen war erst kürzlich betätigt worden. Ich habe einen Blick dafür. Das ist schließlich mein Beruf.«
Dieses Detail hatten Reischenbach und seine Männer übersehen.
»Hat sie dieses Werk vielleicht an ihre Galerie geliefert?«
»Nein, ich habe dort angerufen. Die Galeristen haben nichts bekommen. Im Übrigen haben sie erst in einem halben Jahr mit einem neuen Werk gerechnet. Ihrer Aussage nach arbeitete Francesca an einem Geheimprojekt, das sie total begeisterte.«
»Glauben Sie, dass diese Skulptur gestohlen wurde?«
»Ja. Zweifellos nach ihrem Tod. Verrückt.«
Jeanne fiel es wie Schuppen von den Augen. Die Wahrheit war noch verrückter, als

Isabelle Vioti ahnte.
Sie kannte den Dieb.
François Taine persönlich.
Sie hörte noch einmal seine letzte Nachricht nur wenige Stunden vor seinem Tod: »Komm heute Abend um zehn zu mir ... Vorher muss ich noch etwas in der Wohnung von Francesca Tercia, dem dritten Opfer, besorgen. Du wirst sehen, das ist Wahnsinn!« Das war noch harmlos ausgedrückt. Vor ihrem Treffen hatte Taine diese Skulptur bei Francesca abholen wollen. Warum?
In diesem Moment ging Jeanne noch ein weiteres Licht auf.
*Eine Wahrheit, die noch verrückter war.*
Jeanne hatte diese Skulptur gesehen.
Es war die bizarre Kreatur, die in den Flammen mit Taine verbrannt war.
Dieser Gollum, den sie für den Mörder gehalten hatte. Das Monsterkind, geschwärzt vom Feuer. Seine scheinbaren Missbildungen und Bewegungen waren nichts anderes als das sich in den Flammen auflösende Silikon. Und die Geste, in der sie einen Angriff gesehen hatte – der Mörder, der François Taine in die Flammen stieß –, musste *umgekehrt* gedeutet werden.
Taine hatte verzweifelt versucht, die Statue vor den Flammen zu retten. Aus diesem Grund hatte man auf seinen Armen Spuren von Plastik, Harz und Firnis gefunden. Die Reste der geschmolzenen Skulptur. Aus diesem Grund war die Leiche des Mörders nie gefunden worden. Es gab keinen Mörder. Jedenfalls nicht in dieser Wohnung.
Es gab nur eine Statue.
Die Taines Todesurteil war ...
Isabelle Vioti sprach noch immer, aber Jeanne hörte nicht mehr zu.
Zwei Fragen beschäftigten sie mehr als alles andere:
Weshalb hatte François Taine die Skulptur gestohlen? Weshalb wollte er sie unbedingt vor den Flammen retten?

## 34

Ein wüstes Durcheinander.
Das war noch gelinde gesagt.
Masken. Büsten. Arme. Mit Reißzwecken befestigte Fotos.
Kernspintomografie-Aufnahmen. Zeichnungen. Glasbehälter. Paletten. Pinsel.
Geblasene Glasaugen. Haare. Zähne und Nägel aus Gummi. Gipssäcke.
Fayence-Ziegel. Elastomer-Blöcke ...
Und Skulpturen.
Ein Realismus, der einem Schauer über den Rücken jagte.
An den Wänden aufgestellt. Auf Brettern und Arbeitsbühnen angeordnet. Eingeklemmt zwischen Farbtöpfen und Stricken. Auf Podesten stehend. Sie hatten nichts gemein mit den braunen und beigefarbenen Statuen Isabelle Viotis – den Gesichtern und Fellen aus der Urzeit. Hier befand man sich mitten in der Gegenwart und vor allem inmitten eines Gewaltexzesses, der die Vorgeschichte als ein Zeitalter der Seligen erscheinen ließ.
Francesca Tercia stellte ausschließlich Horrorplastiken her, die Kinder zeigten. Nicht in der Rolle von Opfern, sondern als Täter.
Jeanne ging unter den Blei- und Zinkgestängen umher. Das Atelier glich einer Fabrikhalle des 19. Jahrhunderts, die in einen modernen Loft umgewandelt worden war. Durch schräge Glaswände drangen die letzten Strahlen der Abenddämmerung herein. Sie näherte sich den Statuen.
Auf einem Sockel hatte ein Kind den Zeigefinger seiner Lehrerin in einen Bleistiftspitzer gesteckt, der an einem Schülerschreibtisch befestigt war. Das Opfer schrie, während das Kind in dem durchsichtigen Auffangbehälter des Instruments Fleischfasern betrachtete, die sich dort anstelle der üblichen Holzspäne sammelten.
Ein anderes Kind in grellen Bermudas und T-Shirt drehte die Augen eines Kätzchens mit einem Löffel um. Auf einer Arbeitsbühne lag ein gefesseltes kleines Mädchen mit ausgezogenem Schlüpfer und gespreizten Beinen. Über ihm kauerte ein Junge, der mit einer orangenen Karotte spielte, die einem Dolch glich.
Eine andere Plastik zeigte einen auf der Erde sitzenden Jungen in Latzhose, der einer Fliege vorsichtig die Flügel ausriss. Das Kind hatte selbst einen großen Fliegenkopf mit stark behaarten Facettenaugen.
Wie kam Francesca auf solche Ideen?
Jeanne trat an das »Werk mit dem Bleistiftspitzer« heran. Francesca hatte auf ein weißes Blatt, das am Fuß der Skulptur klebte, die Worte *Arme Frau Klein* geschrieben. Zweifellos war dies der Titel der Plastik. Was sollte er bedeuten?
Da fiel ihr etwas ein. Am Morgen hatte Hélène Garaudy Melanie Klein erwähnt, eine der ersten Psychoanalytikerinnen, die den Autismus erforscht hatten. Bloßer Zufall? Ein aufschlussreiches Detail: Das Kind und die Lehrerin trugen Kleider in

der Mode der dreißiger Jahre.
Jeanne griff nach ihrem Handy und wählte die Nummer der Leiterin des Bettelheim-Instituts.
»Hélène?«
Sie fragte sich, ob sie die Frau nicht mit »Schwester« anreden sollte. Aber der Ton, den die Nonne anschlug, war der gleiche wie am Morgen: modern, locker, weltgewandt ...
Jeanne kam sofort zur Sache:
»Heute Morgen haben Sie mir von Melanie Klein erzählt, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts für das Krankheitsbild des Autismus interessierte.«
»Ja, allerdings.«
»Verzeihen Sie meine Frage, aber sehen Sie einen Zusammenhang zwischen Melanie Klein und einem ... Bleistiftspitzer?«
»Natürlich.«
Wieder ein Versuchsballon. Und wieder ein Volltreffer.
»Melanie Klein gehörte zu den Ersten, die die Unfähigkeit des autistischen Kindes zur Symbolisierung unterstrichen. Ein Gegenstand, der mit einer bestimmten Person in Verbindung steht, ruft dem Kind diese Person nicht etwa in Erinnerung, er *ist* für das autistische Kind *tatsächlich* diese Person. Klein arbeitete an dem Fall eines kleinen Jungen namens Dick. Als der Junge eines Tages die Späne eines Bleistifts betrachtete, den er gerade spitzte, sagte er: ›Arme Frau Klein.‹ Er machte keinen Unterschied zwischen der Analytikerin und diesen Schnipseln, die ihm die Zeichnungen in Erinnerung riefen, welche er auf Geheiß der Analytikerin anfertigen sollte. Für ihn war der Bleistift buchstäblich ›Frau Klein‹ ...«
Jeanne dankte der Nonne und legte auf. Francesca hatte also das mentale Bild eines autistischen Kindes inszeniert. Was stellte die von François Taine entwendete Statue dar? Ein Geheimnis, das mit dem Autismus des Mörders in Verbindung stand? Ein frühkindliches Trauma? Und wenn dies der Fall war, woher wusste die argentinische Künstlerin davon?
Jeanne versuchte sich an die Silhouette zu erinnern, die sie in den Flammen gesehen hatte. Sie sah lediglich einen kleinwüchsigen Alien mit brennenden Haaren, der mit François Taine kämpfte. Das bedeutete nichts.
Jeanne setzte ihre Besichtigung inmitten der Gerüche nach Ton und Farbe fort. Ruhig schlenderte sie durch dieses riesige Durcheinander. Das genaue Gegenteil der hektischen Nervosität vom Vortag, als sie die Wohnung von Antoine Féraud durchsucht hatte. Es war so, als würde die Abenddämmerung direkt auf ihre Stimmung abfärben und ihr Frieden und Heiterkeit einflößen.
Sie gewahrte einen Schreibtisch, genauer gesagt, eine Arbeitsplatte, auf der ein Computer, Farbtuben, Lappen, Spachtel und Bücher mit eingeklebten Seiten lagen. An der Wand daneben hatte Francesca Tercia alte Schwarzweißfotos, Skizzen und Polaroidaufnahmen von Partys mit Reißzwecken angeheftet.

Jeanne entdeckte eine Gruppenaufnahme, auf der ein Studentenjahrgang zu sehen war. Das Bild im DIN-A4-Format war alt. Intuitiv ahnte sie, dass es sich um einen Jahrgang der Universität von Buenos Aires handelte – im Studienfach bildende Kunst oder Paläoanthropologie. Die Augen zusammenkneifend, suchte sie Francesca. Die junge Frau stand in der letzten Reihe.
Ein auffälliges Detail: einer der Studenten, ein fröhlich wirkender junger Typ mit Lockenhaar, war mit einem Textmarker eingekreist, daneben standen die Worte *»Te quiero!«.* Jeanne ahnte, dass es nicht die Schrift Francescas war, sondern eher die des Spaßvogels, der ihr damals dieses Bild zugeschickt und damit seine Gefühle zum Ausdruck gebracht hatte ... Ein Bräutigam? Kurz fragte sie sich, ob dieser junge Mann nicht Joachim sein mochte ... Nein. Sie *sah* ihn nicht so. Vorsichtig löste sie das Foto von der Wand und drehte es um: »UBA, 1998.« »UBA« stand für »Universität Buenos Aires«. Sie steckte es in ihre Tasche.
Dann ging sie in den zweiten Stock hinauf, in dem sich die Wohnung befand. Sie betrat eine andere Welt. Pastellfarben und leichte Materialien – alles in perfekter Ordnung. Francesca, die leidenschaftliche Künstlerin, wurde hier zu einer gediegenen jungen Frau. Eine Frau, die sich vorgenommen hatte, in den nächsten Wochen bis auf fünfzig Kilo abzunehmen. Auf jedem Möbel klebten noch immer Zettel mit der Ziffer 50.
Jeanne brauchte nicht lange herumzustöbern, um zu erkennen, dass die Kripo alles mitgenommen hatte. Persönliche Papiere, intime Gegenstände. Es würde nichts bringen, hier weiterzusuchen. Im Übrigen wurde es allmählich dunkel. Es war schon nach neun.
Als sie die Treppe hinunterging, läutete ihr Handy.
»Jetzt weiß ich die Namen unserer Nachfolger«, sagte Reischenbach. »Der Pariser Ermittlungsrichter Tamayo übernimmt den Fall. Und Batiz, ein Kommissar bei der Mordkommission, wurde zum Leiter des Ermittlungsteams ernannt.«
»Tamayo ist ein Dummkopf. Sein Gehirn besteht aus zwei Nervenzellen, die ständig miteinander im Streit liegen.«
»Damit hat er immer noch eine mehr als Batiz. Die beiden werden so schnell nichts herausfinden.«
»Mist.«
»Warum beklagst du dich?«, fragte der Polizist. »Diese Knallköpfe lassen dir doch genügend Freiraum für deine eigenen Ermittlungen.«
»Ich ermittle nicht, ich stümpere herum. Sie verfügen über die notwendigen Mittel.«
»Gibt's Neuigkeiten?«
Jeanne dachte an die gestohlene Statue. Ein vernichtetes Beweisstück. Sie war sich sicher, dass Francesca Joachim kannte. Nichts Konkretes.
»Nein, und du?«
»Ich habe mich über Eduardo Manzarena erkundigt. Der Typ leitet die größte

private Blutbank in Managua. Eine echte Institution. Sie existierte schon während der Diktatur von Moussaka.«
»Du meinst: Somoza.«
»Ähm ... ja. In den siebziger Jahren bezahlte Manzarena die Bauern Nicaraguas für gespendetes Blut und verkaufte es mit Gewinn an die Nordamerikaner. Sein Spitzname lautete ›Vampir von Managua‹. Es gab Tote. Schließlich haben die Einwohner Managuas die Labore in Brand gesteckt. Offenbar eines der Ereignisse, die die Revolution von 1979 ausgelöst haben.«
Jeanne kannte diese Geschichte nicht, aber sie kannte die der sandinistischen Revolution. Es verblüffte sie, dass dieser Fall sie wieder in ein Land führte, das sie einst besucht und begeistert hatte.
»Als die Roten die Macht übernahmen ...«
»Die Sandinisten waren keine Kommunisten, sondern Sozialisten ...«
»Kurz und gut, Manzarena ist abgetaucht. Seither hat in Nicaragua eine Regierung die andere abgelöst, und als die Rechte erneut an die Macht kam, ist Manzarena wieder aufgetaucht. Heute leitet er die größte Blutbank in der Hauptstadt: Plasma Inc.«
Weshalb hatten François Taine und Antoine Féraud diesen Magnaten des Bluthandels angerufen? Was hatte Manzarena Nelly Barjac geschickt? Eine besondere Probe? Welche Verbindung bestand zwischen dem Vampir von Managua und Joachim? Stammten Vater und Sohn aus Nicaragua?
Jeanne verließ das Atelier, schloss hinter sich ab und ging zu ihrem Wagen.
»Hast du herausgefunden, wem der zweite Anruf Taines galt, der nach Argentinien ging?«
»Ja, aber es ist ziemlich rätselhaft. Es handelt sich um ein Institut für Agrarwissenschaft in einer Stadt im Nordwesten. Tocu... oder Tucu...«
»Tucumán, der Hauptort der gleichnamigen Provinz. Hast du dort angerufen?«
»Was soll ich ihnen sagen? Ich habe keine Ahnung, was dieses Institut mit der Geschichte zu tun haben könnte.«
»Gib mir die Nummern.«
»Kommt nicht in Frage, Jeanne. Wir waren uns einig, dass ich bis heute Abend weitermache. Morgen übergebe ich alles an Batiz und sein Team. Das geht mich nichts mehr an. Und dich auch nicht.«
Jeanne stieg in ihren Twingo ein.
»Gib mir die Nummer, Patrick. Ich spreche Spanisch. Ich kenne diese Länder. Das spart uns allen Zeit.«
»Tut mir leid, Jeanne. Ich kann diese Grenze nicht überschreiten.«
Jeanne biss die Zähne zusammen. Sie konnte Reischenbach bis zu einem gewissen Grad verstehen. Er hatte gute Arbeit geleistet.
»Okay, ruf mich heute Abend an, wenn's was Neues gibt. Ansonsten morgen früh.«
Sie verabschiedeten sich mit dürren Worten. Das Verhalten des Polizisten zeigte

ihr: Ab morgen würde niemand mehr mit ihr sprechen. Sie würde nichts mehr erfahren.
Während sie Richtung Porte de Montreuil fuhr, versuchte sie die Mosaiksteinchen zusammenzufügen. Drei Opfer. Eine Krankenpflegerin, eine Zytogenetikerin und eine Bildhauerin. Ein autistischer Mörder. Eine Blutbank in Nicaragua. Ein Institut für Agrarwissenschaft in Argentinien. Eine gestohlene Skulptur, die zweifellos ein Kind – und eine traumatische Szene – darstellte. Ein Psychiater, der nach Managua geflogen war ...
Man musste schon ein Genie sein, um diese Mosaiksteinchen zusammensetzen zu können. Dennoch glaubte Jeanne, dass sie auf der richtigen Fährte war. Im Geiste sah sie Managua vor sich, die Stadt, in der die Schlüssel zur Lösung des Falles lagen ...
Porte de Vincennes. Nation. Jeanne wurde schwindlig. Zehn Uhr. Den ganzen Tag über hatte sie nichts gegessen. Sie fuhr Richtung Gare de Lyon und von dort zur Stadtmitte.
Die Vernunft sagte, sie solle nach Hause fahren.
Weißer Reis, Kaffee, Mineralwasser und dann ins Bett.
Aber Jeanne hatte anderes im Sinn.

## 35

Die Gäste schlürften ihren Champagner auf dem Gehsteig der Rue de Seine, da die Galerie bei weitem nicht genügend Platz für alle Eingeladenen bot. Jeanne parkte ein Stück weiter weg. Der Tag endete mit einem glücklichen Zufall. Sie hatte den Experten für Felsmalereien angerufen, dessen Telefonnummer ihr Isabelle Vioti einige Stunden zuvor gegeben hatte. Der Mann, ein Galerist namens Jean-Pierre Fromental, veranstaltete ausgerechnet heute Abend eine Vernissage. Eine ausgezeichnete Gelegenheit, um ihm einen kleinen spätabendlichen Besuch abzustatten ...

Als sie aus ihrem Wagen stieg und ihre Kleider zurechtzupfte, schlüpfte sie mental in die Haut einer Pariserin, die zu einer Vernissage geht. Vorgeblich aus Interesse für die ausgestellten Kunstwerke, aber in Wirklichkeit vor allem mit dem Ziel, den Mann ihres Lebens zu finden.

Diese Rolle beherrschte sie mit traumwandlerischer Sicherheit.

Die Handtasche über die Schulter gehängt, bahnte sie sich einen Weg durch die Menge und betrat die Galerie. Nach dem, was sie sehen konnte – die Werke waren praktisch unsichtbar, so dicht war das Gedränge in dem kleinen Raum –, handelte es sich um afrikanische oder ozeanische Kunst.

Sie fragte sich, an wen sie sich wenden sollte, als ihr Blick auf eine junge Schwarze fiel, die direkt von einem Ausstellungspodest heruntergestiegen zu sein schien. Ihr Auftreten verriet eine gewisse Vertrautheit mit dem Ort. Bestimmt war sie die Assistentin von Fromental.

Jeanne fragte sie, wo der Gastgeber sei. Die junge Schwarze betrachtete sie voller Mitleid; ihre Miene schien sagen zu wollen: »Wer will schon mit einem solchen alten Knacker sprechen?« Die Schönheit der Frau war verblüffend. Ihr Gesicht hatte nichts Gekünsteltes, nur eine Anmut, eine Harmonie und eine Klarheit, die einem den Atem raubten. Zugleich natürlich und geheimnisvoll.

Sie winkte Jeanne, ihr zu folgen. Die beiden Frauen schlängelten sich zwischen den Gästen hindurch, bis sie die Tür zu einer Kammer erreichten, die die Afrikanerin öffnete, ohne anzuklopfen. Ein etwa sechzigjähriger Mann, der mit dem Rücken zu ihnen inmitten von Umzugskartons und Holzkisten stand.

Er sprach in sein Handy:

»*Aïcha?* Aber du weißt doch genau, dass ich sie rausgeschmissen habe, Minouchette. GEFEUERT! Wie du es von mir verlangt hast... Ich ... ja ... natürlich.«

Jeanne blickte die junge Schwarze an. Man musste kein Psychologe sein, um die Situation zu erfassen. Der Galerist drehte sich um und fuhr zusammen, als er die beiden Frauen entdeckte.

Er legte augenblicklich auf und sagte in flehendem Ton:

»Aïcha ...«
»Scher dich zum Teufel.«
Die schwarze Prinzessin verschwand. Fromental lächelte gezwungen und deutete eine Art Verbeugung gegenüber Jeanne an. Er wirkte wie der Prototyp des alternden Pariser Playboys: marineblaues zweireihiges Jackett, ein himmelblau gestreiftes Hemd der Marke Charvet mit weißem Kragen, Mokassins mit Quasten, das spärliche Haupthaar nach hinten gekämmt und ein sonnengebräuntes Gesicht – der typische Jachtsport-Teint.
»Guten Abend ...« Er hatte seine Selbstsicherheit und seine samtige, sehr tiefe Stimme wiedergefunden. »Wir kennen uns nicht, glaube ich. Interessiert Sie ein Exponat?« Jeanne war nicht in der Stimmung, lange um den heißen Brei herumzureden.
»Jeanne Korowa«, sagte sie und schwenkte ihren Amtsausweis,
»Ermittlungsrichterin am Landgericht Nanterre.«
Fromental war bestürzt:
»Aber ich habe die erforderlichen Zertifikate für die Werke. Ich ...«
»Darum geht es nicht. Ich zeige Ihnen Fotos. Sie sagen mir, was Sie davon halten. In zehn Minuten ist alles erledigt. Einverstanden?«
»Ich ...« Er schloss die Tür zur Kammer. »Gut, einverstanden ...«
Jeanne zog die Aufnahmen aus ihrer Tasche. Blutig rote Zeichen an den Wänden der Tatorte. Der Galerist setzte seine Brille auf und betrachtete die Fotos. Der Lärm hinter der Tür ließ nicht nach.
»Können Sie mir die Hintergründe erläutern?«
»Tatorte.«
Fromental blickte über seine Brille hinweg.
»Morde aus jüngster Vergangenheit?«
»Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Tut mir leid.«
Der Mann nickte. Seit dem Morgen überraschte es Jeanne immer wieder, mit welcher Gelassenheit ihre Gesprächspartner auf diese barbarischen Morde reagierten. War die Welt der Fiktion – Kino, Fernsehen, Romane – mit ihrer Flut von Gewalt dafür verantwortlich, dass sich alle an die entsetzlichste Grausamkeit gewöhnt hatten?
»Isabelle Vioti hat mir gesagt, dass Sie ein Experte für Felsmalerei sind und mir Informationen geben könnten.«
»Kennen Sie Isabelle Vioti?«
Dieser Gedanke schien ihn etwas zu beruhigen.
»Ich habe im Rahmen meiner Ermittlungen mit ihr gesprochen. Das ist alles.«
Der Galerist wandte sich wieder den Fotos zu.
»Ist das Blut?«
»Blut, Speichel, Kot und Pigment.«
»Was für ein Pigment?«

Jeanne fiel auf, dass sie dieser Spur noch überhaupt nicht nachgegangen war – sie hatte sie sogar völlig vergessen. Urucum. Eine aus Amazonien stammende Pflanze. Es war zweifellos nicht leicht, diese Pflanze in Paris aufzutreiben.
»Urucum. Eine Pflanze, die die Indianer Amazoniens benutzen, um ...«
»Ich weiß.«
Fromental schien jetzt völlig in dem aufzugehen, was er sah. Aus dem gealterten Playboy war mit einem Schlag ein Professor geworden.
»Könnten diese Zeichnungen Nachahmungen von Felsmalereien sein?«, fragte Jeanne.
»Natürlich.«
»Inwiefern?«
»Nun, da ist zunächst Urucum. Ein Pigment, das vergleichbar ist mit Ocker. Und Ocker war in der Jungsteinzeit ein sehr wichtiges Material. Er wurde zum Gerben verwendet, aber auch bei Bestattungen. Man weiß nicht genau, was seine Funktion war. Vielleicht wurde ihm eine magische Kraft zugeschrieben ... Es war auch eines der wichtigsten Pigmente, das für Höhlenzeichnungen verwendet wurde.«
»Was können Sie mir über diese Zeichnungen im Besonderen sagen? Gleichen sie bekannten Fresken?«
Der Mann schien unschlüssig.
»Mehr oder weniger. In einigen altsteinzeitlichen Höhlen finden sich ähnliche Strichmuster. Manche davon stellen geschlossene geometrische Figuren dar: Kreise, Ovale, Quadrate, Rechtecke, die häufig mit einem vertikalen Strich versehen sind. Dann wieder gibt es Striche mit oder ohne seitliche Ausdehnung, wie etwa X, Kreuze ... Ein wenig wie hier.«
Jeanne fiel auf, dass Fromental nacheinander die Jung- und die Altsteinzeit erwähnt hatte, zwischen denen mehrere Zehntausend Jahre liegen. Damit bestätigte er ihre Vermutung: Der Mörder vermengte alles, durchmischte die Jahrtausende, sei es aus Unkenntnis, sei es – und sie neigte dieser Alternative zu –, weil er sich selbst als eine Synthese dieser Epochen sah.
»Was bedeutete dies für die Frühmenschen?«
»Das weiß man nicht. Die Felsmalerei ist eine Kunst, die wir noch nicht entschlüsseln können. Eine Ausdrucksform, die noch immer auf ihren Champollion wartet.«
»Kommen wir auf die Maltechniken der Frühmenschen zurück. Wie gingen sie vor?«
Fromental setzte seine Brille ab und steckte sie in seine Jacke. Ihm schien klar zu sein, dass er hier um ausführliche Erläuterungen nicht herumkommen würde. Auf der anderen Seite der Tür war die Vernissage in vollem Gange, aber das störte ihn offenbar nicht. Vermutlich verdross es ihn viel mehr, dass Aïcha fortgegangen war.
»Beginnen wir bei den Anfängen«, hob er an. »Das Goldene Zeitalter der Felsmalerei beginnt vor etwa 40 000 Jahren und endet vor 10 000 Jahren. Es gibt

eine Vielzahl von Strömungen und Stilen, aber ich will die Dinge nicht unnötig kompliziert machen. Nur so viel: Diese Malereien wurden immer in Höhlen ausgeführt. Was recht merkwürdig ist.«
»Wieso?«
»Weil die Menschen damals nicht *in* den Höhlen lebten, sondern an den Höhleneingängen. Oder sie errichteten Tipis. Die Zeichnungen dagegen brachten sie immer an den Wänden von schmalen Stollen an, die schwer zugänglich waren. Sie schützten ihre Fresken. Vielleicht handelte es sich sogar um Kultstätten ... gewissermaßen natürliche Kathedralen.«
»Weiß man etwas über ihre Maltechnik?«
»Man hat Malwerkzeuge aus jener Zeit gefunden. Der Künstler arbeitete mit einem oder zwei Helfern, die die Pigmente, die Holzkohle und das Mangan für ihn vorbereiteten. Er stand auf einer Art Leiter. Den Malgriffel in der einen Hand, eine Talgfackel in der anderen.«
»Talg?«
Noch ein Detail, das sie ganz vergessen hatte. Die Talgspuren an den Tatorten.
»Der Künstler brauchte eine Lichtquelle, um seine ›Leinwand‹ zu beleuchten. Dazu benutzte er tierisches Fett.«
Der Mörder hatte sich während der Opferung wirklich wie ein Urmensch verhalten: Er hatte die gleichen Gesten ausgeführt, die gleichen Instrumente benutzt und sich höhlenartige Räume – moderne Tiefgaragen – als Tatorte ausgesucht.
»Was stellten diese Fresken hauptsächlich dar?«
»Vor allem Tiere.«
»Weiß man, wieso?«
»Nein. Um es noch einmal zu sagen: Uns fehlt der Schlüssel zur Deutung dieser Bilder. Einige glauben, die Cro-Magnon-Menschen hätten wilde Tiere als Gottheiten verehrt. Andere vermuten, die Fresken hätten lediglich dazu gedient, sich durch die Anrufung von Geistern das Jagdglück zu sichern. Wieder andere sehen darin sexuelle Symbole. Das Pferd stehe für den Mann, der Wisent für die Frau ... Aber es gibt Millionen von Malereien auf der ganzen Welt, und man kann alles Mögliche in sie hineininterpretieren. Für mich liegen die Dinge einfacher.«
»Nämlich?«
»Eine bloße Reportage. Die Homo sapiens sapiens stellten das dar, was sie tagtäglich sahen: Tiere. Das ist alles.«
»Klingt recht prosaisch.«
»Das kommt auf die dargestellten Tiere an.«
Fromental nahm ein Buch aus einem Bücherschrank, den Jeanne hinter den Umzugskartons nicht bemerkt hatte. Ohne zu zögern, setzte er wieder die Brille auf und schlug das Buch auf:
»In der Felsmalerei werden auch halb-tierische, halb-menschliche Geschöpfe dargestellt. Wie zum Beispiel dieses ...«

Mit dem Zeigefinger deutete er auf das Foto einer menschlichen Figur mit einem Rentiergeweih, einem wie bei Katzen zwischen den Beinen hängenden Geschlechtsteil und einem Pferdeschwanz.
»Oder diese Skulptur, die aus dem Stoßzahn eines Mammuts geschnitzt wurde ...«
Gerade hatte er das Bild einer kleinen Statue aufgeschlagen, die einen Menschen mit Löwenkopf darstellte.
»Auch eine Reportage?«, fragte Jeanne mit ironischem Unterton.
»Warum nicht?«, erwiderte Fromental ernst. »Stellen Sie sich einen Moment lang vor, diese Geschöpfe hätten in der Urzeit tatsächlich existiert. Schließlich sind die antiken Sagen keineswegs aus dem Nichts entsprungen. Die Figuren der griechischen Mythologie leiten sich möglicherweise von realen Personen ab, die Jahrtausende früher gelebt haben. Ist es nicht faszinierend, sich vorzustellen, dass diese Malereien gleichsam Fotos von einer längst vergangenen magischen Wirklichkeit sind? So findet sich beispielsweise in einer Höhle die Darstellung eines Mannes mit einem Wisentkopf, der auf einer Flöte oder einem Musikbogen zu spielen scheint. Er könnte das Vorbild eines Fauns oder des Gottes Pan sein. Wer sagt uns, dass ein solches Geschöpf niemals existierte?«
Der Galerist, auf dessen Stirn Schweißtropfen standen, glich mehr und mehr einem besessenen Wissenschaftler. Um ihn von seinem Trip herunterzuholen, beschloss Jeanne, ihn zu provozieren:
»Jetzt zeige ich Ihnen mal meine Kreaturen.«
Sie zog andere Fotos heraus. Zerstückelte, aufgeschlitzte, teilweise aufgefressene Mordopfer. Jeanne war überzeugt, dass Jean-Pierre Fromental den Anblick dieser Bilder gut verkraften könne. Tatsächlich zuckte er nicht mit der Wimper.
»Drei Opfer«, sagte Jeanne. »Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen diesen barbarischen Handlungen und prähistorischen Sitten und Gebräuchen?«
»Hat er sie aufgegessen?«
»Zum Teil. Aber ich suche vor allem nach Entsprechungen zwischen diesen Opferungen und den Riten der Frühmenschen. Sehen Sie welche?«
»Das sind Venusfiguren«, verkündete er im Brustton der Überzeugung.
»Venusfiguren? Was wollen Sie damit sagen?«
Fromental zog ein Taschentuch heraus und trocknete sich die Stirn ab.
»Als der Urmensch begann, die Natur zu beherrschen, sagte er sich, dass er seinerseits von höheren Mächten beherrscht wurde. Er hat begonnen, Götter und Geister zu verehren, die er nach seinem Ebenbild schuf. Die ersten Gottheiten waren daher Göttinnen. Primitive Venusfiguren mit schweren Brüsten und breiten Hüften – Merkmalen, die mit Fruchtbarkeit in Verbindung stehen. Und auch gesichtslose Frauen. Wir haben viele Statuetten gefunden. Diese Göttinnen haben keine individuellen Züge. Es sind ... Typen. Ich glaube, dass der Mörder, den Sie suchen, den gleichen Effekt anstrebte, indem er seine Opfer entstellte.«
Jeanne betrachtete nun ihrerseits die Aufnahmen. Sie war noch nicht auf diese Idee

gekommen, aber Fromental hatte recht. Die Verstümmelungen der Gesichter waren vielleicht nicht nur auf einen plötzlichen Gewaltausbruch zurückzuführen. Der Mörder hatte seinen Opfern alle persönlichen Züge genommen.
Hatte er sie paradoxerweise so zu Göttinnen gemacht?
»Es gibt auch die Rhombusregel«, fuhr Fromental fort.
»Was meinen Sie damit?«
Der Experte fuhr die Umrisse der Leichen mit seinem Zeigefinger nach.
»Die Konturen der Mordopfer sind in grober Näherung rautenförmig. Ein eher kleiner Kopf. Ausladende Brüste und Hintern. Kurze Beine ... Diese Körper erinnern in frappierender Weise an die berühmten Figurinen archaischer Fruchtbarkeitsgöttinnen. Ich könnte Ihnen noch andere Fotos zeigen ...«
Ihr kam eine seltsame Erinnerung. Die ironische Stimme von François Taine im Restaurant: *Männer mögen pummelige Frauen.*
»Welche Kräfte besaßen diese Göttinnen?«
»Natürlich Fruchtbarkeit. Als die Urmenschen sich des Todes in seiner ganzen Schrecklichkeit bewusst wurden, richteten sie alle ihre Hoffnungen auf die Geburt und auf die Frau.«
Jeanne wusste genug darüber. In dieser Geschichte drehte sich alles um die Fruchtbarkeit, den Kannibalismus, das Fruchtwasser und die Wahl wohlgerundeter Opfer ...
Die Tür der Kammer ging auf. Aïcha stand auf der Schwelle, die Hände in den Hüften.
»Noch immer mit dem Herzchen beschäftigt?«
Fromental schien den Sarkasmus zu überhören, so glücklich war er, seine Prinzessin wiederzusehen. Sie breitete die Arme aus. Jeanne nutzte die Gelegenheit, um aus der Kammer zu schlüpfen und kräftig durchzuatmen.

## 36

»Hab ich dich geweckt?«
»Weißt du, wie spät es ist?«
»Ich wollte mich von dir verabschieden.«
»Du verreist?«
»Ich fliege nach Managua in Nicaragua.«
Reischenbach schnaubte am anderen Ende der Leitung.
»Glaubst du, den Mörder dort zu finden?«
»Den Mörder und sein Motiv.«
»Bloß weil Taine und dein Psychiater denselben Kerl angerufen haben?«
»Nicht nur deshalb. Nelly Barjac hat fünf Tage vor ihrem Tod einen Brief oder ein Paket von Manzarena erhalten.«
»Was war da drin?«
»Ich weiß es nicht genau. Blutproben, glaube ich.«
»Ist das alles?«
»Nein. Erinnere dich, dass auch mein Psychiater, Antoine Féraud, nach Managua geflogen ist. Zuerst habe ich geglaubt, er wolle vor dem Mörder, dem Sohn seines Patienten, fliehen. Aber das Gegenteil ist der Fall: Er verfolgt ihn. Aus irgendeinem Grund wusste er, dass er sich nach Managua begeben musste. Er hat beschlossen, dorthin zu fliegen, um ihn davon abzuhalten, ein weiteres Mal zuzuschlagen. Es gibt sogar Anhaltspunkte dafür, dass er einen Vorsprung vor ihm hat.«
»Wer ist deiner Meinung nach das nächste Opfer? Manzarena?«
»Gut möglich.«
»Weshalb?«
»Ich weiß es nicht. Ich habe den Eindruck, dass es in dieser ganzen Sache irgendwie um Blut geht. Verseuchtes Blut. Oder irgendwas Ungewöhnliches, woran ich noch gar nicht gedacht habe.«
»Das klingt nach einem Roman.«
»Wir werden ja sehen.«
»Weshalb rufst du mich wirklich an?«
»Wegen der Nummern. Gib mir die Handynummer von Manzarena. Und die Telefonnummer des Instituts in Tucumán, Argentinien.«
»Fängst du schon wieder damit an? Ich habe sie nicht mehr. Du kannst sie selbst herausfinden.«
»Ein Handy in Managua mit einer geschützten Nummer?«
»Du kennst den Namen der Blutbank. Und was das Institut für Agrarwissenschaft anlangt, wird es in der Stadt wohl keine Unzahl davon geben. Lass dir was einfallen.«
Jeanne hatte mit dieser Antwort gerechnet.

»Ich möchte, dass wir in Kontakt bleiben«, sagte sie zum Schluss.
Reischenbach schnaufte ein weiteres Mal und meinte dann in freundlicherem Ton: »Ich habe meine Akte an Batiz abgegeben. Sie werden mit den Ermittlungen von vorn anfangen. Das heißt, sie werden die Telefonate von Taine zurückverfolgen. Wie wir es gemacht haben. Und dann werden sie denselben Spuren nachgehen wie wir.«
»Sie werden sich an die offiziellen Dienstwege halten und erst einmal den Verbindungsoffizier für Mittelamerika und den für Argentinien kontaktieren. Der Mörder wird genug Zeit haben, eine ganze Armee umzubringen, bevor sie auch nur die kleinste Information auf ihre Anfragen bekommen.«
»Da kann man nichts machen.«
»Man vielleicht nicht, ich aber schon. Ich ruf dich von dort an.«
»Viel Glück.«
In ihrem Wohnzimmer sitzend, schaltete Jeanne ihr Notebook an und loggte sich bei der Fluggesellschaft Iberia ein. Als sie das Ticket auf Spanisch buchte, lief ihr ein wohliges Prickeln über den Rücken. Wie lange hatte sie diese Sprache, die sie so sehr liebte, nicht mehr gesprochen?
Sie erwischte den letzten freien Platz für den Flug IB 6347 am nächsten Morgen nach Madrid. Ankunft 12.40 Uhr. Weiterflug nach Managua um 15.10 Uhr. Dauer: sieben Stunden. Aufgrund der Zeitverschiebung würde sie dort am frühen Nachmittag landen. Wieder durchrieselte sie ein Schauder. Sie konnte es nicht glauben.
Bevor sie das elektronische Ticket ausdruckte, musste sie die eingegebenen persönlichen Daten bestätigen. Name. Vornamen. Geburtsdatum. Adresse in Paris. Zielflughafen. Abflugzeit. Nummer ihrer Kreditkarte ...
Die Software stellte ihr ein letztes Mal die Frage: Sind Sie sicher, dass Sie nur einen Hinflug nach Managua buchen möchten?
Jeanne wollte gerade das »Ja«-Feld anklicken, als sie mitten in der Bewegung innehielt. Im Zeitraffer sah sie noch einmal die beiden letzten Wochen vor sich ablaufen. Thomas. Die Abhörmaßnahmen. Die geopferten Fruchtbarkeitsgöttinnen. Wie sie sich in Féraud verknallt hatte. Der Brand in Taines Wohnung. Die Konfrontation mit Joachim. Ihre fieberhaften Recherchen auf der Spur einer diabolischen Dreifaltigkeit. Vater, Sohn und Geist des Bösen ...
Jeanne klickte auf »Ja« und versetzte sich in die Zukunft.
Sie würde sich mit Manzarena in Verbindung setzen. Féraud finden, bevor ihn *die anderen* fanden. Ihn beschützen, ohne dass er etwas davon ahnte. Dann Joachim und seinen Vater aufspüren, bevor es zu weiterem Blutvergießen kam. Mittlerweile war sie fest davon überzeugt, dass die beiden ebenfalls nach Nicaragua geflogen waren.
Sie schickte ihrer Assistentin Claire eine E-Mail mit Anweisungen. Schließlich loggte sie sich aus und trocknete sich das Gesicht ab. Selbst mitten in der Nacht

ließ die Hitze nicht nach. Noch nie hatte sie den Sommer so gehasst.
Dann packte sie ihre Reisetasche, ohne die geringste Müdigkeit zu spüren. Sie dachte an den Gerichtspräsidenten, der sie gern in sein Bett gezerrt und gleichzeitig aus dem Landgericht verbannt hätte. An Reischenbach, der sie mochte, aber gern in einen Schrank eingesperrt hätte, bis die Sache »ernsthaft« – sprich: von Männern – geregelt worden war. An François Taine, den armen François, der die Mordserie dazu benutzt hatte, sie anzumachen ...
Jeanne musste an die Worte von Rosa Luxemburg denken, dem Idol ihrer Jugend: »Freiheit ist immer Freiheit des Andersdenkenden.«
Sie lächelte.
Nun war sie ein freier Mensch unter anderen. Ob es diesen Herren gefiel oder nicht.

## *II.*
## *Das Kind*

## 37

Das Antlitz Christi auf der Rückseite eines Busses.
Das erste Bild von Managua oder vielmehr seiner Vororte. Ein Chaos aus Chrom, Hupen, Sonne und Reklametafeln ... Jeanne hatte den Eindruck, durch ein riesiges Gewerbegebiet zu fahren. Marken, Geschäfte, wieder Marken, Logos, Busse, Taxis, Geländewagen, Pritschenwagen ... Und überall wehte die nicaraguanische Fahne, weiß und himmelblau. Sie strahlte eine Leichtigkeit und Anmut aus, die man ungeachtet des ganzen Getöses spüren konnte ...
In ihrem Taxi kämpfte Jeanne mit dem Jetlag. Es war 14.00 Uhr in Managua, aber 21.00 Uhr nach ihrer inneren Uhr. Ihr Körper war noch auf die Pariser Zeit eingestellt, und die gleißende Helligkeit empfand sie als eine regelrechte Folter.
Im Stadtzentrum war es ruhiger. Managua ist eine weiträumige, ebene, wie von der Sonne gebrannte Stadt, die nicht ein einziges mehrgeschossiges Gebäude besitzt – die Bewohner leben in der ständigen Angst vor Zyklonen und Erdbeben. Die von dichtem Wald gesäumten breiten Avenidas wirken wie Schneisen durch einen Dschungel, der in Wirklichkeit künstlich angelegt ist.
Zu dieser gefälligen landschaftlichen Einbettung passt das Lächeln der Bewohner, kleiner kupferfarbener Menschen. Unvorstellbar, dass dieses Land Schauplatz der schlimmsten Gewalttätigkeiten des ausgehenden 20. Jahrhunderts gewesen ist. Diktatur, Revolution, Gegenrevolution, vermischt in einem unentwirrbaren Räderwerk des Todes und der Grausamkeit.
Der Fahrer fragte sie, wo genau sie hinwolle. Sie antwortete aufs Geratwohl:
»Hotel Intercontinental.«
»Das neue oder das alte?«
Jeanne wusste nicht, dass es zwei gab.
»Das neue.«
Wenn man schon mal einen auf Luxus machte, dann gründlich. Der Mann erging sich in langwierigen Erläuterungen. Das alte Intercontinental, das Metrocento, befinde sich am Ufer des Sees. Zu Zeiten der »revolución« sei es die Hochburg der Journalisten gewesen. *El nuevo* befinde sich im Stadtzentrum, in der Nähe des Tiscapa-Parks. Dort stiegen vor allem Geschäftsleute ab. Die beiden Hotels würden ein Schlaglicht auf die Entwicklung der Stadt werfen.
»Managua erlebt einen Boom!«
Jeanne hörte nicht zu. Sich hinter ihrer Sonnenbrille versteckend, betrachtete sie die Stadt, ihre Avenidas, ihre Palmen, ihre rosa verputzten Gebäude, ihre Schülerinnen in weiß-grauen Uniformen. Ihre bemalten Mauern, die etwas Inspirierendes hatten. Die wie ein Bunker auf erobertem Gebiet erbaute amerikanische Botschaft, die kein besonders starkes Selbstbewusstsein auszustrahlen schien ...
Erinnerungen überwältigten sie. Ihre große Reise durch Lateinamerika hatte in

diesem Land begonnen. Damals hörte sie ununterbrochen das legendäre Album von The Clash, *Sandinista!* – eine Platte, die sie ihrer Mutter stibitzt hatte. Die britischen *rude boys* hatten diesen Titel als Hommage an Nicaragua und die sandinistische Revolution gewählt. Als sie, mit Walkman-Knopflautsprechern im Ohr, eingetroffen war, erwartete sie, das Paradies des Sozialismus zu entdecken, obwohl die Sandinisten 1990 abgewählt worden waren. Seit dem Sturz der Diktatur hatte sich offenbar manches verbessert. Doch dem scheidenden Präsidenten Arnoldo Alemán warf man vor, Gelder in Höhe von fast sechzig Prozent des Bruttoinlandsprodukts veruntreut zu haben. Und was den legendären Anführer der Sandinisten, Daniel Ortega, betraf, so wurde er der Vergewaltigung seiner Stieftochter bezichtigt ... Jeanne hatte sich durch den bitteren Geschmack der Wirklichkeit nicht aus der Fassung bringen lassen. Sie hatte einfach die Musik der *Magnificent Seven* lauter gestellt und das Land bereist, den Kopf voller Utopien.
Das Taxi hielt. Das Intercontinental war Luxus und Unpersönlichkeit in höchster Vollendung. Sie fand hier den gesichtslosen, gleichförmigen Charakter großer Hotelketten wieder, der einerseits etwas Beruhigendes und Vertrautes hatte, aber andererseits jedes Gefühl von Exotik und Abwechslung erstickte. Wohin man auch kommt, man besucht überall das gleiche Land ... Wenigstens hatten die Architekten hier einige hispanische Akzente gesetzt. Kastilische Verzierungen. Maurische Fliesen. Stuckierte Brunnen. Aber all dies änderte nichts daran, dass sie sich in einer Bastion des Standard-Tourismus befand. Ein untrügliches Anzeichen: Jeanne schlotterte in der eisigen Luft, die aus der hochgeregelten Klimaanlage blies.
Ihr Zimmer hatte die gleiche Atmosphäre: weiß, steril, komfortabel. Nicht die geringste individuelle Note. Jeanne ging unter die Dusche. Schaltete ihr Handy ein. Eine Stimme teilte ihr auf Spanisch mit, dass sie jetzt bei einem anderen Anbieter war. Sie lächelte. Dieses kleine Detail verdeutlichte die Lage, in der sie sich befand: Sie hatte wirklich die Grenze überschritten. Keine neue Nachricht.
Der Telefonist des Hotels verband sie mit der Blutbank Plasma Inc. Es hieß, Eduardo Manzarena sei nicht da, man erwarte ihn am späten Nachmittag. Jeanne legte auf, um gleich bei der Rezeption anzurufen und nach einer Liste mit den zwanzig besten Hotels der Stadt zu fragen. Antoine Féraud war mit Sicherheit in einem davon abgestiegen.
Sie fühlte sich besser. Die Dusche, die aufbereitete Luft, das Spanischsprechen – die Wörter und der Akzent waren ihr mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit über die Lippen gekommen. Als man ihr die Liste gebracht hatte, begann sie, ein Hotel nach dem anderen anzurufen. Die Recherchen dauerten über eine halbe Stunde. *Nada.* Féraud wohnte irgendwo anders. Bei Freunden? Oder er hatte einen falschen Namen angegeben – aber warum sollte er das tun? Fürchtete er Joachim? Fühlte er sich verfolgt?
15.00 Uhr. Sie hielt auf ihrem Mac einige Gedanken fest, die ihr während des Fluges gekommen waren – obwohl sie die sieben Stunden zum größten Teil

verschlafen hatte, waren ihr doch noch ein paar Details eingefallen, die sie abklären wollte ... Dann griff sie nach ihrer Jacke und ihrer Tasche und beschloss, einige Dinge zu erledigen, bevor sie an die Tür des Büros von Manzarena klopfen würde. Sie hatte zwei Pläne im Kopf.
Zuerst wollte sie die grenzüberschreitende Solidarität zwischen Richtern testen. Dann wollte sie einen Abstecher in das Archiv von *La Prensa* machen, der größten Tageszeitung Nicaraguas, um Hintergrundinformationen über die Geschichte und das Profil des »Vampirs von Managua« zu sammeln.

## 38

Das Gericht – *Los Juzgados* – lag im Südwesten der Stadt, unweit des Viertels La Esperanza. Das Gebäude stand eingeklemmt zwischen einem Gemüsemarkt und einem Busparkplatz. Gerüche von verfaultem Obst, gebratenem Fleisch und Benzin hingen in der Luft. Jeanne bezahlte den Taxifahrer und ging in die überdachten Gässchen hinein, ein schattiges Labyrinth mit Wassermelonen, Bananen, fliegenden Händlern, Schuhputzern, Streichholzverkäufern ...

Das Gerichtsgebäude sah nicht sehr einladend aus. Ein Klotz aus Betonfertigteilen, gesichert von baufälligen Gittern und verschlafenen Wachposten. Hängematten waren zwischen Bäumen aufgespannt. Polizeifahrzeuge schmorten in der Sonne. Hier herrschte eine seltsame Atmosphäre, die typisch für Mittelamerika war, halb nachsichtig und locker, halb militärischbedrohlich ... Entlang des Eisengitters zog sich eine endlose Schlange wartender Menschen hin – nicaraguanische Bauern, die mit ihren Unterlagen, ihren Sandwiches und ihren Kindern scheinbar gleichmütig in der Glut ausharrten.

Jeanne drängte sich auf gut Glück vor und schwenkte ihren Amtsausweis vor den Wachposten. Der Bluff gelang. Zumindest am ersten Portal. Ihre Stärke waren ihre guten Spanischkenntnisse. Sie sprach es nicht nur flüssig, sondern auch mit dem lokalen Akzent. Die Soldaten waren beeindruckt von dieser großen rothaarigen Französin, die ihren Jargon beherrschte, als würde sie in einem benachbarten *barrio* wohnen. Ein blauer Stempel auf der Hand sollte ihre alle Türen öffnen.

Im Innern setzte sich das Gedränge mit verminderter Kraft fort. Die *funcionarios* schlenderten umher, Formulare in den Händen. Die Besucher suchten nach der richtigen Tür. Die Soldaten schienen mit ihrem eigenen Schweiß an die Wand geklebt zu sein. Das Gebäude selbst schwankte in seinen Fundamenten. Zur Gänze aus brüchigem Material erbaut, schien es auf das nächste Erdbeben zu warten, um dann wiederaufgebaut zu werden.

Endlich fand Jeanne das Büro des Richters. Sie war schweißgebadet. Einige wenige Ventilatoren konnten nichts gegen die übermächtige Hitze ausrichten. Ein Soldat stand Wache. Jeanne überreichte der Gerichtsschreiberin ihren Pass und ihren französischen Richterausweis und ersuchte darum, von Eva Arias, die den Bereitschaftsdienst versah, in einer dringenden Sache empfangen zu werden.

Man ließ sie warten. Lange. Durch die einen Spalt breit offene Tür sah sie die Menschenmenge, die sich in den Räumen drängte. Vor dem Hintergrund des Stimmengewirrs klackerten angeschlagene Computertasten wie Holzschuhe. Soldaten versuchten, die Massen zu bändigen. All dies glich der tropischen Version eines Schlussverkaufs bei den Galeries Lafayette.

»Señora Korowa?«

Jeanne, die auf einer Bank saß, hob den Blick. Hob ihn noch ein Stück weiter. Die

vor ihr stehende Frau durfte gut und gern eins achtzig groß sein.
»*Soy Eva Arias*«, fuhr die Frau fort und begrüßte sie mit einem kräftigen Händedruck.
Sie folgte der Hünin in ihr Büro. Während sich die Richterin hinsetzte, musterte Jeanne sie eingehend. Möbelpackerschultern. Athletenarme. Ein Gesicht, das die indianische Abstammung verriet. Hohe Backenknochen. Adlernase. Mandelaugen. In der Mitte gescheiteltes, glänzendes, schwarzes Haar, das zu Zöpfen geflochten war. Und ein völlig undurchdringliches Gesicht.
Jeanne stellte sich vor. Erklärte den Grund ihres Besuchs in Managua. Im Rahmen strafrechtlicher Ermittlungen, die in Frankreich geführt würden – einer Mordserie –, suche sie einen alten Mann und dessen Sohn, die zweifellos nicaraguanischer Abstammung und in diese Verbrechen verwickelt seien. Sie kenne lediglich den Vornamen des Sohnes und vermute, dass sie in den letzten Tagen in Managua eingetroffen seien.
Mit Rücksicht auf Jeannes ausländischen Pass und die weite Reise, die sie hinter sich hatte, hörte ihr Eva Arias geduldig zu, ohne die leiseste Regung zu zeigen. Während Jeanne sprach, versuchte sie die Frau einzuschätzen. Eine Richterin, die nicht mit sich spaßen ließ. Eine Indiofrau, die ihre Karriere der Alphabetisierungskampagne der Sandinisten in den achtziger Jahren verdankte. Eva Arias war eine derjenigen, die wegen ihrer Herkunft aus einfachen Verhältnissen auch »Barfüßer-Richter« genannt wurden. Eine der Richterinnen, die nicht davor zurückgeschreckt waren, gegen den Staatspräsidenten Arnoldo Alemán und seine ganze Familie vorzugehen, als sich das ganze Ausmaß ihrer Korruption zeigte ...
Jeanne verstummte. Die Stille in dem Büro wurde schwerer, lastender. Sie spürte die pulsierende Kraft der Richterin.
Schließlich fragte diese mit ernster, bedächtiger Stimme:
»Was wollen Sie von mir?«
»Ich dachte ... Nun, ich denke, dass Sie mir helfen können, sie aufzuspüren.«
»Sie haben keine Namen, nicht einmal ein anderes Indiz, um sie zu identifizieren.«
Jeanne dachte an Antoine Féraud – er kannte den Familiennamen des Vaters. Sollte sie ihn erwähnen? Die Vorstellung, dass Féraud zur Fahndung ausgeschrieben würde, als ob er der Täter wäre, missfiel ihr.
»Verschiedene Indizien deuten darauf hin, dass besagter Joachim der Mann ist, der die Morde, von denen ich Ihnen erzählt habe, begangen hat.«
»Und?«
»Wenn dieser Mann tatsächlich nicaraguanischer Abstammung ist, hat er vielleicht vor Jahren auch schon hier in Managua zugeschlagen.«
»Wann?«
»Joachim ist fünfunddreißig. Meines Erachtens hat er als Heranwachsender mit dem Morden begonnen. Er hat eine ganz besondere Vorgehensweise. Man müsste im Archiv die Akten der ungelösten Mordfälle der letzten zwanzig Jahre aufstöbern

und ...«
»Ich habe den Eindruck, dass Sie die Geschichte unseres Landes nicht besonders gut kennen.«
»Ich kenne sie. Ich kann mir durchaus denken, dass die Umstände in den achtziger Jahren der sorgfältigen Aufklärung von Verbrechen nicht gerade förderlich waren.«
»Die Massenmörder waren gerade aus den Regierungsämtern vertrieben worden. Wir sind eine junge Demokratie, Madame. Ein Land, das sich im Aufbau befindet.«
»Ich weiß das alles. Aber wir haben es hier nicht mit einem gewöhnlichen Mörder zu tun, sondern mit einem kannibalistischen Mörder. Es müssen sich noch Spuren von ihm finden. Auf Polizeiwachen, in Gerichtsarchiven oder auch in der Erinnerung von Menschen.«
Eva Arias legte die Hände flach auf ihren Schreibtisch.
»Sie scheinen zu glauben, dass die Mörder bei uns grausamer sind als in Ihren zivilisierten Ländern.«
Jeanne fand sich plötzlich auf dem heiklen Terrain nationaler Empfindlichkeiten wieder.
»Ich denke das Gegenteil, *señora jueza*. Der Mörder, den ich suche, ist so barbarisch, dass sich seine Taten ins Gedächtnis der Menschen eingegraben haben müssen, selbst mitten in der Revolution. Ich werde Ihnen die Fotos von den Tatorten zeigen. Die Morde in Paris sind unbegreiflich und von einer bestialischen Grausamkeit.«
»Glauben Sie, dass der von Ihnen gesuchte Mörder ein Indio ist?«
»Keineswegs, *señora*.«
»Nennen Sie mich Eva, schließlich sind wir Kolleginnen.«
»Eva, sehr gut. Ich möchte Ihnen etwas Persönliches anvertrauen. Nachdem ich die Nationale Richterakademie in Frankreich absolviert hatte, beschloss ich, aus Liebe zur hispanischen Kultur Mittel- und Südamerika zu bereisen. Sie hören mein Spanisch. Ich habe über ein Jahr in Lateinamerika verbracht. Ich habe die meisten der bedeutenden Schriftsteller Ihrer Kultur gelesen. Ich versichere Ihnen, dass ich keinerlei Vorurteile gegen die Völker Lateinamerikas hege.«
Eva Arias schwieg. Das Schweigen und die Hitze vereinigten sich zu einer drückenden Last, die immer schwerer wurde und das Atmen mühsam machte. Jeanne fragte sich, ob sie nicht in ein weiteres Fettnäpfchen getreten war. Ein Loblied auf die hispanische Kultur war gegenüber einer Ureinwohnerin Nicaraguas vielleicht fehl am Platz. Das war ungefähr so, als hätte man in einem Indianerreservat in Dakota ein Loblied auf Mark Twain angestimmt.
»In welchem Hotel sind Sie abgestiegen?«, fragte die Indianerin in liebenswürdigerem Ton.
»Im Intercontinental.«
»Welchem?«
»Dem neuen. Das wird mich ein Monatsgehalt kosten.«

Unvermittelt wich der undurchdringliche Gesichtsausdruck der Indiofrau einem Lächeln. Das Mienenspiel von Eva Arias hatte etwas Unberechenbares. Man wusste nie, was einen erwartete.
»Ich werde einige Telefonate führen. Das wird nicht leicht sein. Nach der sandinistischen Revolution wurden alle Richter ausgewechselt. Im Übrigen werden die Archive nichts hergeben. Sämtliche Akten aus der Zeit vor der Revolution sind verloren gegangen oder wurden vernichtet – oftmals von den Richtern selbst. Und was die Jahre der Revolution betrifft, ist es sogar noch einfacher: Da existieren überhaupt keine schriftlichen Aufzeichnungen.«
»Und was machen wir jetzt?«
»Ich denke an die Journalisten. Ich kenne einige alte Füchse, die alles mitgekriegt haben. Falls es einen kannibalistischen Mord gegeben hat, werden sie sich daran erinnern, selbst wenn er im entlegensten Winkel des Dschungels passiert sein sollte.«
Jeanne stand auf und bedankte sich bei der Richterin. Ohne Überschwang: Sie wollte sich an den Gleichmut der Indiofrau anpassen. Als sie Eva Arias verließ, empfand sie leichte Gewissensbisse. Sie hatte ihr gegenüber nicht mit offenen Karten gespielt. Sie hatte den Namen von Eduardo Manzarena verschwiegen. Denn sie wollte einen gewissen Vorsprung vor der Justiz Nicaraguas behalten.

## 39

16.00 Uhr.
Sie rief ein weiteres Mal bei Plasma Inc. an.
Eduardo Manzarena war noch immer nicht da. Jeanne beschloss, erst einmal bei *La Prensa* zu recherchieren. Die Klimaanlage des Taxis verschaffte ihr behagliche Kühlung. Das Redaktionsgebäude der Zeitung befand sich am anderen Ende der Stadt. Alle Zeit der Welt also, um die vorbeiziehenden Kulissen der Hauptstadt eingehend zu mustern.
Es herrschte dichter Verkehr. Und an den roten Ampeln schlängelten sich fliegende Händler zwischen den Autos hindurch, um alles Mögliche – Zuckerwatte, Hunde, Hängematten, Zigaretten, Papiertaschentücher – feilzubieten. Jeanne bemerkte die jungen Frauen, die auf den Gehsteigen entlangschlenderten. Straffe Haarknoten. Ovales Gesicht. Jeans mit Schlag. Die einzige persönliche Note war die Farbe des Bustiers: türkis, rosa, lindgrün, sonnenblumengelb ... Unwillkürlich beneidete Jeanne sie um ihre zugleich dunkle und strahlende Schönheit, um ihre Jugend und ihre innige Verbundenheit mit der Erde, der Luft und dem Himmel. Und auch um ihre Ähnlichkeit – bereitwillig, ohne Konkurrenzneid schienen sie ein geheimes Verjüngungselixier miteinander zu teilen.
Aber Jeanne spürte zugleich etwas Düsteres. Die Last der Vergangenheit. Das Lächeln und die Freundlichkeit konnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Bevölkerung noch immer unter den Folgen der gewalttätigen Auseinandersetzungen des letzten Jahrhunderts litt. Das vergossene Blut ließ den Menschen keine Ruhe. Eine Art permanente Totenwache zehrte sie auf. Dreihundert Jahre amerikanische Ausbeutung. Vierzig Jahre blutige Diktatur. Eine Revolution. Eine Gegenrevolution. All dies, um in einer allgegenwärtigen, versteckten, chronischen Korruption zu versinken. Nicht gerade ein Grund, um optimistisch zu sein.
Der Sitz von *La Prensa* war ein seelenloser Betonklotz, aber das Archiv befand sich in einem pittoresken Nebengebäude mit einem kleinen blumengeschmückten Innenhof und Stuckverzierungen. Die alten Ausgaben waren auf Mikrofilmen gespeichert – sie musste sich also nicht durch Altpapier wühlen. Jeanne erkundigte sich zunächst bei der Leiterin des Archivs, einem wandelnden Lexikon, wie sie bei ihren Recherchen am besten vorgehen solle. Aus dem Gedächtnis nannte ihr die Angestellte die Jahrgänge, die sie vordringlich durchschauen solle. Die Jahre, in denen Eduardo Manzarena, der Vampir von Managua, nach Belieben schalten und walten konnte.
Beim Durchsehen der Filmspulen zog ein großer Teil der neueren Geschichte Nicaraguas an Jeannes Augen vorüber. Sie kannte sie bereits. Die Tradition der »Bananenrepubliken« – man nannte sie so, weil der Export tropischer Früchte aus

den Ländern Mittelamerikas vollkommen von den Vereinigten Staaten kontrolliert wurde. Wie die meisten Leute, die politisch links stehen, hasste auch Jeanne die USA. Es war eine ebenso grundsätzliche wie willkürliche und irrationale Abneigung. Dieses Land stand für alles, was sie verabscheute: imperialistische Gewalt, Konsumwahn, ein auf materiellen Erfolg verkürzter Begriff von persönlicher Freiheit und vor allem die radikale Unterdrückung der Schwachen und der Minderheiten. Nicht zufrieden mit dem Genozid an den nordamerikanischen Indianern, hatten die Vereinigten Staaten auch die schlimmsten Diktaturen Mittel- und Südamerikas finanziert.

Mit einer Wut, zu der sich eine befremdliche Lust gesellte, frischte Jeanne durch die Lektüre einiger Artikel ihr Gedächtnis auf. Die blutrünstige Schreckensherrschaft von Anastasio Somoza Debayle, Erbe einer langen Ahnenreihe von Verbrechern – Morde, Folterungen, Vergewaltigungen, Raub. Auf die Fragen von Journalisten nach seinem Vermögen hatte der Despot einmal geantwortet: »Soweit ich weiß, besitze ich nur ein Grundstück. Es heißt Nicaragua.« Dann die sandinistische Revolution im Namen der Alphabetisierung, einer gerechteren Verteilung von Grund und Boden und der Anerkennung der Bauern. Endlich Hoffnung. Dann die Gegenrevolution, die Ronald Reagan mit Erlösen aus Waffengeschäften mit dem Iran finanzierte ... Gräuel über Gräuel. Heute hatte sich die Lage stabilisiert. Aber an den chronischen Missständen des Landes hatte sich nichts geändert ...

Eduardo Manzarena war ein hervorragendes Beispiel dafür.

Der gebürtige Kubaner hatte in den siebziger Jahren den Grundstock seines Reichtums gelegt. Der Geschäftsmann, ein ausgebildeter Hämatologe, der in Miami im Exil lebte, hatte eine Marktlücke in den USA entdeckt: das Geschäft mit Blutkonserven. Der Vietnamkrieg hatte gezeigt, wie wichtig Blutkonserven im Konfliktfall sind. Die Vereinigten Staaten hatten aber nicht genügend Vorräte. Wo ließ sich diese Mangelware finden? In den armen Ländern. Im Jahr 1972, unmittelbar nach dem Erdbeben, hatte sich Manzarena in Managua niedergelassen und die erste private Blutbank eröffnet. Binnen weniger Jahre hatte sich sein Geschäft glänzend entwickelt; sein Zentrum allein produzierte mehr Blutkonserven als die anderen Lieferländer der USA: Haiti, Brasilien, Belize, Kolumbien ... Im Jahr 1974 lieferte Plasma Inc. 20 000 Liter Blut pro Monat, was einem Marktanteil von zehn Prozent entsprach.

Die Kehrseite von Manzarenas Reichtum war das Elend der Blutspender, der verarmten Bauern, die einen Liter Blut pro Woche verkauften, ohne ihrem Körper die Zeit zu lassen, sich zu regenerieren. Infolgedessen waren mehrere Menschen in den Räumen der Blutbank gestorben. Die Gemüter hatten sich erhitzt. Plasma Inc. war zum Symbol der menschenverachtenden Ausbeutung durch die Diktatur geworden. An einem Tag des Jahres 1978 hatte sich der Zorn entladen; das Volk hatte die Blutbank in Brand gesteckt. Daraufhin war der Funke der Revolte auf das

ganze Land übergesprungen, und die sandinistische Revolution war ausgebrochen. Aber der Vampir von Managua war verschwunden.
Die sozialistische Regierung hatte den Handel mit Blut und Plasma verboten. Von nun an sollten die Blutspenden unter der Kontrolle des nicaraguanischen Cruz Roja unentgeltlich erfolgen. Anschließend wurde das Blut Krankenhäusern kostenlos zur Verfügung gestellt. Und es durfte nicht mehr exportiert werden. Aber die Jahre vergingen. Und die Geister der Vergangenheit kehrten zurück. Arnoldo Alemán und seine korrupte Regierung hatten Eduardo Manzarena erlaubt, sich wieder in Managua niederzulassen und sein schmutziges Geschäft fortzuführen. Heute machte er dem Roten Kreuz wieder Konkurrenz, und die Menschen standen vor seiner Firma Schlange, um ein paar Córdobas zu verdienen.
Er hatte sein Imperium sogar vergrößert und Blutsammelstellen in Guatemala, Honduras, Salvador, Ecuador und Argentinien eröffnet. Jeanne sah vor ihrem inneren Auge Blutströme, die kurz vor der Manzarena-Mündung zusammenflossen, ehe sie sich ins Meer – die Vereinigten Staaten – ergossen. Solche Geschichten waren nur in den unterdrückten Regionen der Welt möglich. Dort, wo das Elend Menschen zu allem zwang. Da, wo Habgier und Korruption wie auf einem Misthaufen immer wieder nachwuchsen.
Sie betrachtete das Porträt des Vampirs – ein Hüne mit mächtigen Kiefern, dessen nach hinten gekämmtes Haar einem Helm aus dem Hundertjährigen Krieg glich. Mit seiner friedfertigen, wohlgesättigten Ausstrahlung glich er einem Ritter, der seine Feinde niedergestreckt hatte: Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Gleichheit ...
Was aber hatte der Vampir am 31. Mai an Nelly Barjac geschickt? Eine Blutprobe? War die Zytogenetikerin deswegen ermordet und ihr Körper teilweise verzehrt worden? Wehalb hatte Taine diesen Mann am Sonntag, den 9. Juni, angerufen? Warum hatte sich am selben Tag auch Antoine Féraud mit ihm in Verbindung gesetzt? Was wusste Eduardo Mazarena über die Morde und den Täter? In welcher Verbindung stand er zu Joachim?
Jeanne spulte die Filme zurück, schaltete das Vorführgerät aus, verabschiedete sich von der Archivarin. Sie machte sich nicht die Mühe, bei Plasma Inc. anzurufen. Sie würde direkt hinfahren und dem Vampir persönlich gegenübertreten.

## 40

Blutbank.
Das Firmengebäude von Plasma Inc., das im *barrio* Batahola Sur lag, war ein Bunker, massiver und besser bewacht als das Gericht. Stacheldrahtrollen krönten die Umfassungsmauern, und die bewaffneten Posten machten einen recht aufgeweckten Eindruck.
Um Zutritt zu der Festung zu erhalten, zeigte Jeanne ihren Pass vor. Kein Problem. Womöglich war sie ja eine freiwillige Spenderin. Sie fand sich in einer großen Eingangshalle wieder, wie sie für tropische Regionen typisch ist. Fliesenboden. Jalousien. Deckenventilatoren. Die Blutspender standen vor mehreren Schaltern an. Andere saßen zusammengesunken auf Bänken, die wie in einer Kirche angeordnet waren, und starrten abwesend auf einen Fernsehbildschirm. Keine Krankenschwestern, keine weißen Kittel, aber ein so starker Geruch nach Äther, dass man glaubte, jeden Moment auf der Stelle ohnmächtig auf den Fliesenboden zu fallen. Das Klicken der Computertastaturen hallte von den Wänden wider wie die Klänge eines Totentanzes.
Jeanne fühlte sich unwohl. Die drückende Hitze. Der Gestank. Die Zeitverschiebung. All das zog ihr den Magen zusammen. Da fiel ihr eine kleine Frau auf, die sympathisch aussah. Um die fünfzig Jahre alt. Karierte Bluse. Ein flaches Gesicht mit Mandelaugen, verborgen hinter dicken Brillengläsern. Eine unter den Arm geklemmte Akte deutete darauf hin, dass sie eine höhere Funktion bekleidete. Jedenfalls trug sie das Schriftstück in diesem Bewusstsein.
*»Por favor, señora ...«*
Ohne eine Erklärung abzugeben, bat Jeanne um eine Unterredung mit Eduardo Manzarena. Die Frau antwortete ihr mit strahlendem Lächeln, der »Herr Direktor« werde »im Laufe des Tages« erscheinen. Die Frau log. Manzarena würde heute bestimmt nicht mehr kommen – es war bereits nach 17.00 Uhr. Eine innere Stimme sagte ihr sogar, dass er schon eine ganze Weile nicht mehr in seinem Büro gewesen sei ...
Jeanne dankte der Frau, begab sich zum Ausgang und wartete, bis die Sekretärin verschwunden war. Dann kehrte sie um und schlüpfte durch die erste Tür, die sie fand. Sie durchquerte ein langes, schmales Wartezimmer. Unter Werbeplakaten, die dazu aufriefen, Blut zu spenden und sich für die Zukunft Nicaraguas einzusetzen, dösten Männer vor sich hin.
Sie stieg über zahllose Füße hinweg und umfasste den Knauf der nächsten Tür. Auf einem Schild stand: *»Sala de extracción«*. Der Geruch versetzte ihr abermals einen Schock. Neunzigprozentiger Alkohol, Jod, Chlorreiniger, Schweiß ... Sie trat in einen fensterlosen Raum mit alten Friseurstühlen aus rotem Moleskin, auf denen die Blutspender saßen. Verschleierter Blick, fahler Teint, feuchte Schläfen: Alle

schienen in den letzten Zügen zu liegen. Riesige Plastikbeutel waren über Kanülen an ihre Venen angeschlossen. Anders als sie in Artikeln gelesen hatte, schienen die hygienischen Bedingungen in den Blutentnahmeräumen bei Plasma Inc. nicht makellos zu sein. In einer Ecke wischte eine Putzfrau mit einem feuchten Tuch den Boden. In einer anderen kniete ein Arbeiter mit offenem Werkzeugkasten und klebte eine Linoleumfliese wieder an.
Jeanne suchte nach einer anderen Tür. Sie hoffte das Büro von Manzarena oder seiner Sekretärin zu finden. Dort würde sie seine Privatadresse aufstöbern. Wenn der Vampir nicht zu ihr kam, würde sie zu ihm gehen ... Ein weiterer Gang. Jeder Saal verfügte über ein großes Glasfenster, durch das Jeanne sehen konnte, was dort geschah. Niemand beachtete sie.
Ein lautes Geräusch ließ sie innehalten. Der Lärm von Zentrifugen. Trommeln drehten sich in einem fort, wie in einem Waschsalon. Auch darüber hatte sie vorhin im Zeitungsarchiv gelesen. Nach der Blutentnahme wurde das Plasma durch Zentrifugation von den Blutkörperchen und -plättchen getrennt. Das Plasma enthielt wertvolle Proteine, unter anderem den berühmten Faktor VIII – ein gerinnungsförderndes Protein, das den Hämophilen vom Typ A fehlt. Jeanne fiel es schwer zu glauben, dass sie sich an einem Ort der Wohltätigkeit befand, wo ein lebensrettendes Produkt hergestellt wurde.
Ein weiterer Saal. Rosa Wände und Kühlschränke, in denen sich die für die Vereinigten Staaten bestimmten Lieferungen befinden mussten. Es gab auch Glasschränke mit Regalgestellen, die sich in einem fort bewegten und dunkle Beutel hin- und herrüttelten, zweifellos um zu verhindern, dass das Blut gerann. Jeanne dachte: Hätten die Amerikaner genauer hingesehen, dann hätten sie bestimmt kein Plasma von Eduardo Manzarena gekauft.
Schließlich gelangte sie in die Verwaltungsabteilung. Büros mit Ventilatoren und Sekretärinnen mit hohen Haarknoten. Jeanne ging an den Zimmern vorbei, ohne die jungen Frauen zu beachten; sie ahnte, dass sich das Arbeitszimmer des Chefs am Ende des Flurs befand. Der Gang führte um eine Ecke in einen Anbau mit zwei Räumen. Die Tür des linken Zimmers war geschlossen, die des zweiten stand offen. Es war das – verwaiste – Büro der Sekretärin. Jeanne erblickte ein altmodisches Register, das neben der Schreibmaschine stand. Auf zwei Eisenringe aufgezogene Lochkarten.
Sie blätterte sie flink durch. MANZARENA. EDUARDO. Auf der Karte standen Privatadresse und -telefonnummer des Chefs. Eine Adresse im nicaraguanischen Stil. Managua war so oft von Erdbeben und Zyklonen verwüstet und dann wiederaufgebaut worden, dass die Straßen und Avenuen keine Namen und keine Nummern mehr hatten. Man orientierte sich daher an den Himmelsrichtungen, den Spitznamen von Häuserblocks und anderen Bezugspunkten.
Jeanne griff nach einem Blatt, einem Kugelschreiber und notierte die Angaben: *»Tica Bus, una cuadra del lago y una cuadra y media arriba«.* Das bedeutete in

etwa: Haltestelle Tica Bus, hundert Meter am See entlang und hundertfünfzig Meter nach oben ... Jeanne sagte sich, dass ein Taxifahrer diese kryptische Beschreibung schon verstehen würde.
Einige Minuten später war sie draußen. Der Fahrer verstand die Botschaft tatsächlich. Jeanne bat den Chauffeur, die Klimaanlage voll aufzudrehen und wischte sich das Gesicht mit Erfrischungstüchern ab, die sie am Flughafen von Madrid gekauft hatte – ihre bislang beste Idee.
Sie versuchte sich zu beruhigen.
Es dämmerte. Jeanne hatte ein ungutes Gefühl. Vielleicht würde sie zu spät kommen ... Vielleicht hatte Joachim bereits zugeschlagen ... Vielleicht war Manzarena ...
Sie zuckte zusammen.
Eine bange Ahnung überfiel sie.
Es hatte nichts mit Manzarena zu tun.
Es ging um Antoine Féraud. Er hatte Joachim und seinen Vater in Managua aufgespürt. Er hatte versucht, sie zur Vernunft zu bringen. Sie aufgefordert, sich der Polizei zu stellen. Und das hatte ihn das Leben gekostet.

## 41

Es war fast dunkel, als Jeanne in Manzarenas Viertel eintraf. Der Fahrer erklärte ihr, wie sie zu Fuß zur Villa gelangte. Die Straßenlaternen brannten noch nicht. Mit raschen Schritten ging sie die Straße hinauf. Instinktiv wollte sie an der Tür läuten, bevor die Laternen angingen.
In der Straße herrschte eine beklemmende Stille. Die Häuser hinter ihren Mauern oder Eisengittern wirkten in der Dunkelheit schwerer und massiver. Keine Menschenseele in der Straße oder an den Fenstern. Jeannes Schritte hallten in der Finsternis wider, während sie an mächtigen *Chilamate*-Bäumen vorbeiging. Den Namen hatte sie in einem der Führer gelesen, die sie sich am Madrider Flughafen gekauft hatte. Schließlich fand sie die Villa – der Chauffeur hatte ihr das Haus beschrieben.
Sie läutete und spähte durch die Gittertür. Die Villa wirkte bescheiden. Rosa Bougainvillea, veilchenfarbige Orchideen, stämmige Palmen, zwischen denen graue Mauern, ein rotes Dach, offene Veranden und Terrassen hindurchschimmerten, wie sie für die nicaraguanische Architektur typisch waren. Hier drangen Luft, Hitze und Vegetation ins Innere der Gebäude ein. Man riss Mauern mit der gleichen Leichtigkeit ein, mit der man auf einer ausgelassenen Party seine Jacke ablegte.
Niemand öffnete ihr. Wo waren die Leibwächter? Das Dienstpersonal? Sie läutete noch einmal. Nirgends ging ein Licht an. Nur ein schwacher, pulsierender Schein durchbrach die Finsternis auf einer der Veranden. Zweifellos eine Fliegenfalle. Offenbar war Eduardo Manzarena ausgegangen und hatte seinem Personal freigegeben. Jeanne spürte eine tiefe Niedergeschlagenheit. All ihre Anstrengungen hatten sich auf diesen Moment konzentriert – und jetzt wurde sie um diesen Moment betrogen. Sie stand vor einem unbekannten Haus in einem menschenleeren, dunklen Stadtviertel, über 10 000 Kilometer von Paris entfernt ... Sie wollte schon umkehren, als ihr eine Idee kam. Eine kleine Haussuchung in aller Stille ... Die schlechteste Idee überhaupt. Eine Aktion, mit der sie in einem der Gefängnisse von Managua landen könnte ... Zu spät. Sie hatte bereits den Knauf des Tors gepackt – zwei durchbrochene Eisenplatten, mit Motiven und Arabesken verziert. Kein Widerstand. Jeanne blickte sich um und schlüpfte dann in den Garten hinein. Kein Hund. Kein Geräusch. Ihr Mund war trocken wie ein Backsteinofen, während der Schweiß an ihrem Körper herunterlief. Die Schwelle war überschritten, sie hatte den Boden des Gesetzes verlassen, jetzt gab es kein Zurück mehr.
Jeanne ging durch den Garten. Weiches Gras, riesige Blumen. Palmen mit grauen Stämmen und rissiger Borke. Ihr Fuß berührte etwas Hartes. Ein zwischen Büschen versteckter Fliesenboden. Erste Veranda. Ein Springbrunnen in der Mitte. Ein

Ventilator drehte sich an der Decke und wälzte die warme Luft um. Ein Fernseher surrte in einer Ecke, der Ton abgedreht – die Quelle des schwachen Lichtscheins, der ihr vorhin aufgefallen war. Der eingeschaltete Apparat deutete auf einen überstürzten Aufbruch hin. Und weit und breit keine Hausangestellten. Eine dunkle Vorahnung befiel sie: Was war hier passiert?
Sie gelangte in ein Wohnzimmer – eine Art Verlängerung der Terrasse. Alles stand offen. Manzarena fürchtete sich eindeutig nicht vor Dieben. In dem Moment, als sie das Zimmer betrat, gingen die Straßenlaternen an. Sie fuhr zusammen und machte einen Satz nach rechts, um sich vor neugierigen Blicken zu schützen. Nachdem sie bis zehn gezählt hatte, riskierte sie einen Blick nach draußen. Auf der Avenida war niemand. Sie sah sich abermals im Wohnzimmer um. Das Licht der Laternen fiel durch die schmiedeeisernen Gitter, durch Mauerschlitze, aufgestellte Jalousien und warf schräge Schatten ins Innere.
Sie ging weiter. Hier wehte kein Lüftchen. Ihr war, als durchquerte sie ein langsam fließendes Gewässer, dessen Druck auf ihren Schultern lastete. Die Einrichtung. Sessel, die sich träge im Halbdunkel duckten, ein langer Tisch mit einem Wachstuch. Eine Bar mit aufgereihten Flaschen. Die Augen einer Maske aus gebranntem Ton beobachteten sie aus der Tiefe eines Regals. Ein stechender Geruch nach Chlorreiniger stieg vom Boden auf. Das Personal schien hier ein Kommandounternehmen durchgeführt zu haben, bevor es sich in Luft aufgelöst hatte. Warum hatten sie alles offen gelassen?
Eine Treppe. Der Form halber rief Jeanne: *»Señor Manzarena?«* Aber die Antwort war nur Schweigen, skandiert vom Geräusch des Ventilators auf der Veranda. Sie stieg die Treppe hinauf. Erster Stock. Ein Gang. Zimmer. Meergrün und grellorange gestrichene Betonwände. Holzbetten. Rattanmöbel. Durch Jalousien an den Fenstern fiel in hellen Streifen das Licht der Straßenlaternen.
Jeanne ging weiter. Im nächsten Moment hatte sie begriffen. Wegen des Geruchs, der im Raum schwebte – intensiv, süßlich, ekelerregend, halb wie von faulen Früchten, halb wie von Fleisch mit Hautgout. Am Ende des Gangs lag eine weitere Tür. Als Jeanne sie einen Spalt breit öffnete, wusste sie noch im selben Moment, dass sie das Geheimnis gelüftet hatte.
Eduardo Manzarena war hinter seinem Schreibtisch zusammengesackt; sein Kopf lag auf dem Tisch, unter dem Gitter der sirrenden Klimaanlage. Sein Schädel glich einer gespaltenen Wassermelone, aus der sich Gehirnmasse auf die lederne Schreibunterlage ergoss. Eine Wolke von Mücken schwirrte darüber.
Joachim war ihr zuvorgekommen.
Durch den Mund atmend, machte Jeanne zwei Schritte ins Innere, durchwühlte ihre Tasche, fand zwischen Lippenstift und Kaugummi Latexhandschuhe, die sie immer bei sich trug. Sie streifte sie über und betrachtete eingehend den Tatort, der nur durch das Licht der Straßenlaternen beleuchtet wurde. Ihr fielen gleichzeitig mehrere Dinge auf.

Manzarena war noch dickleibiger als auf dem Foto: Er musste um die hundertfünfzig Kilo wiegen. Er trug ein weißes T-Shirt und eine hellgraue Jogginghose und saß vornübergebeugt, die Arme unter dem Schreibtisch. Jeanne musste an den Film *Sieben* denken. Der dicke Mann, der geopfert wurde, weil er der Sünde der Gaumenlust frönte. Der Tatort erinnerte an die Szene, aber in einer Schwarz-Weiß-Fassung. *Sieben*, ja, aber nachbearbeitet von Fritz Lang.
Zweite Auffälligkeit: Der Mörder hatte das ganze Zimmer auf den Kopf gestellt. Die Bücherregale waren durchwühlt worden. Die Schubladen herausgezogen und geleert. Die Wandschränke umgestürzt. Der Boden war übersät von Büchern, die alle zu derselben Reihe zu gehören schienen: schillernde graue Einbände. Was hatte der Mörder gesucht?
Dritte Auffälligkeit: der Kannibalismus. Der Geruch nach Blut und rohem Fleisch. Als wäre hier ein Bluthahn aufgedreht worden. Der Mörder hatte einzelne Stücke der Leiche verzehrt. Ein abgerissener Unterarm lag zwischen den Büchern. Gewebefetzen klebten an blutverkrusteten Seiten. Joachim war in der Stadt. Er hatte vom Fleisch des Vampirs von Managua gegessen. Um ihm welche Kraft zu rauben?
Letzte bemerkenswerte Tatsache: keine blutigen Schriftzüge an den Wänden. Das rätselhafte Alphabet war wohl den »Fruchtbarkeitsgöttinnen« vorbehalten.
Jeanne nahm nun den Leichnam genauer in Augenschein. Sie spürte eine Art Distanziertheit, die mit der Müdigkeit, dem Jetlag und der Hitze zusammenhing ... Sie bückte sich unter den Schreibtisch. Auch hier schwirrende Mücken. Ein blutiger Stumpf, am Ellbogen abgetrennt. Der andere Unterarm wies Bissspuren auf. Die Hose des dicken Mannes war heruntergezogen. Seine Oberschenkel waren von Schnittwunden und blauen Flecken übersät – wieder die gleichen Spuren einer starken Gier nach Menschenfleisch. Der Genitalbereich war schwarzverkrustet von Blut. Jeanne wollte es nicht genauer wissen.
Als sie wieder aufstand, hatte sie das Gefühl, als drehte sich das Zimmer um sie. Sie hob den Kopf ans Gitter der Klimaanlage, um sich ein wenig frische Luft zu verschaffen. Dann zog sie einen Stuhl heran und ließ sich darauf fallen. Mit geschlossenen Augen mobilisierte sie ihre letzten Kräfte. Sie wusste, dass diese einsamen Momente der inneren Sammlung wichtig waren, um neue Erkenntnisse zu gewinnen. Um einen Anhaltspunkt, ein Indiz zu finden, bevor sie Alarm schlug. Sie stand auf, ging um den Leichnam herum, betrachtete seinen Rücken. Auch dort hatte der Mörder ein regelrechtes Blutbad angerichtet. Mit einem Beil oder einer Machete hatte er zugeschlagen, als wolle er den Rumpf eines Schiffes zertrümmern. Blut war in Strömen geflossen. Aber der Mörder war noch tiefer eingedrungen. Er hat mit den Händen zu beiden Seiten der Wirbelsäule im Fleisch gewühlt und herausgerissen, was seine Finger zu greifen bekamen. Nieren, Gedärme, andere Organe. Vom Rücken des Toten standen entsetzliche Auswüchse ab, die an die Schwingen eines grauenhaften Drachen erinnerten.

Jeanne versuchte eine erste Bilanz zu ziehen. Die Verwesung hatte bereits eingesetzt. Die Fingerspitzen waren angeschwollen, als hätte Manzarena ein mehrstündiges Bad genommen. Überall hatte die Abschuppung der Haut begonnen. Zahlreiche weinrote Flecken überzogen den Körper. Die Zunge, die aufgrund bakterieller Zersetzungsprozesse angeschwollen war, hing aus dem Mund heraus. Die Hitze hatte die Verwesung noch beschleunigt. Womöglich war Manzarena noch gar nicht so lange tot ... Jeanne tippte auf weniger als zwanzig Stunden. Weshalb hatte das Hauspersonal nichts entdeckt? Oder hatten sie in panischer Angst Reißaus genommen, als sie den Leichnam fanden? Und die Leibwächter? Wieso hatte man sich bei der Blutbank keine Sorgen gemacht, als Manzarena nicht erschienen war?
Noch immer hatte sie kein einziges Indiz gefunden, das ihr bei den Nachforschungen weiterhelfen konnte. Sie suchte den Boden mit den Augen ab. Die Wellen aus silbergrauen Büchern. Sie griff nach einem der Bände. Die spanische Übersetzung von Freuds *Totem und Tabu*. Vor ein paar Tagen hatte ihr schon einmal jemand von diesem Buch erzählt. Antoine Féraud in den Jardins des Champs-Élysées.
Sie bückte sich und griff nach einem weiteren Band. Wieder *Totem y Tabú*. Ein drittes Buch. *Totem y Tabú*. Noch eins. *Totem y Tabú* ... Jeanne betrachtete die Bücher in den Regalen der Bibliothek. Die Rücken aus grauer Leinwand. Die goldenen Buchstaben der Titel. *Totem y Tabú*. Überall. Auf sämtlichen Regalen immer das gleiche Buch.
Eduardo Manzarena hatte sich hier eine Festung gebaut, deren Steine Exemplare ein und desselben Werkes waren. Weshalb? Was erforschte er? Versuchte er sich mit diesen Büchern auf eine symbolische Weise zu schützen?
Sie drehte sich um und ließ den Blick durch das Arbeitszimmer schweifen. Viele Bücher waren blutverklebt. Neben dem Rechner erspähte sie eines, das nur wenig beschmutzt war. Hastig blätterte sie es durch und steckte es ein.
Sie schaltete ihr Handy an und wählte eine gespeicherte Nummer.
*»Señora Arias, por favor.«*

## 42

Der erste Polizist stolperte über die Bücher. Der zweite versuchte ihn abzufangen und hielt sich am Türgriff fest. Schließlich prallten die beiden gegen die Leiche – die sich allerdings nicht vom Fleck rührte. Einer der Polizisten stieß gegen ein Regal, das nachgab, worauf weitere Bücher auf die Exemplare fielen, die bereits verstreut am Boden lagen.
*»Qué mierda!«*, schrie der Mann.
Jeanne hätte beinahe losgelacht – aus reiner Nervosität. Noch an keinem Tatort hatte sie ein derartiges Chaos erlebt. Jeder tappte einfach mit seinen Straßenschuhen kreuz und quer herum. Kein Polizist trug Handschuhe. Keinerlei Absperrung. Und jedes Gesicht glich einer komischen Variation über das Thema Entsetzen.
Ein Mann im weißen Kittel – zweifellos jemand vom Erkennungsdienst – mühte sich, ein verschlossenes verchromtes Köfferchen zu öffnen. Dabei wiederholte er in einem fort:
*»Dónde esta la llave? Tienes la llave?«*
Jeanne erinnerte sich, dass die Aufklärungsquote der Polizei in den mittelamerikanischen Ländern nahe bei null lag. Die hiesigen Polizisten kannten nur eine Ermittlungsmethode: Das Ertappen auf frischer Tat. Hinter dem Fotografen, der fast ängstlich um die Leiche herumhüpfte, als könnte sie sich plötzlich erheben, gewahrte Jeanne die hoch aufragende Gestalt von Eva Arias. Sie wirkte zornig. Zornig über die Unfähigkeit der Polizisten. Zornig über die Anwesenheit Jeannes, einer französischen Richterin und Hauptzeugin in diesem Fall. Fast schien es, als würde sie Jeanne für dieses Blutbad verantwortlich machen ...
»Wir müssen mal unter vier Augen sprechen.«
Jeanne folgte der Nicaraguanerin in ein Nebenzimmer. Sie wartete nicht ab, bis diese ihr Fragen stellte, sondern fasste ihre Beobachtungen am Tatort zusammen. Erläuterte, welche Rolle Eduardo Manzarena in der Geschichte spielte. Dabei ließ sie einige weitere Details einfließen. Der Tod von François Taine, der bei lebendigem Leib verbrannt war. Die Verwicklung eines Psychiaters, der sich zweifellos gerade in Managua aufhielt. Dann zeichnete sie ein detaillierteres Charakterbild des Tatverdächtigen Joachim, der zwei Persönlichkeiten in sich barg – einerseits der humanitär engagierte Anwalt, andererseits ein autistisches Ungeheuer, das von archaischem, magischem Gedankengut besessen war ...
Die Hünin schwieg. Ihr Gesicht wirkte unbewegt.
»Warum haben Sie mir heute Nachmittag nicht alles gesagt?«
»Mein Ansinnen war auch so schon recht ungewöhnlich. Ich wollte nicht noch was draufsatteln.«

Erneutes Schweigen.
»Was wissen Sie über Eduardo Manzarena?«, fuhr die Nicaraguanerin endlich fort.
»Das, was ich im Archiv von *La Prensa* über ihn gelesen habe. Er ist groß ins Geschäft mit Blutkonserven eingestiegen und war sehr erfolgreich. Als die Sandinisten an die Macht kamen, ist er verschwunden. In den neunziger Jahren tauchte er dann wieder auf.«
»Als die Rechten wieder an die Macht kamen.«
In der Stimme der Richterin lag kalte Wut. Der Zorn darüber, dass die Sandinisten damals die Wahlen verloren hatten, saß offenkundig tief. Sie stand an einem Fenster. Ihr Gesicht leuchtete im Widerschein der sich gleichmäßig drehenden Blaulichter.
»Das Volk von Nicaragua hat gegen den Bürgerkrieg gestimmt«, sagte Eva Arias mit leiser Stimme. »Nicht gegen uns.«
»Natürlich«, meinte Jeanne, die sie nicht verärgern wollte.
»Wussten Sie, dass Manzarena bedroht wurde?«
»Bedroht? Von wem?«
Eva Arias machte eine vage Geste.
»Das ist das Seltsamste«, fuhr sie fort. »In den letzten Wochen hatte er ständig Leibwächter um sich. Er schloss sich selbst in seine vier Wände ein. Keine Frauen, keine Kinder. Ein Einzelgänger. Ein Mann, der Angst hatte.«
Jeanne ging ein Licht auf: Die Sekretärin bei Plasma Inc. hatte gesagt, Manzarena werde »im Lauf des Tages« ins Büro kommen. Das war nur die offizielle Sprachregelung. Er kam schon lange nicht mehr ins Büro.
»Ich muss seine Leibwächter ausfindig machen«, murmelte Eva Arias. »Seine Hausangestellten. Sie wissen mit Sicherheit etwas.«
»Wovor fürchtete sich Manzarena?«, hakte Jeanne nach. »Wer bedrohte ihn?«
Eva Arias blickte durch die Lamellen der Jalousie.
»Von jetzt an«, versetzte sie, der Frage ausweichend, »halten Sie sich raus. Sie unternehmen nichts mehr. Andernfalls stelle ich Sie in Ihrem Hotel unter Polizeiaufsicht. Lassen Sie unsere Polizei ihre Arbeit machen.«
»Ich habe gesehen, wie tüchtig sie sind.«
Eva Arias warf ihr einen vernichtenden Blick zu.
»Verfügen Sie über Fachleute für Spurensicherung?«
Die Augen der Nicaraguanerin funkelten vor Zorn.
»Ich kenne diesen Mörder«, fuhr Jeanne fort. »Er trifft keinerlei Vorsichtsmaßnahmen. Jedenfalls nicht im Hinblick auf die Spuren, die er hinterlässt. Nehmen Sie Fingerabdrücke am Tatort! Sie werden überall die des Mörders finden – selbstverständlich neben denen Ihrer Leute.«
Die Richterin schwieg noch immer. Sie sah ganz so aus, als würde sie gleich in die Luft gehen.
»Joachim stammt zweifellos aus Nicaragua. Wenn er nur ein einziges Mal von der

Polizei hier erkennungsdienstlich behandelt wurde, könnten wir ihn identifizieren, indem wir die Abdrücke vergleichen.«
»Kommen Sie her!«
Jeanne kam der Aufforderung nach.
»Sehen Sie da!«, stieß Eva Arias hervor.
Auf der Straße vor dem Haus hatte sich ein dichter Menschenauflauf gebildet. Man konnte sehen, wie sich die Passanten an die Gitter drängten, mit starren Zombie-Augen, beleuchtet von dem fahlen Scheinwerferlicht der Polizeifahrzeuge.
»Sie begreifen nicht, was geschieht«, flüsterte die Richterin mit ihrer dunklen Stimme. »Bislang trugen die Serienmörder bei uns immer Uniform und begingen ihre Taten in der Gruppe. Da ist die Vorstellung befremdlich, dass ein Einzeltäter über ein einzelnes Opfer herfällt, verstehen Sie? Es erscheint wie eine Art Luxus.« Und mit einem schwachen Lächeln fügte sie dumpf hinzu: »Ein europäischer oder nordamerikanischer Luxus.«
»Der Mörder stammt aus Ihrem Land.«
»Das bedeutet nichts.«
Eva Arias wandte sich Jeanne zu. Ihr Gesicht glich einem der Antlitze, die präkolumbische Bildhauer in Sandsteinblöcke gemeißelt hatten.
»Wir haben keinen wissenschaftlich-technischen Dienst. Wir haben keine Datenbanken mit Fingerabdrücken. Wir haben nichts, verstehen Sie?«
»Ich kann Ihnen helfen.«
»Wir brauchen keine Hilfe. Ich werde Sie zur Polizeiwache bringen lassen. Dort machen Sie Ihre Aussage und kehren anschließend zurück in Ihr Hotel. Lassen Sie uns nach unserer Methode arbeiten.«
»Was ist Ihre Methode?«
Wieder traf sie das Lächeln von Eva Arias völlig unvorbereitet. Nichts ließ erahnen, dass sich ihr Gesichtsausdruck von einer Sekunde auf die nächste so stark verändern würde.
»Unser Polizeichef ist ein ehemaliger sandinistischer Revolutionär. Einer derjenigen, die die Stadt León eingenommen haben. Inmitten der Kämpfe wollte er sich in der Hauptgarnison in die Luft sprengen. Aber der Sprengsatz versagte, und er kam mit dem Leben davon. Männer dieses Schlages leiten bei uns die Ermittlungen, *Madame la Française.*«
»Eine solche Tat sagt doch gar nichts darüber aus, ob dieser Mann auch ein tüchtiger Polizist ist.«
»Das können Sie nur sagen, weil Sie nicht von hier sind. Ich lasse Sie zum Revier fahren.«
Jeanne verstummte. Ein Polizist stand bereits in der Tür. Sie wollte ihm gerade folgen, als Eva Arias ihr nachrief:
»Wissen Sie, dass der Tod von Manzarena etwas Ironisches hat?«
»Was soll daran ironisch sein? Etwa das vergossene Blut?«

»Ich habe heute etwas über ihn erfahren.«
Jeanne kehrte um.
»Manzarena hatte etwas mit Ihnen gemein«, sagte die Nicaraguanerin.
»Nämlich?«
»Er interessierte sich für Kannibalismus. Heute Nachmittag habe ich einige Telefonate geführt. Ich kann Ihnen schon jetzt sagen, dass es in Nicaragua keine kannibalistischen Morde gab. Aber im Lauf der Gespräche mit anderen Richtern wurde mir klar, dass Manzarena bereits bei Ihnen angerufen hatte. Und er hat die gleichen Fragen gestellt wie Sie. Wobei er eine Einschränkung machte: Er suchte ein Verbrechen dieser Art im Jahr 1982.«
Der Hämatologe hatte also die gleiche Spur wie Jeanne verfolgt. Aber er verfügte über Erkenntnisse, die sie nicht besaß. Kannte er die Geschichte Joachims? Fürchtete er, dass der autistische Mörder ihn aus dem Weg räumen wollte? Welche Rolle spielte in diesem Zusammenhang das Päckchen, das er an Nelly Barjac geschickt hatte?
Eva Arias öffnete ihre Aktentasche und nahm ein Buch heraus. Es war eines der Bücher mit silbernem Einband aus dem Büro von Manzarena. Jeanne dachte an das Exemplar, das sie selbst eingesteckt hatte ...
»Ist Ihnen aufgefallen, dass seine Bibliothek nur aus Exemplaren eines Werks besteht?«
»*Totem und Tabu* von Freud.«
»Wussten Sie, dass man sich in den lateinamerikanischen Ländern für die Psychoanalyse begeistert?«
»Nein. Jedenfalls erklärt das nicht, wieso er so viele Exemplare davon besessen hat.«
»Nein, aber damit schließt sich der Kreis.«
Eva Arias betrachtete ihr Buch, das im Schein der Blaulichter glänzte.
»Als ich nach der Revolution studierte, habe ich mich ebenfalls für Psychoanalyse interessiert. Ich wollte sogar eine Abhandlung über die Bedeutung dieses Fachgebiets für die Entwicklung der Demokratie in unserem Land schreiben. Träumereien einer jungen Frau.« Sie schwenkte das Buch. »Haben Sie es gelesen? Wissen Sie, womit es sich befasst?«
Jeanne versuchte sich an Férauds Beschreibung zu erinnern. Aber sie fiel ihr nicht mehr ein.
»Nein.«
»Mit dem Kannibalismus. Für Freud beginnt die Geschichte des Kannibalismus mit dem Vatermord in der Urhorde. Die Männer der Sippe haben ihren Vater getötet und verzehrt. Ende schlecht, alles schlecht.«

## 43

Als Jeanne die Lobby des Intercontinental betrat, schien es ihr, als wären alle schon über den Mord im Bilde. Als rieche sie nach dem Tod und trage Spuren des Verbrechens an sich. Die Atmosphäre von Luxus und Wohlleben störte sie.
Sie durchquerte die klimatisierte Empfangshalle. In dem großen zentralen Innenhof des Grandhotels wurde sie abermals von der tropischen Hitze umfangen. Sie betrachtete die türkisfarbene Oberfläche des beleuchteten Schwimmbeckens, das Palmen säumten, und revidierte ihr Urteil. Der Ort besaß mehr Kraft, als sie geglaubt hatte. Der Fluch, der auf ihr lastete, drang nicht in diese Mauern ein. Wie Öl und Wasser geschieden bleiben. Sie behielt ihre düsteren Gedanken. Das Luxushotel bewahrte seine Gleichgültigkeit.
Sie machte es sich in einem Liegestuhl bequem und dachte über ihre Reise nach. Sie hatte diesen Fall unbedingt übernehmen wollen. Sie hatte regelrecht gebettelt und intrigiert, um einen echten Kriminalfall zu bekommen. Jetzt hatte sie einen. Nicht offiziell, aber doch gewissermaßen als moralische Verpflichtung. War sie jetzt zufrieden? Fühlte sie sich wohl in diesem Sumpf aus Blut und Gewalt? Darum ging es nicht. Sie musste den Mörder ausschalten. François Taine und die anderen Opfer rächen. Basta. Positiv war, dass sie keine Angst hatte. Als hätte sie die erste Konfrontation mit Joachim in der Praxis von Féraud immunisiert ...
Ein Ober riss sie aus ihren Gedanken.
*»Un Coca Zero, por favor.«*
Als sie auf dem Liegestuhl herumrutschte, spürte sie die spitze Ecke eines Gegenstandes in ihrer Tasche. *Totem y Tabú*. Sie blätterte das Buch durch. Die Worte von Eva Arias fielen ihr wieder ein. Auch sie hatte sich während ihrer Depression für Freud interessiert, da sie wie viele Betroffene verstehen wollte, wieso sich ihr Gemütszustand so sehr ihrer Kontrolle entzog. Aber dieses Forschungsfeld des Wieners hatte nie ihre Neugierde geweckt. Jeanne klappte das Buch wieder zu. Sie war zu zerstreut, um sich darin zu vertiefen.
Schlug das Buch wieder auf, blätterte darin herum, drehte es hin und her, schüttelte es aus. Nichts. Eine großformatige spanische Ausgabe – besorgt vom Madrider Universitätsverlag. Wieso hatte Manzarena so viele Exemplare bei sich stehen? War in der Übersetzung oder in der ganzen Buchreihe ein geheimer Code versteckt? *Hör auf rumzuspinnen ...*
Ihre *Coca Zero* kam. Sie trank und glaubte, ihr Körper werde gleich bersten, so schroff war der Gegensatz zwischen der Hitze der Nacht und der Kälte des Getränks. Jedes platzende Bläschen in ihrem Rachen war wie ein kleiner eisiger Stich.
Als hätte diese Empfindung ihr plötzlich eine Erleuchtung beschert, nahm sie das Buch abermals in die Hand und tastete es ab. Den Einband, den Rücken, die Seiten.

Sie war sich jetzt sicher, dass das Buch ein Geheimnis barg. Wieder tastete sie das Papier, den Karton, die erhabenen Buchstaben ab.
Und wurde fündig.
In dem dicken Einband war ein Brief versteckt. Man musste nur die eingeklebte Innenseite des Vorderdeckels entfernen, um ihn zu erreichen. Vorsichtig zog sie ihn heraus. Eigentlich hätte sie Handschuhe benutzen sollen, aber sie fing jetzt an, nicaraguanische Methoden zu übernehmen.
Während sie den Brief herausnestelte, gingen ihr zwei Gedanken durch den Kopf. Der erste: Auch bei Ermittlungen gibt es Glücksfälle, wie ihr Emmanuel Aubusson immer wieder gesagt hatte. Sie hatte ein Buch, ein einziges, herausgegriffen, jenes, das in Reichweite von Eduardo Manzarena auf seinem Schreibtisch gelegen hatte, und genau darin war etwas versteckt. Der zweite Gedanke: Sie hatte zufällig das gefunden, was der Mörder gesucht hatte, als er das Büro zerlegte.
Jeanne öffnete behutsam das zweimal gefaltete Blatt. Ein handgeschriebener Brief in Spanisch. Sie flüsterte die Worte vor sich hin, während sie gleichzeitig im Geist übersetzte:
Eduardo,
Sie haben Recht gehabt. Das Übel ist hier in Formosa. Zwar habe ich mit meinen eigenen Augen nichts gesehen, doch ich habe Zeugen befragt. Die Aussagen der Indios gehen alle in die gleiche Richtung. Im Wald der Seelen haust das Böse ...
Vor allem habe ich etwas sehr Wichtiges beschaffen können. Eine Blutprobe von einem der infizierten Männer – einem Mann, den wir durch die Lagune verfolgt haben, ohne ihn zu Gesicht zu bekommen, und den wir verwundet haben. Sie kennen die Gegend: Ich wollte mich nicht weiter in den Wald vorwagen. Aber ich habe diese wenigen Tropfen mit großer Sorgfalt gesammelt. Ich hoffe, Sie können damit die von Ihnen beabsichtigten Analysen durchführen.
Wenn Sie diesen Brief lesen, bedeutet dies, dass Sie die Probe erhalten haben. Gehen Sie vorsichtig damit um! Ich habe Grund zu der Annahme, dass das Übel ansteckend ist. Jetzt bete ich zu unserem Herrn Jesus Christus, dass Er uns beschützen möge. Sind wir nicht dabei, die Pforten der Hölle zu öffnen?
Niels Agosto
18. Mai 2008, Campo Alegre, Formosa.
Das erste merkwürdige Detail war der Ort, der unterhalb der Unterschrift angegeben war. Campo Alegre, Formosa. Jeanne kannte in Nicaragua keinen Ort namens Formosa. Aber im Nordosten Argentiniens, einer sehr abgelegenen Region, gab es eine Provinz dieses Namens. Sie las den Brief noch einmal durch. Eduardo Manzarena hatten einen Vertrauten entsandt, um den Spuren einer Infektion in Argentinien nachzugehen. Befürchtete er, in seinem eigenen Land eine Pandemie auszulösen, wenn er Blut aus dieser Region einführte? Oder interessierte er sich, im Gegenteil, aus persönlichen Gründen für dieses geheimnisvolle »Übel«?
Jeanne ordnete die Ereignisse chronologisch. Der Brief trug das Datum des 18.

Mai. Zweifellos hatte Manzarena die Probe eine Woche später erhalten. Was hatte er damit gemacht? Eine Vermutung drängte sich auf: Er hatte sie an eine ihm bekannte Spezialistin in Frankreich geschickt ... Nelly Barjac. Das war die Postsendung, die die Zytogenetikerin am 31. Mai erhalten hatte.
Nelly hatte die Probe analysiert, aber der Mörder war gekommen, um sie wieder an sich zu nehmen und die Befunde zu vernichten. Wieso? Wusste Joachim, um was für eine Krankheit es sich handelte? Litt er selbst daran? Und welche Verbindung gab es zu Marion Cantelau, einer jungen Pflegekraft in einem Zentrum zur Behandlung autistischer Störungen, und Francesca Tercia, einer etwas exzentrischen Bildhauerin?
Daneben gab es noch einen direkten Zusammenhang zwischen Niels Agostos Brief und der Erkrankung Joachims. Agosto sprach ausdrücklich vom »Wald der Seelen«. *La Selva des las Almas*.
Man konnte diesen Ausdruck jedoch auch mit »Wald der Manen« übersetzen – dem Namen für die Geister der Toten in der Antike. Jeanne hörte sie wieder, die metallische Stimme, die in der Praxis von Féraud gesagt hatte: *Man muss ihm lauschen, dem Wald der Manen.*
Als der Psychiater Joachim gefragt hatte, ob er diesen Wald in seiner Kindheit gekannt hatte, hatte der Anwalt unter Hypnose lediglich die Frage wiederholt. Was in der Sprache des Autismus als ein »Ja« gelten konnte ...
Alles passte zusammen. Der Mörder stammte nicht aus Nicaragua, sondern aus Argentinien. Dies stellte möglicherweise eine Verbindung zu Francesca Tercia her, die ihrerseits gebürtige Argentinierin war, und zu dem Telefonat von François Taine mit dem Institut für Agrarwissenschaft in Tucumán, im Nordwesten des Landes. Aber soweit sie wusste, lagen Tucumán und Formosa im Nordosten mehr als tausend Kilometer auseinander.
Zu viele Fragen. Nicht genug Antworten ...
Zunächst einmal wollte Jeanne ihre Hypothese über Nelly Barjac überprüfen. Sie ging rasch hinauf in ihr Zimmer, drehte die Klimaanlage bis zum Anschlag auf und nahm sich eine Cola Light aus der Minibar. Dann wählte sie die Handynummer von Bernard Pavois, dem Direktor der gleichnamigen Firma.
21.00 Uhr Ortszeit. 4.00 Uhr in Paris. Pavois würde es ihr bestimmt nicht übelnehmen, wenn sie ihn weckte. Ein Fall von höherer Gewalt. Pavois nahm nach dem zweiten Läuten ab und meldete sich mit klarer Stimme. Er hatte nicht geschlafen.
Jeanne entschuldigte sich für diesen Anruf zu später Stunde. Pavois schien nicht überrascht zu sein.
»Wie kommen Sie voran? Von Ihren Kollegen habe ich nichts gehört.«
»Ich weiß nicht, wie weit sie mit ihren Ermittlungen sind, aber ich musste verreisen.«
»Wohin?«

»Managua, Nicaragua.«
»Auf den Spuren des Täters?«
»Ganz genau.«
»Das ist Ihr Karma, ich hatte es Ihnen doch gesagt. Weshalb rufen Sie mich an?«
»Nelly Barjac hat am 31. Mai ein Päckchen aus Managua erhalten.«
»Und?«
»Absender war die Firma Plasma Inc., die einzige private Blutbank in Managua. Genauer gesagt, wurde dieses Päckchen von einem gewissen Eduardo Manzarena aufgegeben, dem Geschäftsführer der Firma.«
»Noch nie gehört.«
»Man nennt ihn auch den Vampir von Managua.«
»Mit was für Leuten Sie zu tun haben ... Sind Sie ihm begegnet?«
Jeanne sah den ausgeweideten fetten Körper vor ihrem inneren Auge. Das verwesende Fleisch, die blutverkrusteten Bücher. Sie wollte nicht in die Details gehen.
»Ich wollte nur Ihre Meinung zu einer Hypothese einholen.«
»Schießen Sie los.«
»Dieses Päckchen enthielt allem Anschein nach eine Blutprobe – Blut, das mit einem Erreger infiziert war.«
Pavois fragte in verwundertem Tonfall:
»Was für ein Erreger?«
»Keine Ahnung. Eine seltene Infektionskrankheit. Vielleicht ist sie auf eine bestimmte Region in Argentinien begrenzt. So etwas Ähnliches wie Tollwut.«
»Er soll eine derartige Probe an unser Labor geschickt haben?«
»Er kannte Nelly. Er wollte, dass sie die Probe analysiert, um den Erreger zu identifizieren.«
»Das war nicht Nellys Fachgebiet.«
»Aber Sie verfügen doch über die Geräte, mit denen man solche Untersuchungen durchführen kann?«
»Ja und nein. Aber vor allem wäre es der helle Wahnsinn, eine Probe mit infektiösem Material einfach mit der Post zu verschicken.«
Jeanne hatte mit diesem Einwand gerechnet. Bestimmt hatte Manzarena Vorsichtsmaßnahmen getroffen.
»Was für Analysen hätte Nelly durchführen können?«, bohrte sie nach. »Hätte Sie ein Virus nachweisen können?«
»Nein. Sie bringen die Größenordnungen durcheinander. Sie hätte Parasiten, Mikroben oder Bakterien nachweisen können. Viren sind viel kleiner ... Jedenfalls ist dies, um es noch einmal zu sagen, nicht unser eigentliches Tätigkeitsfeld.«
»Würden solche Arbeiten Spuren in Ihrem Labor hinterlassen?«
»Nein. Wenn Nelly die Ergebnisse nicht auf Computern gespeichert hätte, würde dies niemand merken.«

Jeanne dachte über seine Worte nach, aber Pavois wischte ihre Überlegungen beiseite:
»Ihre Vermutungen sind absurd, schon allein aus Sicherheitsgründen. Niemals wäre Nelly ein solches Risiko eingegangen. In unserem Labor werden jede Woche Tausende von Proben analysiert. Können Sie sich vorstellen, welche Folgen eine Verunreinigung für unsere Untersuchungen hätte?«
»Und wie ist es mit einer genetischen Analyse?«, meinte sie. »Sie haben mir von einer Abteilung erzählt, in der Sie Krankheiten diagnostizieren können, die durch einen genetischen Defekt hervorgerufen werden.«
»Unter der Bedingung, dass das fragliche Gen bekannt ist. Wir können eine Anomalie nur dann feststellen, wenn es sich um ein Gen handelt, das bereits identifiziert wurde. Wir erforschen aber keine neuen Gene.«
Weitere Nachfragen würden nichts bringen. Sie folgte der falschen Spur. Also verabschiedete sie sich von Bernard Pavois, nachdem sie versprochen hatte, sich bald wieder zu melden, und legte auf. Heute würde sie nicht weiter über diese Fragen nachgrübeln. Sie schaltete die Klimaanlage in ihrem Zimmer aus – ihre Nase war mittlerweile eiskalt. Dann nahm sie eine Dusche und streifte sich Boxershorts und ein T-Shirt über, auf dem ein Bild ihrer Lieblingsband Nine Inch Nails prangte. Sie legte sich gleich schlafen. Das war im Augenblick das Beste, was sie tun konnte.
Sie dachte an Antoine Féraud, als sie das Licht ausschaltete. War er wirklich tot, wie sie ein paar Stunden zuvor geglaubt hatte? Oder war er mit seinen Nachforschungen nur schon weiter als sie?
Einige Minuten später schlief sie tief und fest in einer Höhle, umgeben von prähistorischen Menschen mit affenähnlichen Gesichtern.

## 44

Blutbank, zum zweiten.
10.00 Uhr morgens. Bei Plasma Inc. schien alles normal zu laufen. Jeanne hatte erwartet, dass die Firma geschlossen wäre. Oder dass ein schwarzes Band am Eingang den Zutritt versperrte. Nichts Ungewöhnliches. Keinerlei Hinweise auf den Tod des Vampirs von Managua. Das Geschäft mit dem Blut lief weiter. Genauso unbeirrbar wie die Strömung eines scharlachroten Flusses.
Jeanne passierte die erste Sperre. Unter ihren Füßen spürte sie den glühenden Asphalt. Die Hitze kam ihr noch schlimmer vor als am Vortag. Um die Mittagszeit würde die Stadt einem Vulkankrater gleichen.
Im Innern des Gebäudes lief das Geschäft in ruhigen Bahnen. Warteschlangen, Gedränge an den Schaltern, surrende Fernseher. In der Eingangshalle entdeckte Jeanne die Sekretärin. Die kleine Frau hatte rote Augen.
Jeanne redete nicht lange um den heißen Brei herum:
»Erkennen Sie mich wieder? Ich war gestern da, um mit Eduardo Manzarena zu sprechen.«
Die Frau entgegnete abweisend:
»Wer sind Sie überhaupt?«
»Ich habe Eduardo tot aufgefunden.«
Die Sekretärin erstarrte. Jeanne zückte ihren Dienstausweis.
»Ich bin Ermittlungsrichterin in Frankreich. Die Ermordung Ihres Chefs steht in Zusammenhang mit einem Kriminalfall, in dem ich in Frankreich ermittle.«
Die zierliche Frau zog ein Papiertaschentuch aus ihrem Ärmel und schnäuzte sich.
»Was ... Was wollen Sie?«
»Wer ist Niels Agosto?«
Die Frau musterte Jeanne argwöhnisch, als fürchte sie eine Falle. Der Lärm um sie herum hielt unvermindert an. Krankenschwestern mit Kühltaschen gingen vorbei. Mürrisch dreinblickende Männer, die sich den Arm hielten, schlurften Richtung Ausgang.
Die Frau deutete auf eine Tür.
»Gehen wir in dieses Büro.«
Sie schlossen sich in einen Raum ein, in dem es brütend heiß war. Ein Hamam ohne Wasser und Dampf.
»Wer ist Niels Agosto?«, fragte Jeanne noch einmal.
»Der Leiter unserer mobilen Einheiten.«
»Was hat man sich darunter vorzustellen?«
»Plasma Inc. hat in ganz Lateinamerika Zweigniederlassungen. Stationäre Zentren. Aber auch Lastwagen, die kreuz und quer durch die einzelnen Länder fahren. Das sind die mobilen Einheiten. Niels Agosto ist für diese LKWs zuständig.«

»Sind sie auch in Argentinien aktiv?«
»Ja.«
»Haben Sie von einem Problem in diesem Land gehört?«
»Was für ein Problem?«
»Verseuchtes Blut.«
»Nein.«
Dieses »Nein« bedeutete »Ja«. Doch Jeanne hakte nicht nach.
»Wo kann ich Niels Agosto finden?«
»Er kann nicht mit Ihnen sprechen.«
»Ist er auf Reisen?«
»Nein, in der Fonseca-Klinik in Managua.«
Jeanne vermutete, der Mann habe sich die »Formosa-Krankheit« zugezogen.
»Was hat er?«
»Er wurde ...« Die Sekretärin zögerte, schnäuzte sich ein weiteres Mal. »Er wurde überfallen.«
Wieder eine Überraschung. Jeanne wartete auf weitere Erklärungen. Doch die Sekretärin schwieg. Jeanne hätte sie unter Druck setzen können, aber sie spürte, dass sie nur mit Geduld weiterkommen würde. Auch auf die Gefahr hin, sich in der Gluthitze in eine Pfütze zu verwandeln.
»Auf der Straße«, fuhr die kleine Frau schließlich fort. »Er war auf dem Weg nach Hause, spätabends. Messerstiche.«
»Wurde er ausgeraubt?«
»Nein.«
»Wann ist das passiert?«
»Vor einer Woche.«
Joachim konnte also nicht der Täter sein – im Übrigen war das nicht sein Stil.
»Weshalb wollte man ihn umbringen?«
»Es sind Extremisten. Es ist ...«
Die Sekretärin zögerte. Jeanne wartete geduldig. Die Nase in einem Papiertaschentuch, fuhr die Frau schließlich fort:
»Wegen des Blutes. Es gab Gerüchte. Es hieß, Niels Agosto habe verseuchtes Blut aus dem Ausland mitgebracht. Plasma Inc. vergifte unsere Krankenhäuser. Das ist eine Lüge!« Sie blickte auf. »Wir hätten niemals verseuchtes Blut eingeführt. Außerdem haben wir sehr strenge Vorschriften, die ...«
»Wer sind diese Extremisten?«
»Leute der extremen Rechten, die die Reinheit unserer Rasse schützen wollen.«
»Ist Niels Agosto schwer verletzt?«
»Ja, er hatte mehrere Stiche in den Bauch abbekommen und ...«
»Kann er sprechen?«
»Ich glaube, aber ...«
»Wo befindet sich die Fonseca-Klinik?«

»Im Westen, auf der Straße nach León ...«
»Als ich gestern kam, haben Sie mir gesagt, dass Manzarena im Laufe des Tages in sein Büro kommen würde. Das war gelogen, nicht wahr?«
»Eduardo hatte sich in seinem Haus eingesperrt. Er hatte Angst.«
»Vor einem Überfall?«
»Ja, und noch vor etwas anderem.«
»Wovor?«
»Ich weiß es nicht. Niemand weiß es.«
Jeanne überließ die schmächtige Frau ihrem Kummer. Ging wieder hinaus in die strahlende Sonne. Das grelle Licht traf sie mit der Wucht einer kupfernen Peitsche. Sie winkte ein Taxi heran. Nannte den Namen der Klinik und überließ sich ihren Gedanken, bis sie am Ziel ankamen.
Fünfzehn Minuten später musterte sie das Krankenhaus hinter der Staubwolke, die sich über der Fahrbahn erhob. Ein flaches Gebäude in einem eingezäunten sandbedeckten Sträuchergarten. Der Ort erinnerte eher an ein Gefängnis oder ein militärisches Forschungszentrum. Jeanne ging zum Pförtnerhäuschen. Erster Kontrollpunkt. Erste Schlappe. Die Besucher mussten einen ärztlichen Überweisungsschein oder einen von der Klinikverwaltung ausgestellten Passierschein vorzeigen. Hierzulande würde es Stunden dauern, sich eines dieser Dokumente zu beschaffen. Also musste sie improvisieren.
Jeanne reihte sich in die Warteschlange ein, die sich am Zaun entlangzog. Besucher. Schwarzhändler. Sie hatte keinerlei Probleme, sich einen Überweisungsschein zu besorgen. Erspähte in nur hundert Metern Entfernung einen Copyshop. Fertigte eine gefälschte Überweisung an, die auf ihren Namen lautete und jeden Wachmann täuschen würde. Sie kehrte um, zeigte den gefälschten Schein vor und wurde durchgelassen.
Niels Agosto war im Pavillon 34 untergebracht, ganz am Ende des Gangs, der das Zentralgebäude durchquerte. Jeanne ging über den teilweise im Schatten liegenden offenen Gang und hielt unvermittelt inne. Sie hätte es sich denken können. Zwei Polizisten bewachten die Tür zum Pavillon. Da Agosto das Opfer eines »politischen« Anschlags war, genoss er Personenschutz.
Zwecklos, es jetzt zu versuchen. Man würde sie abweisen und umgehend Eva Arias verständigen. Aber sie wollte nicht einfach aufgeben. Schließlich war sie in Nicaragua. Die disziplinarischen Regeln waren recht locker. Um 18.00 Uhr würde es dunkel werden. Dann wurden die Wachposten abgelöst, oder die Typen würden eine Kleinigkeit essen gehen. Ein Moment, in dem sie unbeobachtet war, oder irgendeine andere Schwachstelle, die sie ausnutzen konnte.
Sie kehrte zurück zum Hotel. Um die Mittagszeit schlug sie die Tür zu ihrem Zimmer zu. Drehte die Klimaanlage voll auf und zog eine Zwischenbilanz ihrer Erkenntnisse und der ungelösten Fragen. Antoine Féraud. Vor ihrem inneren Auge sah sie die Leiche des Psychiaters, die in einem Vorort von Managua auf einer

Müllkippe lag. Sie war fest davon überzeugt, dass er mit dem Feuer gespielt hatte. Er hatte den Vater und den Sohn gefunden und ... Sollte sie nicht besser mit Eva Arias darüber sprechen? Wenn sie jetzt nichts herausfand, musste man Féraud zur Fahndung ausschreiben.
Jeanne nahm ihr Handy und überprüfte ihre Sprachnachrichten und ihre SMS. Kein Lebenszeichen von Féraud. Auch nichts von Reischenbach. Sie hatte niemandem außer ihm von ihrer Reise erzählt. Dieses Schweigen war ein Teil der Reise. Sie befand sich auf einem anderen Kontinent. Sie war eine andere Person.
Jeanne ließ sich ein altmodisches Telefonbuch – einen Wälzer mit mehreren Tausend Seiten – aufs Zimmer bringen und rief die Hotels an, die sie am Vortag noch nicht kontaktiert hatte. Kein Antoine Féraud. In ihrem Zimmer herrschte mittlerweile eine sibirische Kälte, aber diese Temperatur hielt sie wach.
Ohne ihren Namen zu nennen, rief sie bei der französischen Botschaft, beim Konsulat und beim französischen Kulturinstitut an ... Nichts. Anschließend telefonierte sie mit den Autoverleihfirmen der Stadt. Niemand zeigte sich bereit, ihre Fragen zu beantworten – Vertraulichkeit verpflichtet. Schließlich fiel ihr eine andere Erklärung für ihren Misserfolg ein: Womöglich besaß der Psychiater eine Information – von der sie keine Ahnung hatte –, die ihn bereits an einen anderen Ort geführt hatte. Etwa nach Argentinien?
Im Schneidersitz auf dem Bett kauernd, klapperte sie mit den Zähnen. 15.00 Uhr. Sie hatte keinen Hunger – wie lange lag ihre letzte *richtige* Mahlzeit zurück? Sie war nicht müde. Und es gab nichts mehr für sie zu tun.
Da fiel ihr Blick auf das Exemplar von *Totem y Tabú*, das sie bei Manzarena hatte mitgehen lassen. Bis zum Abend konnte sie ihr psychoanalytisches Wissen erweitern. Der Ursprung der menschlichen Kultur, durchgesehen und erläutert von Sigmund Freud.
Jeanne griff nach dem Buch und ihrem Zimmerschlüssel.
Sie wollte sich an einen ruhigen Ort im Freien zurückziehen und dieses Werk studieren.

## 45

Managua besitzt viele angenehme und ruhige Orte, die zu Muße und Erholung einladen. An ihrem höchsten Punkt beherbergt die Stadt eine wahre Oase des Friedens: den geschichtsträchtigen Nationalpark Loma de Tiscapa.
Jeanne hatte den Park bereits bei ihrer ersten Reise besucht. Er lag wenige hundert Meter vom Intercontinental entfernt: Man musste nur der breiten Allee folgen, die den Hügel hinaufführte. Gelb gestrichener Gehsteig. Ein Drahtzaun umschloss den Park, als beherberge auch er ein geheimes Forschungszentrum ... Und schon betrat man eine üppige Grünanlage, abseits von Verkehr und Abgasen.
Nach zehn Minuten erreichte sie den Gipfel. Hier wurde die Revolution gepriesen. Die riesige, aus schwarzem Metall gefertigte Figur eines Mannes mit Cowboy-Hut sollte Augusto Cesar Sandino darstellen, den ehemaligen Volksführer. Zu seinen Füßen stand ein kleiner Panzer, der laut Auskunft eines Schildes von einer *Pasionaria* des Aufstandes den Truppen Somozas entrissen worden war. Jeanne versuchte sich die Szene vorzustellen. Die Schreie, die Schüsse, die Gewalt. Es gelang ihr nicht. Hier mutete alles wie ein leises Rauschen an.
Sie ging um die kleine Anhöhe herum und erblickte die Lagune, die sich am Fuß des Hanges erstreckte. Ein grau schimmernder See, gesäumt von einem Dickicht aus Binsen und Weiden. Der Anblick erinnerte an den Krater eines erloschenen Vulkans, dessen Lava durch friedvolles Wasser ersetzt worden war.
Landschaftsgärtner hatten aus Seerosen große Buchstaben gebildet und an der Wasseroberfläche ausgelegt: »TISCAPA« ... Jenseits davon sah man die Stadt, eine langgestreckte, von funkelnden Pailletten überzogene Ebene, die am dunstverhangenen Horizont verschwamm.
Jeanne atmete tief ein. Sie hatte den idealen Ort zum Lesen gefunden. Ein Refugium zwischen Himmel und Wasser, das gewiss kleine Lichtungen und Sitzbänke bereithielt. Sie lenkte ihre Schritte Richtung Lagune und entdeckte einen dieser Schlupfwinkel. Kein Mensch weit und breit. Jeanne machte es sich bequem in diesem Raum mit grünen Wänden, in dem eine wohltuende Frische herrschte. Sie schlug das Buch auf.
Einige Seiten waren blutverklebt. Eine passende Einstimmung. Im Vorwort wies der Übersetzer der spanischen Ausgabe darauf hin, dass das 1913 unter dem Titel *Totem und Tabu* erschienene deutsche Original eines der umstrittensten Werke Freuds sei. In diesem Essay habe sich der Erfinder der Psychoanalyse auf ganzer Linie – oder beinahe auf ganzer Linie – geirrt. Seine Theorie sei umgehend von Paläontologen und Anthropologen widerlegt worden. Dennoch sei die Faszination dieses Werks seit hundert Jahren ungebrochen. Als habe Freud, ungeachtet seiner Irrtümer, auf einer anderen Ebene *ins Schwarze getroffen*. Als sei es ihm gelungen, mit einer tiefen Wahrheit über den Menschen in Resonanz zu treten.

Jeanne beschloss, sich selbst ein Urteil zu bilden. Ein lauer Wind auf ihrem Gesicht ... Das Rascheln von Blättern hinter ihrem Rücken ... Mitreißende Seiten zwischen ihren Fingern ...

In diesem Essay versuchte Freud die Evolution des Menschen mit Hilfe der von ihm begründeten Disziplin, der Psychoanalyse, zu erklären. Er führte das Verhalten und die Triebfedern des Handelns der Urmenschen auf den Ödipuskomplex zurück. Ein tiefer, übermächtiger Drang, der sich sozusagen vor Ödipus, vor der Antike, bevor der Mythos überhaupt einen Namen trug, manifestierte.

Freud behauptete nun – und darin bestand das Neue seiner Theorie –, dass dieser Drang zum Inzest und zum Vatermord den Menschen bewusst gewesen und innerlich von ihnen angenommen worden sei. So sei es eines Tages zu der »Urszene« gekommen. In einer längst vergessenen Epoche lebten die Menschen in kleinen Sippen, die jeweils der despotischen Herrschaft eines Mannes unterworfen waren, der den ausschließlichen Zugang zu sämtlichen fortpflanzungsfähigen Frauen hatte. Doch eines Tages begehrten in einer dieser Gruppen die Söhne gegen den dominierenden Vater auf. In einem Akt kollektiver Gewalt töteten sie den Vater und verzehrten seine Leiche, um endlich die Frauen der Sippe zu besitzen. Nach dem Mord überkamen sie furchtbare Schuldgefühle. Daraufhin verleugneten und verdrängten sie ihre Schandtat und erfanden eine neue Gesellschaftsordnung. Sie haben gleichzeitig die Exogamie – das Verbot des sexuellen Verkehrs mit Frauen der eigenen Sippe – und, zum Andenken an den toten Vater, den Totemismus eingeführt. Totemismus, Exogamie, Inzestverbot und Verbot des Vatermords: Das war die Geburtsstunde des allen Religionen gemeinsamen Regelkanons. Die negativen, auf Unterdrückung beruhenden Grundlagen der menschlichen Zivilisation waren damit gelegt.

Nach Ansicht von Experten handelte sich dabei um ein Ammenmärchen. Eine Urhorde hatte es nie gegeben. Ebensowenig den Vatermord. Die Evolution des Menschen hatte Jahrmillionen gewährt, und sie konnte nicht mit derartigen Ereignissen begonnen haben.

Trotzdem war *Totem und Tabu* noch immer ein Kultbuch. Den Beweis dafür hatte Jeanne bei Eduardo Manzarena gefunden, der sich aus Exemplaren dieses Buches ein Refugium gebaut hatte. Das Faszinierende an diesem Werk war, dass es ungeachtet seiner Fehler die Wahrheit sagte. Wie konnte eine falsche Idee die Wahrheit enthalten? Und zwar weit mehr als irgendeine anthropologische Tatsache, die mit der Radiokarbonmethode datiert und von Scharen von Spezialisten analysiert worden war?

Jeanne ahnte die Antwort. Freuds Hypothese war ein Mythos. Der Ödipuskomplex – das Begehren der Mutter, der Mord am Vater – hatte von jeher im Unbewussten des Menschen existiert. Ein Mal, ein einziges Mal nur hatte er vielleicht die Linie überschritten und es anschließend bereut. Dieses Schuldgefühl bildete die Grundlage unserer Gesellschaften und unserer Religionen. Und auf einer noch

tieferen Ebene hatte dieses Ausagieren die Zensurinstanz in unserem Bewusstsein hervorgebracht: das Über-Ich. Wir hatten diese Katastrophe verinnerlicht. Ein Teil unserer Psyche hatte sich zum »Richter-Aufseher« aufgeschwungen, damit sich dies nicht wiederholte. Im Übrigen war es nicht weiter von Belang, ob sich das Ereignis wirklich zugetragen hatte. Der Schatten, den es warf, zählte.
Dieser Urmythos mit Mord, Inzest und Kannibalismus hatte sich einem jeden von uns tief in die Seele eingeprägt. Jedes Kind durchlebte dieses prähistorische Ereignis auf einer imaginären Ebene. Unbewusst wollte jedes Kind diese Taten begehen, schreckte dann aber davor zurück, zensierte sich und wurde so zu einem Erwachsenen. Freud behauptete sogar, unsere Zellen bewahrten, über einen physiologischen Mechanismus, Erinnerungsspuren an diesen barbarischen Mord. Eine Art genetisches Erbe, das er »phylogenetisches Gedächtnis« nannte. Noch so eine fesselnde Idee. Eine Art Urschuld, die in unseren Körper, in unsere Gene eingeschrieben war ...
Jeanne sah auf ihre Uhr: 17.00 Uhr. Sie musste jetzt ihre Ermittlungsarbeit fortsetzen. Die wahre – und die einzige – Frage, die sie sich stellen musste, lautete: Welche Verbindung bestand zwischen *Totem und Tabu* und ihrem Fall? Diesem Mythos eines kollektiven Mordes und der psychischen Erkrankung von Joachim? Da kam ihr eine Idee, die noch verrückter war. Womöglich hatte das Virus aus dem legendären Wald etwas mit dem Ödipuskomplex zu tun. Diese Krankheit verursachte vielleicht eine Art primitive Regression, eine Freisetzung archaischer Triebe, die so vehement war, dass die Zensur-Instanz im Gehirn ausgeschaltet wurde ...
Jeanne wollte einige Passagen des Werkes noch einmal durchlesen. Aber es dämmerte bereits, und die Wörter waren nicht mehr zu erkennen. Sie erhob sich. Ihr schwirrte der Kopf. Sie musste etwas essen.
Anschließend würde sie zur Fonseca-Klinik fahren.
Sie würde den Mann befragen, der sich dem Bösen genähert hatte: Niels Agosto.

## 46

Jeanne kaufte sich rasch ein *quesillo* – ein Sandwich aus Tortillas und Schmelzkäse – und fuhr gleich darauf zum Krankenhaus. Als sie dort eintraf, war es bereits dunkel – die Nacht hatte sich über die Stadt gelegt. Sie ließ sich ein Stück entfernt absetzen, um zu Fuß hinzugehen und sich unter die abendlichen Besucher zu mischen, die vor dem Portal Schlange standen. Jenseits des Zauns sah sie das eingeschossige Gebäude, das einer Quarantänestation glich. Man wusste nicht mehr so genau, wer eigentlich geschützt wurde: die Kranken im Innern oder die Passanten draußen.

Den ersten Kontrollpunkt passierte sie problemlos. Blieb die zweite Hürde: die Wachleute vor dem Pavillon, in dem Niels Agosto untergebracht war. Sie waren nicht mehr da. Waren sie essen gegangen? Eine müßige Frage. In tropischen Ländern musste man die Gelegenheit immer beim Schopfe packen ...

Sie schlich sich in den Pavillon. Es stank nach Schweiß, Fieber und Medikamenten. Eine schwache elektrische Beleuchtung. Drückende Hitze. Eine Atmosphäre von Verfall und Zersetzung, die augenblicklich die Vitalkräfte lähmte. Jeanne fühlte sich auf der Stelle selbst krank, so als wäre sie unter die noch warmen Bettlaken eines gerade Verstorbenen geschlüpft.

Auf dem Flur befanden sich zwei Türen. Die rechte war mit Brettern zugenagelt. Jeanne klopfte an die linke Tür. Keine Reaktion. Sie öffnete die Tür und erblickte einen Niels Agosto, der recht fit aussah. Sie hatte damit gerechnet, einem Sterbenskranken zu begegnen. Eingewickelt wie eine Mumie. Aber der Patient war ein gutaussehender junger Mann mit zurückgekämmtem Haar – Typ Latino –, der auf seinem Bett saß und in aller Ruhe *La Prensa* las.

Als Jeanne das Zimmer betrat, zuckte er zuerst zusammen, entspannte sich dann aber schnell. Sein Lächeln verriet seinen Zustand. Sie bemerkte jetzt diese Schwäche, die ihr vertraut war, denn sie hatte schon einige verletzte Zeugen im Krankenhaus vernommen. Die Spuren, die die Gewalt am Körper und in der Seele zurückgelassen hatte.

Jeanne entschuldigte sich und fragte dann:

*»Señor Nils Agosto?«*

Er schloss die Augen.

*»Soy Jeanne Korowa, jueza francesa.«*

Als Antwort zog er die Brauen hoch. Jeanne fragte sich, ob er vielleicht die Stimme verloren hatte. Etwa ein Messerstich in die Stimmbänder? Ein Zellstoffkittel reichte ihm bis zum Hals. Sie machte noch einen Schritt. Sie wollte mit ihren Erklärungen fortfahren, hielt aber erstarrt inne.

Plötzlich waren alle Lichter erloschen. Im Zimmer. Auf dem Gang. Im Garten draußen. Durch das Fenster fiel nur das matte Mondlicht. Sie konnte sich gerade

noch sagen, dass die Technik hier wirklich mal erneuert werden sollte, als sie ein kurzes, heftiges Geräusch aus ihren Gedanken riss. Panische Angst überkam sie. Jeanne wandte den Kopf und sah in der Finsternis eine grüne Schlange und eine rote Flamme. Im nächsten Moment schon wurde sie von der Schlange gegen die Wand gedrückt. Eine mit Arabesken und Spiralen verzierte riesige Tätowierung. Darunter harte Muskeln. Die Schlange würde sie töten. Sie erdrosseln wie eine Boa constrictor. Eine Klinge schimmerte im Halbdunkel wie ein Tropfen Quecksilber und drückte gegen ihren Backenknochen.
*»Hija de puta, no te mueves!«*
Jeanne glaubte, gleich in Ohnmacht zu fallen. Sie registrierte Bewegungen im Finstern. Die rote Flamme war ein Tuch um den Kopf des zweiten Angreifers, der über den Kranken in seinem Bett herfiel. Das Herz stockte ihr bei dem Gedanken, was Niels Agosto jetzt wohl bevorstand. Ein Niels Agosto, der keinen Ton von sich gab, sich nicht wehrte. Als füge er sich bereits resigniert in die Unabänderlichkeit des Todes. Eine Resignation, die gleichsam das seelische Vermächtnis ganzer Generationen von Nicaraguanern war, die nichts anderes gekannt hatten als Verfolgungen, Gemetzel und Plünderungen ...
Die »Flamme« packte die Kinnbacken von Niels so, dass dieser das Gesicht seines Mörders deutlich sehen konnte.
»Für den Mann aus Ton!«
TSCHAK! Der Mann stieß sein Messer in das Auge Agostos. Eine Blutfontäne. So kurz, so hoch, dass sie sich augenblicklich in der Dunkelheit verflüchtigte.
»Für den Mann aus Holz!«
TSCHAK! TSCHAK! Der Mörder rammte seine Klinge zwei Mal in die Kehle Agostos. Erneute Blutspritzer, langsamer, schwerer. Ein schwarzes Band, das vom Hals ausging, zeichnete auf dem Kittel eine größer werdende Pfütze. Es roch nach Eisen. Ein Aufglühen in der Hitze. Der Geruch der Opferung breitete sich wie berauschende Dämpfe im Zimmer aus. Jeanne dachte weder an die »Schlange« noch an die Klinge, die ihr Gesicht nach oben drückte. Die Nacht wurde flüssig. Die Nacht ergoss sich in Blutflüssen ...
»Für den Mann aus Mais!«
Die »Flamme« rammte ihr Messer noch einmal in die Kehle Agostos, aus der das Blut sprudelte. Wirbel barsten. Die Klinge knirschte gegen die Knochen. Der Mörder stieß einen heiseren Schrei aus und schnitt weiter, die Hand bis zum Gelenk in die klaffende Wunde versenkt.
Schließlich trennte er den Kopf ab und warf ihn, ausspuckend, auf den Boden.
»Wir wollen kein Blut von Untermenschen!«
*Schlange und Flamme.*
*Mythische Mörder.*
*Aber diese Mythen sind mir verboten.*
*Diese Mythen sind Teil einer Kosmogonie, die ich nicht kenne.* Als der Schädel auf

dem Boden aufprallte, schloss Jeanne die Augen.
Als sie sie wieder öffnete, waren die Mörder verschwunden.
Sie blickte unter sich.
Der Kopf war bis zu ihr gerollt.

## 47

»Eine der beiden Hochspannungsleitungen ist ausgefallen. Um 18.15 Uhr. Das kann passieren. Das kommt sogar oft vor – in den Vereinigten Staaten, in Europa. Für diesen Fall sieht unser Sicherheitssystem vor, dass automatisch drei Notstromaggregate anspringen. Doch von den dreien haben nur zwei funktioniert. Auch das kann vorkommen. Aber es ist ein Sabotageakt. Da bin ich mir sicher.«
Eva Arias stand vor Jeanne, die auf dem Gang des Hauptgebäudes der Klinik auf einem Stuhl zusammengesunken war. Die Nicaraguanerin hatte sie dorthin geführt, zweifellos damit sie nicht noch einmal Ungeschicklichkeiten der Polizisten am Tatort mitbekam.
Die barfüßige Richterin hielt eine Dose Pepsi Max in der Rechten, als wäre es eine Handgranate, die nur noch entsichert werden musste. Der Stromausfall schien ihr keine Ruhe zu lassen. Sie wollten Jeanne unbedingt davon überzeugen, dass »dies in jedem anderen Land genauso gut hätte passieren können«. Dass es keinen Zusammenhang zwischen dieser Stromstörung und dem Entwicklungsstand ihres Landes gab.
»Ein Sabotageakt«, wiederholte sie. »Die Täter haben den Mordanschlag sorgfältig geplant.«
Jeanne machte eine Geste, die sagen wollte: »Lassen Sie es gut sein mit Ihren Kabelgeschichten.« Sie hatte um einen Tee gebeten. Irgendwo hatte sie gelesen, dass ein heißes Getränk das beste Mittel sei, um den Durst zu stillen. Aber man sollte niemals glauben, was in Illustrierten stand. Jetzt warf sie begehrliche Blicke auf die kleine eisgekühlte Dose der Richterin.
»Weshalb wurde er Ihrer Meinung nach umgebracht?«
»Wegen des Blutes.«
Das war auch Jeannes Meinung, aber sie wollte wissen, wie sich die Nicaraguanerin dies im Einzelnen erklärte.
»Niels Agosto war für die mobilen Einheiten von Plasma Inc. und damit für die nach Nicaragua eingeführten Blutkonserven zuständig. Anders gesagt, er injizierte das Blut von Fremden in die Venen des nicaraguanischen Volkes.«
»Ist das denn ein Verbrechen?«
»Was dieses Blut anlangt, schon.«
»Welches Blut?«
»Die jüngsten Lieferungen aus Argentinien. Man behauptet, es sei Affenblut.«
Es wurde immer besser. Zunächst war von verseuchtem Blut die Rede gewesen. Jetzt sollte es sich sogar um tierisches Blut handeln ... Das waren Ammenmärchen eines ungebildeten, rückständigen Volkes. Jeanne verkniff sich jeglichen Kommentar. Im Übrigen war diese Anwandlung von Geringschätzung nur eine Folge dessen, was sie gerade erlebt hatte.

Eva Arias schien ihre Gedanken zu erraten:
»Es sind Gerüchte. Es heißt, Plasma Inc. hätte tierisches Blut importiert und damit seine Vorräte gestreckt.«
»Medizinisch gesehen, ist das nicht haltbar.«
»Die Leute auf der Straße glauben daran. Im Übrigen riecht für sie alles, was mit Eduardo Manzarena zu tun hat, nach Schwefel.«
Jeanne begriff, dass die Täter sich nach dem Mord an Niels Agosto auch den Vampir von Managua vorgeknöpft hätten. Aber die Arbeit hatte schon ein anderer erledigt. Sie sagte sich auch, dass dieser Aberglaube vielleicht ein Körnchen Wahrheit enthielt. Wenn das von Niels Agosto eingeführte Blut mit einem Virus verseucht war, das Infizierte in wilde Bestien verwandelte, konnte dies solche Gerüchte erklären.
Eva Arias trank einen Schluck. Ihre Wut schien nachzulassen. Als sie am Tatort eingetroffen war, hatte Jeanne geglaubt, Arias würde sie am liebsten erwürgen. Die Französin war gerade einmal zwei Tage im Land, und schon war hier die Hölle los – jeden Tag passierte ein Mord.
»Rassistische Vorurteile in Bezug auf das Blut sind uralt«, fuhr die Nicaraguanerin fort. »Im Zweiten Weltkrieg sind die deutschen Soldaten in Nordafrika lieber gestorben, als sich das Blut von Juden oder Arabern übertragen zu lassen. Und die amerikanischen Soldaten – die Weißen – haben dem Roten Kreuz mitgeteilt, dass sie sich kein Blut von Schwarzen übertragen lassen würden, weil sie darin eine Gesundheitsgefahr sahen.«
Jeanne schwieg. Dieser historische Exkurs überraschte sie. Nicht ohne Scham wurde ihr klar, dass sie Eva Arias für keine besonders gebildete Person hielt. Unwillkürlich sah sie in der Richterin noch immer eine recht primitive Bäuerin. Abermals eine Anwandlung von Geringschätzung ...
Aber die Nicaraguanerin war an diesem Abend gut in Form:
»Der Handel mit Blut ist in Lateinamerika immer gleichbedeutend mit Ausbeutung und Elend. Die armen Länder haben nur zwei Produkte, die sie verkaufen können: ihre jungen Frauen und ihr Blut. In Brasilien verzeichnen die Firmen, die für Blutspenden Geld bezahlen, jedes Jahr vor dem Karneval in Rio eine deutliche Zunahme ihres Geschäftvolumens. Die Brasilianer verkaufen ihr Blut, um sich ihr Kostüm bezahlen zu können ...«
Jeannes Gedanken schweiften ab. Bilder von der grauenhaften Tat, die sie gerade miterlebt hatte, überfielen sie mit brutaler Gewalt. Die hoch aufschießenden Blutfontänen. Die Schreie der Mörder. *»Hija de puta!«* Diese Rückblenden waren wie Elektroschocks, die sie in krampfartige Zuckungen versetzten.
»Zu allem Überfluss«, fuhr Arias fort, »exportiert Plasma Inc. seine Vorräte in die Vereinigten Staaten. Was mehr oder minder auf einen Pakt mit dem Teufel hinausläuft.«
Jeanne blickte auf. Dieser letzte Satz weckte in ihr eine Erinnerung:

»Niels Agosto war bereits von Fanatikern der extremen Rechten überfallen worden. Glauben Sie, dass es dieselben sind, die heute Abend zugeschlagen haben?«
Eva ignorierte die Frage:
»Waren die Täter tätowiert?«
»Ja, zumindest einer. Derjenige, der mich in Schach gehalten hat.«
»Was für eine Tätowierung war das?«
»Eine Schlange. Auf dem Arm.«
»Das ist das Kennzeichen der Gangs, der Maras.«
Jeanne kannte den Namen. Die Maras waren brutale Gangs, die am Ende der Bürgerkriege in Mittelamerika entstanden waren. Die berühmtesten waren die Maras von El Salvador: die Mara 18 und Mara Salvatrucha. Die Banden lieferten sich einen erbarmungslosen Krieg. Ihre Mitglieder brachten durch Tätowierungen, Kleidung und spezifische Gesten ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gang zum Ausdruck.
»Ich habe geglaubt, die Maras fänden sich vor allem in El Salvador.«
»Auch in Guatemala, und jetzt bei uns.«
Jeanne erinnerte sich an eine Anekdote. In El Salvador hatte die Regierung mit einer gigantischen Verhaftungswelle auf die zunehmende Bandenkriminalität reagiert. Die Polizei hatte fast 100 000 tätowierte junge Männer festgenommen und zu guter Letzt nur fünf Prozent davon in Haft behalten. Es war zu zahllosen polizeilichen Übergriffen gekommen. Auch Taubstumme, die sich mit Gebärdensprache verständigten, waren irrtümlich inhaftiert worden.
»Die Tätowierung spielt für sie eine wichtige Rolle«, fuhr Eva Arias fort. »Es ist eine Art Symbolsprache.«
»Was bedeutet die Schlange?«
»Keine Ahnung. Es heißt, jede Tätowierung stehe für einen Mord oder für eine Gefängnisstrafe. Man weiß es nicht genau. Bestimmte Tattoos sind gewissermaßen Rangabzeichen wie bei der russischen und japanischen Mafia.«
»Und was hat das mit Blut zu tun?«
»Einige guatemaltekische Gangs glauben an die Reinheit unserer Rasse. Das ist lächerlich. In Mittelamerika ist die Rassenmischung von Ureinwohnern und Spaniern seit vierhundert Jahren eine Realität.«
»Kennen Sie die Mitglieder dieser rechtsextremen Gangs?«
»Häufig sind es ehemalige Elitesoldaten, die von mexikanischen Kartellen angeworben werden, um Drogen nach Nordamerika zu schmuggeln. Nicht gerade ›reinrassige‹ Personen. Dennoch sind sie besessen von der Idee der Rasse und der Reinheit der Völker. Echte Nazis.«
Jeanne stand auf und trat neben die Richterin. Die Hünin strahlte eine wohltuende Frische aus. Ein wenig wie die Marmorstatuen in Rom, die selbst in der prallen Sonne eine gewisse Kühle bewahrten.
»Als der Angreifer Agosto erstochen hat«, nahm Jeanne den Gesprächsfaden

wieder auf, »murmelte er seltsame Worte.«
»Was für Worte?«
»Er hat von einem Mann aus Ton, einem Mann aus Holz und einem Mann aus Mais gesprochen. Er schien sich im Namen dieser Männer auf sein Opfer zu stürzen. Sagt Ihnen das etwas?«
Die Richterin drückte die Cola-Dose mit der Hand zusammen und warf sie in einen Mülleimer. Im Park spannten Polizisten gelbe Bänder mit der Aufschrift VORSICHT! Ihre Gesten wirkten erschöpft, ihre Uniformen abgetragen. Die Verbrechen, der Staub, die Mattigkeit hatten ihre Spuren hinterlassen.
»Natürlich«, antwortete Eva endlich. »Das alles ist die Schuld der Mayas.«
»Wieso der Mayas?«
»Machen Sie Ihre Aussagen auf dem Revier. Ich hole Sie in einer Stunde ab.«
»Und wohin fahren wir?«
»Zu mir – ich lade Sie zum Abendessen ein.«

## 48

Die Villa von Eva Arias glich der von Eduardo Manzarena, nur dass sie etwas schlichter war. Die gleichen verwinkelten Terrassen und Veranden, die nahtlos in den Garten übergingen und das Haus zu den Sträuchern, der sengenden Hitze und der von Moskitos durchschwirrten Dunkelheit öffneten ... Der zweite Unterschied bestand darin, dass es in dem Haus von Kindern wimmelte. Sie wurden Jeanne vorgestellt: Laetizia, neun Jahre, Anton, sieben Jahre, Manuela, dreizehn Jahre, Minor, vier Jahre ... Dann führte Eva Arias die Schar in die Küche und versprach, in einigen Minuten zurück zu sein.
Im Wohnzimmer betrachtete Jeanne die Porträtaufnahmen, die auf einer Bambuskommode standen. Eva Arias in einem Drillichanzug mitten im Dschungel, eine Maschinenpistole schwenkend. Eva Arias, wieder in Uniform, umarmt einen anderen Guerillero, der wie Che Guevara aussieht. Eva Arias, die ihre Ernennungsurkunde als Richterin in Empfang nimmt ...
Jeanne beneidete sie um dieses Leben, das im Zeichen der Liebe und der Revolution stand. Sie war eine echte Guerillera, die für ihr Land und zugleich für ihre Anerkennung als Frau gekämpft hatte. All dies berührte Jeanne im Innersten. Ganz zu schweigen von den krakeelenden Kindern nur wenige Meter entfernt. Nach der Hölle, die sie im Pavillon 34 erlebt hatte, fühlte sie sich jetzt wie im Paradies.
Vor allem aber war sie am Leben. Einmal mehr war sie dem Schlimmsten entronnen. Diese wiederholten Begegnungen mit dem Tod hatten allerdings auch etwas Positives: Sie machten jede Minute zu etwas Kostbarem. Jeanne spürte ein wohliges Kribbeln in den Adern. Jede Empfindung erschien ihr wunderbar, von unschätzbarem Wert.
»Ich würde Ihnen gerne sagen, dass es eine schöne Zeit war. Aber da bin ich nicht so sicher ...«
Eva Arias war ins Wohnzimmer zurückgekehrt. Jeanne betrachtete ein Foto, das sie mit erhobenen Armen, auf einem Panzer sitzend, inmitten der jubelnden Menge zeigte.
»Trotzdem ... die Revolution, die Liebe ...«
»Sie müssen sehen, was wir durchgemacht haben. Die Diktatur, die Repression, die Gewalt. Man würde niemandem wünschen, unter dem Joch Somozas gelebt zu haben. Ich zum Beispiel habe meine ganze Familie verloren.«
Jeanne stellte das Foto zurück.
»Was ist aus Somoza geworden?«
»Er ist 1978 nach Paraguay geflohen. Der dortige Präsident, Alfredo Stroessner, war einer seiner Freunde. Er hat ihn vor Mordanschlägen geschützt. Nicht bis zum Schluss. In gewisser Hinsicht ist sein Ende sogar komisch.«

»Wieso komisch?«
»Somoza hatte eine Schwäche – neben etlichen anderen, wohlgemerkt –, und das waren die Frauen. Als er begonnen hat, der Ehefrau Stroessners den Hof zu machen, fand dieser das nicht witzig. Da hat er Sandinisten ins Land gelassen, die Somoza mit Panzerfäusten umgebracht haben. Wie man bei Ihnen sagt: *Cherchez la femme*.«
Jeanne nahm ein anderes Foto in die Hand – Eva und ihr »Che« im Hochzeitsstaat.
»Mein Mann Alberto. Er ist vor zwei Jahren an Krebs gestorben.«
»Tut mir leid.«
»Während der Revolution hielten wir uns für unsterblich, unbesiegbar. Seither haben wir eine Enttäuschung nach der anderen erlebt. Die Politik, die Krankheit, die Korruption – alle Wechselfälle des menschlichen Daseins haben uns eingeholt ...«
»Sie scheinen sich sehr geliebt zu haben.«
»Ja. Aber die Revolution, die Politik liebte Alberto noch mehr. Er war ein Held, ein sehr harter Held.«
»Was meinen Sie mit ›hart‹?«
»Haben Sie nicht Henry Kissingers Memoiren gelesen?«
»Nein.«
»Über seinen vietnamesischen Amtskollegen Lê Duc Tho, mit dem er ein Friedensabkommen für Vietnam auszuhandeln versuchte, schrieb Kissinger: ›Lê Duc Tho war ein echter Heros. Solche Helden besitzen eine eiserne Willenskraft, die wir uns nicht vorstellen können. Es sind in der Regel keine angenehmen Zeitgenossen: Ihre Unnachgiebigkeit grenzt an Fanatismus, und sie kultivieren in sich nicht jene Charakterzüge, die man braucht, um erfolgreich Friedensverhandlungen zu führen.‹ Alberto war ein Mann von diesem Schlag.«
Eva hatte das Zitat von Kissinger auf Englisch vorgetragen und war zum Schluss wieder ins Spanische gewechselt. Dann kam sie völlig unvermittelt auf den Stand der Ermittlungen zu sprechen:
»Wir haben die Leibwächter und die Hausangestellten von Manzarena ausfindig gemacht.«
»Wissen sie etwas?«
»Nein. Als die Tat geschah, waren sie nicht mehr da.«
»An welchem Tag war das?«
»Zweifellos vorgestern.«
»Weshalb haben sie das Weite gesucht?«
»Sie sind nicht geflohen. Manzarena hatte sie weggeschickt. Er erwartete wichtige Gäste, mit denen er unter vier Augen reden wollte.«
»Hat er gesagt, um wen es sich handelte?«
»Nein. Er hat einem Vertrauten lediglich mitgeteilt, dass es zwei Personen seien, ein Vater und sein Sohn.«

*Der alte Mann und Joachim.*
Eva Arias fuhr fort:
»Außerdem hat er gesagt, dass es um Forschungen gehe, die für die Menschheit von größter Bedeutung seien. Ziemlich abstrus ... Jedenfalls können wir sicher sein, dass der oder die Mörder von Eduardo Manzarena nichts mit den Fanatikern von heute Abend zu tun haben.« Jeanne antwortete nicht. Das lag auf der Hand.
»Kommen Sie, ich habe *tamales* zubereitet.«
Sie ließen sich auf der Veranda unter den Palmen des Gartens und zwitschernden Vögeln nieder. Jeanne wunderte sich darüber, dass es vergleichsweise wenig Moskitos gab. Es war ihr schon am Vortag aufgefallen. Im Moment war dies die einzige angenehme Überraschung in diesem Land ...
Eva Arias hatte auf einem niedrigen Tisch Tortillas, Avocados, Bananen, Quark und die berühmten *tamales* angerichtet. Jeanne kannte dieses Gericht: gekochtes Fleisch, das mit Mais, Tomaten und Reis in ein Bananenstaudenblatt eingeschlagen wird.
»Bedienen Sie sich.«
Jeanne kam der Aufforderung nach und stellte sich einen bunt gemischten Teller zusammen. Sie wollte die schlichte Tatsache feiern, dass sie noch am Leben war. Vor gerade einmal zwei Stunden war sie von Mördern bedroht worden. Jetzt aß sie mit großem Appetit nicaraguanische Pfannkuchen. Für ihren Geschmack etwas zu viel Abwechslung.
»Ich wollte Ihnen sagen«, hob Eva Arias an, »dass die Extremisten, die Niels Agosto umgebracht haben, mit Sicherheit Guatemalteken sind: Maya. Die Maya haben ein vielschichtiges Verhältnis zu Blut. Immer wieder hieß es, im Gegensatz zu den Azteken, die regelmäßig Menschenopfer darbrachten, seien die Maya nicht gewalttätig gewesen. Aber auch die Maya kannten Menschenopfer. Sie haben ihnen das Herz herausgerissen, um es der Sonne darzubringen; sie vergossen ihr Blut, um den Durst der Erde zu stillen. Sie haben den Göttern auch ihr eigenes Blut dargebracht, im Rahmen unterschiedlicher Riten, die mehr oder minder schmerzhaft waren. Die Schmerzen, die sie sich selbst zufügten, waren ein Mittel, um mit den Göttern in Verbindung zu treten.«
»Und was hat das mit der Gegenwart zu tun?«
»Nichts, abgesehen davon, dass die Maya Blutentnahmen ablehnen, vor allem, wenn sie in industriellem Maßstab durchgeführt werden. Sie sehen darin die Entweihung einer heiligen Handlung.«
»Und was hat es mit den Worten auf sich, die der Mörder während der Tat geäußert hat: der Mann aus Holz, der Mann aus Ton, der Mann aus Mais?«
»Das ist eine Anspielung auf das heilige Buch der Maya, das *Popol Vuh*.«
Diese Silben weckten in Jeanne eine Erinnerung, die nichts mit der Sache zu tun hatte. Popol Vuh war der Name einer deutschen Band, die ihre Mutter Ende der siebziger Jahre gehört hatte, neben Can, Tangerine Dream, Klaus Schulze ... Sie

hatte noch immer diese zum Träumen anregende, synthesizergesättigte Musik im Ohr, bei der es manchmal zu regelrechten Percussion-Orgien kam.
Jeanne versuchte, sich an ihre eigenen Kenntnisse über die Maya-Kultur zu erinnern:
»Ist das ein Codex?«
»Nein. Sie bringen die Epochen durcheinander. Die Codizes sind Bilderhandschriften aus Rindenpapier, auf die der Schreiber Motive und Symbole zeichnete. Die wenigen, die erhalten geblieben sind, stammen aus dem 12. Jahrhundert. Das *Popol Vuh* ist eine Handschrift, die zu Beginn der spanischen Invasion verfasst wurde. In der Quiché-Sprache, aber in lateinischen Buchstaben. Sie wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts von einem Dominikanermönch entdeckt.«
»Was erzählt sie?«
»Die Geschichte der Welt, die Erschaffung des Menschen. Die Götter formten zuerst einen Mann aus Lehm, doch er war zu weich und besaß weder Beweglichkeit noch Kraft. Da haben die Götter Männer aus Holz und Frauen aus Schilfrohr geschnitzt. Sie sprachen wie Menschen, hatten aber keine Seele. Da haben die Götter auch diese Figuren zerstört und vier Männer und vier Frauen aus Mais geschaffen. Aus Wasser machten sie ihr Blut. Diese Menschen waren vollkommen, zu vollkommen. Ihre Weisheit machte sie gefährlich. Da hat das Herz des Himmels Dunst in ihre Augen geblasen und ihre Weisheit verringert. So wurde der Maismensch zum Ahnen der Maya.«
»Das erklärt nicht, wieso der Mörder während der Tat ihre Namen ausgerufen hat.«
»Weil die Einfuhr von verseuchtem Blut mit der Gefahr einer Regression verbunden ist. Für die Maya sind die Männer aus Holz, die überlebt haben, Affen. Diese Fanatiker können es nicht zulassen, dass Agosto und Manzarena den Maismenschen beschmutzen. Aber, um es noch einmal zu sagen, all dies ist absurd. Denn die Nicaraguaner sind keine Maya.«
»Ich nehme an, dass Manzarena und Agosto Blutspende-Zentren in Guatemala eröffnet haben.«
»Gut möglich.«
Jeanne dachte nach. All dies brachte sie immer weiter von Joachim und seinem Motiv weg. Sie glaubte nicht, dass er die Leute, die auf seiner Liste standen, im Namen irgendeiner Reinheit der Rasse umbrachte.
»Man hat mir von großen Mengen verseuchten Blutes erzählt – *tatsächlich* verseuchten Blutes. Blut, das Plasma Inc. aus der Región Noreste in Argentinien importiert haben soll. Was halten Sie davon?«
»Das kann ich mir nicht vorstellen. Plasma Inc. ist ein solides Unternehmen, das seine Konserven nach Nordamerika verkauft. Wenn ein solches Problem aufgetreten wäre, hätte Manzarena mit Sicherheit umgehend reagiert.«
Eva Arias rollte sich eine Tortilla und tunkte sie in den Quark ein. Jeanne war beim

dritten *tamale*. Sie musste sich beruhigen, sonst würde sie vor dem Ende des Mahls noch alles erbrechen ...
»Und Sie, Jeanne Korowa? Was haben Sie mit dieser ganzen Geschichte zu schaffen?«
Jeanne hatte den Mund voll. Das gab ihr Gelegenheit, nach einer glaubwürdigen Erklärung zu suchen.
»Wissen Sie«, fuhr Eva Arias fort, »die mittelamerikanischen Staaten haben einen Verbindungsmann in Paris, einen Freund von mir. Wir haben zusammen studiert. Ich habe mit ihm telefoniert. Er wusste über Ihre Ermittlungen Bescheid. Wenn ich ›Ihre‹ sage, dann tue ich dies aus Höflichkeit. Denn mein Freund kannte Ihren Namen nicht, und ganz offensichtlich sind Sie nicht offiziell mit diesem Fall betraut ...«
Jeanne aß ihr *tamale* nicht zu Ende. Jetzt musste sie der Nicaraguanerin reinen Wein einschenken.
»Ich habe in diesem Fall keine offiziellen Befugnisse, das ist richtig. Aber der Richter, der dafür zuständig war und von dem ich Ihnen erzählt habe, war ein Freund von mir. Um seinetwillen muss ich die Ermittlungen weiterführen.«
»War er Ihr Geliebter?«
»Ich habe keinen Geliebten.«
»Das dachte ich mir.«
»Was wollen Sie damit sagen?«
Jeannes Gesicht war rot angelaufen. Als hätte Eva Arias ein geheimes Gebrechen von ihr erwähnt.
»Jeanne, nehmen Sie es mir bitte nicht übel, aber es ist offensichtlich, dass Sie nichts in Paris hält. Dass Sie sich in die Aufklärung dieses Verbrechens gestürzt und diese Reise unternommen haben, um Paris und Ihre Einsamkeit zu vergessen.«
»Ich glaube, dass wir hier vom Thema abschweifen.« Jeanne stand auf und sprach unvermittelt lauter: »Vor allem aber glaube ich, dass Sie das nichts angeht!«
Die Hünin lächelte. Ein vielsagendes, wohlwollendes Lächeln:
»Seien Sie nicht so empfindlich.«
»Wir haben uns nichts mehr zu sagen.«
Eva Arias griff nach einer Avocado und öffnete sie mit einer schnellen Handbewegung.
»Aber ich habe Ihnen etwas zu sagen. Die Nicaraguaner sind von Natur aus sehr hilfsbereit. Einer der Journalisten, mit denen ich mich wegen Ihrer Kannibalen-Geschichte in Verbindung gesetzt habe, hat mich heute Nachmittag angerufen. In einem Archiv wurde er zwar nicht fündig, aber er hat Kollegen in den benachbarten Ländern angerufen: Honduras, Guatemala, Salvador ...«
Jeanne wurde kreidebleich.
»Hat er was gefunden?«
»Guatemala, 1982. Die Ermordung einer jungen Indiofrau mit eindeutigen Spuren

von Anthropophagie. Das geschah in der Region von Atitlán. Sagt Ihnen das etwas? Angeblich der schönste See der Erde ... Noch so eine Prahlerei der Indios.«
1982. Das war das Jahr, das Eduardo Manzarena interessierte. Joachim musste damals etwa zehn Jahre alt gewesen sein. Sein erster Mord? Aber wieso in Guatemala?
»Was wissen Sie über diesen Fall?«
»Nicht viel. Von dem Mord wurde damals kaum Notiz genommen. Kein Wunder, denn die Lage in Guatemala war vielleicht noch schlimmer als in Nicaragua. In den achtziger Jahren wurden die Indios bei lebendigem Leib verbrannt, und man stach ihnen die Augen aus, nur um ihnen eine Lektion zu erteilen. Da fällt eine zerfleischte junge Frau nicht weiter ins Gewicht ... Wenn Sie dorthin fahren, werden Sie nichts finden. Keine Archive, keine Zeugenaussagen. Nichts. Aber ich weiß, dass Sie trotzdem fahren werden ...«
Jeanne griff nach ihrer Tasche. Mit ruhigerer Stimme sagte sie:
»Jedenfalls danke für den Tipp.«
»Es gibt noch weitere Überraschungen.«
Sie blieb auf der Schwelle der Veranda stehen. Aus der Finsternis drangen gellende Schreie und das Rascheln von Blättern.
»Welche?«
»Laut Aussage des Journalisten wurde der Kannibalen-Mörder damals identifiziert.«
»Was?«
Eva Arias schwieg einen Augenblick. Jeanne hatte den Eindruck, dass ihr Herz überall in ihrem Körper schlug. In ihrer Brust, ihrer Kehle und ihren Schläfen.
»Wer war es?«
»Ein Priester.«

## 49

In Peru hatte ihr ein Pressefotograf einmal gesagt: »Wenn man Schwierigkeiten im Ausland hat, fällt es einem oft erst als Letztes ein, die Botschaft zu kontaktieren. Dabei ist es immer das Beste, was man tun kann.«
Jeanne hatte sich an diesen Rat erinnert. Um 20.00 Uhr in Managua ein Auto zu mieten, schien eine *Mission impossible* zu sein. Aber nicht, wenn einem der Kulturattaché der französischen Botschaft, ein gewisser Marc, half, den sie zufällig an den Apparat bekommen hatte, als sie eine vom Außenministerium veröffentlichte Nummer anrief. Er kannte den Geschäftsführer der örtlichen Niederlassung des Autoverleihers Budget, rief ihn an und überredete ihn, das Büro nochmals aufzumachen.
Jeanne hatte sich überschwänglich bei dem jungen Mann bedankt, der keinerlei Fragen stellte. Jetzt war sie am Steuer eines Lancer Mitsubishi in Richtung Nordwesten unterwegs. Es würde eine lange Fahrt werden. Sie musste zuerst halb Nicaragua und dann El Salvador durchqueren, ehe sie Guatemala erreichen würde. Insgesamt eine Strecke von fast tausend Kilometern ...
Die Orientierung fiel leicht, denn es gab nur eine Straße: die Panamericana, die von Nord nach Süd durch ganz Mittelamerika führte. Eine legendenumwobene Verkehrsader, die alle Kriege, alle Revolutionen dieser kleinen Länder, in denen es ständig gärte, kommen und gehen gesehen hatte. Es war keine vier- oder achtspurige Autobahn, sondern eine schlichte Schnellstraße, die durch einen weißen Mittelstreifen geteilt wurde. Ein Band, durch den Dschungel, durch Ebenen, Berge, Felder und Elendsviertel gelegt, scheinbar unbeirrbar seinem Zweck folgend, die beiden amerikanischen Kontinente miteinander zu verbinden.
Die Nacht war schwarz. Jeanne bedauerte, dass sie nichts von der Landschaft sah. Von den rauchenden Vulkanen und ihren Kratern, den Seen und ihren perlmuttern schimmernden Oberflächen, dem gewaltigen Dschungel mit seinen verschlungenen Lianen ... Stattdessen folgte sie diesem einförmigen Asphaltband, die Hände ans Lenkrad geklammert, die Augen zusammenkneifend, wenn sie von den Scheinwerfern eines entgegenkommenden Fahrzeugs geblendet wurde.
Sie versuchte das Kapitel Nicaragua für sich abzuschließen. Der Ertrag war dürftig beziehungsweise gleich null. Sie hatte die Ermordung Eduardo Manzarenas nicht verhindern können – den Mord an Niels Agosto zählte sie nicht, denn er hatte nichts mit Joachim zu tun. Über diesen hatte sie nichts Neues herausgefunden. Im Grunde hatte sie nur eine einzige neue Spur entdeckt. Eine sehr vage Spur ... Der Verdacht, dass das verseuchte Blut aus Argentinien kommen könne. Ein kannibalistischer Mord, der 1982 in der Nähe des Atitlán-Sees von einem Priester begangen worden war ...
Doch sie liebte dieses Gefühl, dass alles im Fluss war. Sie verlor sich. Sie ging

völlig in dieser Jagd nach dem Mörder auf. Nichts zeigte dies deutlicher als die Tatsache, dass sie beim Begleichen ihrer Hotelrechnung beinahe der Schlag getroffen hätte. Ob in Córdobas, in Dollars oder in Euros – die Rechnung war gesalzen.
Sie konzentrierte sich auf die Straße. Das Faszinierendste war das pulsierende, anarchische Leben am Rand der Panamericana: unglaubliche Geschäfte, Baracken aus Reifen und Teerpappe und dreckige Imbissstuben. Dort wurden bunt durcheinander Schwäne aus Stuck, Gartenzwerge, verchromte Stoßstangen, Riesenkürbisse und vieles andere feilgeboten. Alles vergoldet durch die elektrische Beleuchtung der Verkaufsstände, die kleinen Krippen aus Pappmaché glichen. Jeanne sah auch verrostete Schilder, Tafeln mit religiösen Botschaften – *JESUCRISTO SALVA TU ALMA!* –, Werbeplakate mit unzähligen Karikaturen von Hennen oder Hähnen vorbeiziehen. Nicaragua schien von einer regelrechten Hühner-Obsession befallen zu sein. Aber vor allem überholte sie, wich aus, kreuzte sie – Lastwagen, Pick-ups, PKWs, Mofas, Karren. All dies mit Vollgas, in einer Art unerschütterlichem Elan.
Mitternacht. Die Grenze zu El Salvador. Sie hatte in vier Stunden zweihundert Kilometer zurückgelegt. Nicht schlecht, wenn man den Zustand der Straße und den Verkehr bedachte. Nun musste sie die zweite Etappe in Angriff nehmen. Den Wagen abstellen. Die Schlüssel in den Briefkasten der Budget-Niederlassung werfen. Zu Fuß die Grenze überschreiten. Sich auf salvadorianischer Seite ein neues Auto besorgen. Das war besonders nervend in Mittelamerika: Man konnte nicht in einem Wagen durch mehrere Länder fahren.
Sie reihte sich in die Schlange der Wartenden ein. Nachdem ihr Reisepass von der nicaraguanischen Grenzpolizei abgestempelt worden war, musste sie ein gutes Stück zu Fuß gehen, um zum salvadorianischen Kontrollpunkt zu gelangen. Sie hatte den Eindruck, durch eine Art Zwischenwelt zu laufen. Scheinwerfer beleuchteten ein Chaos aus parkenden LKWs, Bussen, die betankt wurden, Schlammpfützen, Tankstellen, Tortilla-Ständen, Sandwichverkäufern, eingenickten Rucksacktouristen, vereinzelten Geldwechslern, verstörten Tagelöhnern ...
Eine zweite Warteschlange. Ein neuer Stempel. Sie fand die Budget-Niederlassung – eine Hütte zwischen anderen, verschlossen mit einem Rollladen aus Stahlblech. Sie klopfte: Man hatte ihr versichert, dass ein Angestellter da wäre. Es war tatsächlich einer da – schlaftrunken, taumelnd. Aber zu ihrer großen Überraschung lief alles wie gewünscht. Sie unterschrieb einen Mietvertrag, legte ihren Führerschein vor, nahm die Schlüssel entgegen und einen neuen Wagen in Besitz. Ein brandneuer RAV4 Toyota.
Marc hatte gesagt: »In El Salvador werden Sie die besten Straßen Mittelamerikas finden.« Das stimmte ... sofern sie fertiggestellt waren. Jeanne kam an dantesken Baustellen vorbei, wo Löffelbagger ganze Berge abtrugen beziehungsweise verschoben, während von überall her mit Roterde gefüllte Kippkarren auftauchten.

Sie fuhr dicht an diesen Abgründen vorbei, folgte der Behelfsstrecke, erblickte Gestalten in Regenkleidung, in ärmellosen T-Shirts oder mit nacktem Oberkörper, ausgerüstet mit Hacken, Schaufeln und Kellen, Schutzmasken und gefütterten Handschuhen. Gespenster in der Finsternis, die an die Sklaverei einer anderen Epoche erinnerten ...

Auf ihrer Fahrt durch El Salvador sah sie nichts anderes. Weder San Miguel noch San Vicente, weder San Salvador noch Santa Ana ... All dies glitt unter sintflutartigen Regenfällen, die das Ende der Welt anzukündigen schienen, an ihr vorüber. Jeanne hatte das Gefühl, ein U-Boot zu steuern, das die Oberfläche suchte. Ihre Gedanken verloren sich. Sie dachte an das Blut. Das verseuchte Blut der Plasma Inc. ... Das Blut der von den Maya geopferten Menschen ... Das Blut von Niels Agosto, das durch die Finsternis spritzte ... Scharlachrote Ströme, rostbraune, breiige Flüsse, die sich neben der Straße ergossen und aus den Gräben schwappten. Sechs Uhr morgens.

Die Grenze zu Guatemala. Die gleiche Prozedur wie bei der Einreise nach El Salvador. Sie stellte das Auto ab, passierte die Grenze zu Fuß und besorgte sich ein neues Mietauto – wieder einen Mitsubishi-Geländewagen. Bei einem zahnlosen Mann mit Schnauzbart wechselte sie ihre Dollars und ihre Córdobas in Quetzales – die guatemaltekische Währung. Bis Guatemala City waren es noch zweihundert Kilometer, dann weitere fünfzig Kilometer bis nach Antigua, der historischen Hauptstadt des Landes. Dort befand sich das Kloster des Priesters, der zum Mörder geworden war.

Als Jeanne sich wieder auf den Weg machte, prangte bereits die kupferfarbige Sonnenscheibe über dem Dschungel. Das Erste, was sie von Guatemala sah, war ein dunstverhangener Wald. Dichter silberglänzender Nebel umlagerte die Bäume. Zähe Dampfschwaden zogen durch Wipfel, Sträucher und Ebenen, die an die diesigen, verwaschenen, purpurroten Landschaften der chinesischen Malerei erinnerten.

Es war Freitag, der 13. Juni. Hoffentlich kein schlechtes Omen ... Jeanne versetzte sich in eine frühere Zeit. Sie sah Maya, Angehörige eines alten Volkes, sanftmütig, zeitlos, trotz der Geländewagen, die mit Vollgas dahinrasten. Die Männer mit farbenprächtigen Boleros und weißen Cowboyhüten. Die Frauen gingen barfuß. Jede von ihnen trug die traditionelle handgestickte Bluse, den regenbogenfarbenen *huipil*. Jeanne erinnerte sich, was sie darüber gelesen hatte: Dieses Kleidungsstück veranschaulichte die Kosmogonie der Maya. Eine von zahllosen Göttern bevölkerte Welt, in der sich ein bestimmter Kreislauf ständig wiederholte.

Unwillkürlich fuhr Jeanne langsamer, um ihre Gesichter zu betrachten. Aus dem, was sie sah, schöpfte sie einen leichten Trost. Diese Menschen befanden sich nicht in der Landschaft, sie *waren* die Landschaft. Ihre goldbraunen Gesichter waren wie poliert durch die jahrtausendelange Einwirkung von Sonne und Regen, von Windstille und Zyklonen, die sie nach dem Bild ihrer Legenden geformt hatten. *Die*

*Maismenschen* ... flüsterte sie.
Gegen Mittag erreichte Jeanne Guatemala City. Wieder goss es in Strömen. Die Stadt zeigte sich unverschleiert, wie ein Krieger seine Narben zur Schau stellt. Eine chaotische Verstädterung. Ein zersiedelter Ballungsraum, der im Rhythmus massiver Zuwanderungswellen, die ihrerseits durch Erdbeben, Zyklone und Überschwemmungen ausgelöst wurden, in einem fort planlos weiterwucherte. Eine aufgedunsene, chaotische, feuchte Kapitale ...
Sie fuhr in ein Schlammloch hinein. Versuchte sich zu orientieren. Vergeblich. Man wusste nicht mehr, ob der Schlamm vom Himmel fiel oder aus der Erde hervorquoll. Jeanne musste immer wieder an einen Satz denken, den Georges Arnaud seinem Werk *Lohn der Angst* vorangestellt hatte. Ein Satz, der sie ergriffen hatte wie wenige andere: »Man möge in diesem Buch nicht jene geografische Genauigkeit suchen, die immer nur eine Illusion ist: Guatemala zum Beispiel gibt es nicht. Ich weiß es, denn ich habe dort gelebt.« Genau dieses Gefühl hatte sie im Moment. Keine Stadt, kein Land. Nur eine Hölle. Eine Art Schmelze aus Menschen, Elend und Schmutz, aus der sich vielleicht eines Tages etwas Brauchbares machen ließ, die sich aber einstweilen noch im Stadium des Magmas befand ...
Sie war erleichtert, als sie die Straße Richtung Hochland fand. Sie assoziierte damit Vorstellungen von »frischer Luft« und »Reinigung« ... Innerhalb weniger Kilometer veränderte sich die Landschaft vollkommen. Aus der in Schlamm und Morast versinkenden Ebene gelangte sie in eine Gebirgsregion mit Tannenwäldern, fernen Gipfeln und wohltuender Frische – und manchmal auch einer tropischen Üppigkeit, die plötzlich auftauchte, wie um daran zu erinnern, wo man sich befand ...
Um 14.00 Uhr erreichte Jeanne Antigua. Guatemala City war eine Hölle. Antigua dagegen war das »grüne Paradies der kindlichen Liebe«. Eine gut erhaltene alte Stadt, die im 17. Jahrhundert die Kapitale ganz Mittelamerikas gewesen war. Hier wurde man zwei- bis dreihundert Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt. Kein modernes Gebäude. Kein mehrstöckiges Gebäude. Gepflasterte Straßen, auf denen nur ganz vereinzelte Autos im Schritttempo fuhren. Dafür aber überall Kirchen, die sämtliche Stile und Epochen durchdeklinierten – weiße, gelbe und rote, barocke und klassizistische Kirchen, die die strengen Linien einer Hacienda oder, im Gegenteil, die überladene Bühnendekoration einer mexikanischen Operette zur Schau trugen.
Noch immer zogen tief hängende Regenwolken über den Himmel. Die Stadt schien in der düsteren Stimmung, die die Vulkane ringsumher ausstrahlten, gleichsam zu ertrinken. Dieser triste, quecksilberfarbene Himmel passte nicht zu der sonnigen Architektur der Kirchen und den blau, rosa oder malvenfarben gestrichenen Häusern. Die Straßen wiederum waren so geradlinig, dass sie an Blockflöten erinnerten, die Melodien aus Blumen und Farben spielten.

Jeanne gelangte auf die Plaza Mayor.
Schachbrettartig angepflanzte Bäume, überdachte Galerien, schmiedeeiserne Verzierungen an jedem Fenster – jetzt musste nur noch Zorro von einem der Balkone herunterspringen, die dicht mit Rosen und Lorbeerblättern geschmückt waren. Jeanne warf einen Blick auf ihren Stadtplan und begriff das System. Die *avenidas* durchschnitten die Stadt von Nord nach Süd, während die *calles* sie von West nach Ost durchzogen ... Sie entdeckte auf Anhieb die Kirche, die sie suchte: die Iglesia y Convento de Nuestra Señora de la Merced. Hier hatte sich Pierre Roberge aufgehalten, der Priester aus Belgien. Eva Arias hatte ihr berichtet, dass er ein sechzehnjähriges Indiomädchen mit bloßen Zähnen zerfleischt hatte.

## 50

Architektonisch gesehen war die Iglesia y Convento de Nuestra Señora de la Merced ein Mittelding zwischen einem nüchternen romanischen und einem verspielten barocken Bauwerk. Im Kern war es ein solides Gebäude mit dicken Mauern. Nach außen hin glich es einem fein ziselierten Schmuckstück, mit spiraligen Säulen, ockerfarbenem Dach, Fassadenfiguren und -malereien, die Renaissance-Engelchen mit Maya-Motiven verknüpften.
Jeanne stellte ihren Wagen auf dem Kirchenvorplatz ab. Indiofrauen näherten sich mit ihrem Plunder, ihren Halsketten und Schlüsseletuis. Alle hatten ein Baby auf dem Arm. Jeanne bedeutete ihnen, dass sie kein Interesse habe. Sie lächelte. Sie war schmutzig, erschöpft, und ihr Haar war ganz zerzaust, aber sie fühlte sich stark, entschlossen, wagemutig.
Sie schlüpfte durch das Portal. Im Innern glich die Kirche einem Bunker aus nacktem Beton. Die Mauern waren mehrere Meter dick, die Steinplatten rau wie Felsen. Das Bauwerk verriet hier seine wahre Bestimmung: den Kampf. Die Kirche war ursprünglich eine Festung gewesen. Eines dieser Bollwerke, die mitten im Dschungel errichtet worden waren, um den Indios, dem Klima, den Heiden zu trotzen ...
Unter dem hohen Gewölbe ging Jeanne nach rechts, in Richtung des Klosters. Laut Eva Arias lebte dort nur noch eine Gruppe belgischer Jesuiten: Brüder vom Maison Saint Ignace.
Im Innenhof, dessen Weitläufigkeit an eine antike Arena erinnerte, verstärkte sich der Eindruck der Strenge und Härte noch: Mauern, von denen stellenweise der Putz abgebröckelt war, sodass die Backsteine wie Wunden zum Vorschein kamen, kreideweiße Gewölbegänge, verzierte Pflastersteine, zwischen denen Grasbüschel wuchsen, und in der Mitte ein Brunnen ohne Wasser.
Ein Indio schob eine Karre vorbei. Jeanne winkte ihm zu und erklärte, mit dem Jesuiten sprechen zu wollen, den sie unterwegs angerufen hatte: Bruder Domitien. Der Maya-Mann verschwand. Sie wartete geduldig unter dem Gewölbe und atmete den in der frischen Luft schwebenden Geruch von altem Gemäuer und Efeu ein.
»Wir können Ihnen nicht helfen.«
Ein beleibter junger Mann löste sich aus den schrägen Schatten der Säulen. Er hatte ein nichtssagendes Gesicht, dessen Ausdruckslosigkeit durch die blonden Haare und Brauen noch verstärkt wurde. Bei seinem Anblick musste Jeanne an eine weiße Kerze denken, die geschmolzen und zerlaufen war und nach dem Erstarren zufällig eine Figur ergeben hatte.
Er hatte den Satz auf Französisch gesprochen, was ihr ermutigend erschienen war. Für den Inhalt des Satzes galt dies nicht.
Aber Jeanne ließ sich nicht verunsichern:

»Sie wissen doch gar nicht, was mich hierherführt.«
»Am Telefon haben Sie mir gesagt, dass Sie Ermittlungsrichterin sind. Wir haben nichts mit der Justiz zu schaffen. Und schon gar nicht mit der französischen Justiz.«
»Hören Sie mich doch erst einmal an.«
»Sparen Sie sich die Mühe. In diesem Kloster lebt nur eine Handvoll Mönche. Wir kämpfen hier mit unseren Waffen. Für das materielle Wohl und das Seelenheil der Bauern. Wir haben nicht das Geringste mit irgendwelchen Verbrechen zu tun.«
»Trotzdem wurde hier vor langer Zeit ein Verbrechen verübt.«
»Darum also geht es.«
Bruder Domitien sah Jeanne mitleidig an.
»Zwanzig Jahre später kommen Sie, um diese alte Geschichte aufzurühren.«
»Und warum nicht?«
»Pierre Roberge hat alles in allem nur einige Stunden in Antigua verbracht. Er ist gleich weitergereist zu der Missionsstation, die sein eigentliches Ziel war. Ein Waisenhaus am Atitlán-See.«
»Woher kam er? Aus Belgien?«
»Nein, aus Argentinien, der *Region Noreste*, um genauer zu sein.«
Damit war eine erste Verbindung zwischen Mittelamerika und Argentinien gegeben. Der Brief von Niels Agosto, der sich im Dschungel von Nordost-Argentinien verirrt hatte. Hatte sich Roberge dort mit der Krankheit angesteckt? Jeanne spürte, wie ihr Herz pochte. Sie würde ihre erste brauchbare Spur nicht so ohne Weiteres fallen lassen.
»Was wissen Sie über ihn?«
»Damals war ich noch nicht hier. Ich bin neunundzwanzig. Meine Superioren haben es mir erzählt. Sie haben es bedauert, ihn hier in Guatemala eingesetzt zu haben. Aber unser Orden hat große Nachwuchsprobleme. Und wir hatten keine anderen erfahrenen Kandidaten. Die Unterdrückung war damals schrecklich. Die Ladinos brachten Priester um, verstehen Sie? Und Roberge war ein robuster Kerl. Auf so jemanden konnte man nicht verzichten, auch wenn, wie sich später zeigte, seine Gründe alles andere als edel waren.«
»Was für Gründe?«
»Es hieß, er wäre geflohen. Er hatte schon damals einen schlechten Ruf.«
»Was verstehen Sie unter einem ›schlechten Ruf‹?«
Der Jesuit fuchtelte mit seinen fleischigen Händen herum.
»Gerüchte. Bloße Gerüchte.«
»Was für Gerüchte?«
Domitien wich Jeannes Blick aus.
»Was für Gerüchte?«
»Es hieß, ein Dämon begleite ihn.«
»War er besessen?«
»Nein, etwas anderes. Ein Kind ... Ein Kind begleitete ihn.«

»Ein Waisenkind?«
Der Jesuit warf verzweifelte Blicke durch den Innenhof. Er schien auf einen Besucher, ein Gewitter, irgendetwas zu hoffen, was ihn aus dieser Situation erlösen würde.
»Verstehen Sie denn nicht?«, sagte er plötzlich gereizt.
»Wollen Sie sagen, dass es sein Kind war?«
Beredtes Schweigen des Geistlichen. Darauf war Jeanne nicht gefasst gewesen. Aber sie fasste sich rasch wieder. Und wagte im Geiste folgende Hypothese: Konnte es sich bei dem alten Spanier in Férauds Praxis um Roberge gehandelt haben? Sie hörte wieder seine Stimme: »In meiner Heimat war das eine weit verbreitete Praxis. Alle taten das.« Ein Priester, der mit seinen Schäfchen schlief? Bestimmte Elemente passten ins Bild: ein Geheimnis zwischen einem Vater und seinem Sohn, Joachims Gefühl, von seinem Vater abgelehnt zu werden, ein ungewolltes Kind, das an Autismus erkrankte ... Aber andere Details passten überhaupt nicht: Der alte Mann bei Féraud sprach mit spanischem Akzent. Roberge war gebürtiger Belgier. Lag das vielleicht an seinem langjährigen Aufenthalt in Lateinamerika? Nein. Zudem war Roberge laut Aussage von Eva Arias damals schon sechzig Jahre alt gewesen. Dann würde er heute fast neunzig sein.
Sie beschloss, ganz von vorn zu beginnen:
»War das Kind ein Junge oder ein Mädchen?«
»Ein Junge.«
»Kennen Sie seinen Vornamen?«
»Nein.«
»Wie alt war er?«
»Ich weiß es nicht genau. Etwa zehn, glaube ich. Ich sage es noch einmal: Sie sind nicht in Antigua geblieben. Sie sind dorthin gegangen, wo es wirklich brodelte. Im Übrigen hat Roberge dort unten gute Arbeit gemacht. Das muss man zugeben. Er hat in der Missionsstation viele Hilfsbedürftige aufgenommen. Er widersetzte sich dem Militär ...«
»Wieso haben Sie von einem Dämon gesprochen? War das Kind von einem Geist besessen?«
»Hören Sie, ich weiß es nicht. Es kursierten viele Gerüchte. Ja, es hieß, das Kind sei von einem bösen Geist besessen. Hinzu kamen abergläubische Vorstellungen der Maya. Am häufigsten war zu hören, Pierre Roberge stehe unter dem Einfluss des Kindes. Der Mord hat bewiesen, dass dieses Gerede vielleicht einen wahren Kern hatte ...«
»Was ist danach passiert? Wurde Roberge verurteilt?«
Der Jesuit schüttelte den Kopf. Das war keine Antwort auf die Frage, sondern auf die Situation. Er wollte nichts mehr sagen. Das Gespräch war beendet. Jeanne rührte sich nicht vom Fleck.
»Wenn Sie Genaueres über diese Angelegenheit wissen wollen«, sagte der Mann

mit matter Stimme, »müssen Sie sich an jemanden wenden, der damals dort unten war. Sie kann Ihnen mehr über Roberge erzählen.«
»›Sie‹?«
»*Rosa Maria Ibañez.* Eine Archäologin, die Roberge sehr nahestand.«
»Wo kann ich sie finden?«
»Hier in Antigua. Sie führt Grabungen im Viertel Calle Oriente durch. Ich zeichne es Ihnen auf. Es ist nicht weit.«
Der Geistliche nahm den Notizblock und den Filzstift von Jeanne. Offenkundig war er nur allzu erleichtert darüber, den ungebetenen Gast endlich loszuwerden. Sein bleiches Gesicht glänzte von Schweiß.
»Und über den Mord, die zerfleischte Indiofrau, können Sie auch nichts sagen?«, versuchte sie es noch einmal.
Domitien gab ihr den Block zurück.
»Die Kirche San Pedro. *Rosa Maria Ibañez*. Sie arbeitet in den Ruinen des Klosters, hinter der Kirche.«

## 51

»Sein Sohn? *Ay, dios mío!* Niemals.«
Rosa Maria Ibañez glich einer Obdachlosen. Die Maya-Frau hatte ein völlig zerknittertes Gesicht. Ihr strohiges Haar erinnerte an die Fasern einer Kokosnuss. Dunkle Ringe um die Augen, eine Stumpfnase, fleischige Lippen. Wahrlich keine Schönheit. Sie trug einen abgewetzten Anorak, eine viel zu weite Levis 501 und rote Holzschuhe.
Energisch schüttelte sie den Kopf.
»Ich habe Roberge gut gekannt. Er war die Sittenstrenge in Person. Irgendwelche Frauengeschichten – völlig undenkbar.«
Ihr gedrängtes, abgekürztes Spanisch war beinahe unverständlich. Statt *muy bien* sagte sie *muy bié* und *s'día* statt *buenos días*.
»Haben Sie das Kind gekannt?«
»Juan? Natürlich.«
Jeanne machte sich Notizen. »Juan« und nicht »Joachim«. Hatte sie sich in der Identität des Jungen geirrt?
»Wie war er?«
»Sehr hübsch.«
»Wie alt war er?«
»Etwa zehn, glaube ich.«
»Hatte er ein Problem mit den Händen?«
»Nein. Was für ein Problem?«
»Vergessen wir das. Weshalb hatte Roberge ihn nach Guatemala mitgebracht?«
»Juan hatte psychische Probleme. Roberge wollte ihn nicht in einem Kinderheim in Formosa, Argentinien, zurücklassen.«
»Was für psychische Probleme?«
»Eine Art Autismus. Genaueres kam nie heraus.«
»War er vielleicht ... besessen?«
Rosa Maria machte mit ihren dicken Lippen ein Pups-Geräusch. Sehr vornehm.
»Ammenmärchen von Bauern! Autismus jagt den Leuten Angst ein. Traditionell glaubt man, Autisten seien von bösen Geistern besessen. Vor allem hier, wo man immer sehr schnell mit Gott oder dem Teufel bei der Hand ist.«
Auf einem großen Bruchstein sitzend, machte Jeanne sich eifrig Notizen. Die beiden Frauen hatten sich in einer Ecke der Grabungsstelle niedergelassen. Diese glich einer Baustelle – ohne Bau. Überall waren Löcher, Schutt, ausgegrabene Mauerstücke. Gelbe Absperrbänder. Schubkarren, Schaufeln, Plastikplanen, die überall auf dem Gelände ausgelegt waren, um die Ausgrabungen und Funde vor den Regengüssen zu schützen.
Jeanne hörte auf zu schreiben. Ihr war schwindelig geworden. Hunger.

Übermüdung. Oder noch immer der Jetlag ...
»Ist Ihnen nicht gut?«, fragte Rosa Maria, sich zu ihr niederbeugend – ihr Atem stank nach Rum.
»Geht schon.«
»Willst du einen Kaffee?«, fragte die Frau, zum »Du« wechselnd.
»Nein, danke.«
Vor ihr stehend, stemmte die Archäologin ihre beiden Hände in die Hüften.
»Es ist der Beste der Welt.«
Eva Arias hatte sie gewarnt: Die Maya verstanden keinen Spaß mit Dingen, die ihren Nationalstolz berührten.
»Einverstanden.«
»Komm mit.«
Sie stapften vorsichtig zwischen den Plastikbändern, den Planen und Löchern hindurch zu einem Grabungsschuppen, wo sich auf Brettern, die auf Gerüstböcken lagen, kleine Steinhaufen aneinanderreihten. Rechts ein Kocher, eine Kaffeemühle. Rosa Maria machte sich an die Arbeit.
Jeanne nahm hinter einem der Tische Platz. Die Müdigkeit stieg in ihr an wie die zurückgestaute Flüssigkeit in einem zu schmalen Kanal. Machtvoll, ekelerregend, erstickend. Sie fühlte sich immer elender.
Rosa Maria servierte den Kaffee. Ein bitterer Geruch von gebrannter Erde stieg in die Luft. Allein der Gedanke, dieses Gebräu zu trinken, schnürte Jeanne die Kehle zu.
»Ich werde dir ein Foto zeigen«, sagte die Archäologin, während sie sich an einem Stahlschrank zu schaffen machte.
Rosa Maria legte ihr einen verwaschenen Schwarzweißabzug vor, auf dem man sie, etwas vorzeigbarer, neben einem etwa sechzigjährigen Mann sah, der ein wallendes weißes Hemd nach Art einer indischen Kurta trug. Nichts verriet seinen Status als Geistlichen, einmal abgesehen von einem goldenen Kreuz an seinem Hals.
Jeanne beugte sich herab, um das Foto genauer zu betrachten. Sie hatte geglaubt, die Aufnahme wäre überbelichtet oder verstaubt, aber das Gesicht von Pierre Roberge selbst war wie von Staub überzogen. Aschgraue Haut, fahle Haare und Brauen. Die hellen, glänzenden Augen waren die einzigen »Wasserstellen« in dieser von Rissen und Spalten durchzogenen, lebensfeindlichen Wüste. Sie dachte an die Styliten, die Eremiten, die in den ersten Jahrhunderten nach Christus in Wüsten lebten.
»Haben Sie keine Fotos von Juan?«
»Nein, er wollte sich nicht fotografieren lassen.«
»Warum?«
»Er hatte Angst. Juan hatte vor allem und jedem Angst. Wissen Sie etwas über Autismus?«
»Ein wenig.«

»Im günstigsten Fall existiert die Außenwelt für ein autistisches Kind nicht. Im schlimmsten Fall wird sie als Bedrohung erlebt. Niemand durfte das Zimmer betreten, in dem Juan schlief. Jeder Gegenstand hatte seinen festen Platz.«
»Kümmerte sich Roberge um ihn, um seine Erziehung?«
»Das war seine Passion. Und er hatte Erfolge. Er hoffte, aus Juan ein sozusagen ›normales‹ Kind zu machen. Ein Kind, das eine Ausbildung machen könnte.«
Jeanne betrachtete noch immer das Foto.
»Waren Sie hier, als der Mord geschah?«
»Nein, ich leitete Ausgrabungen in Sololá, einer Stadt am See. Roberge hielt sich in Panajachel auf. Als ich von dem Drama hörte, bin ich sofort hergekommen.«
»Was hat er gesagt?«
»Ich konnte nicht mehr mit ihm sprechen. Er war schon verhaftet worden.«
»Erinnern Sie sich an die Indizien, die ihn belasteten?«
»Es gab keine Indizien. Er hat sich gestellt.«
»Er hat den Mord gestanden?«
»Lang und breit.«
»Was ist dann passiert?«
»Er wurde freigelassen – aus Mangel an Beweisen. Selbst hier, in Guatemala, genügt ein Geständnis nicht immer. Die Polizei hat bemerkt, dass er Märchen auftischte.«
Jeanne war erstaunt, dass sich die Polizei nicht mit dem Geständnis begnügt hatte. In einem Land wie diesem hätte zur damaligen Zeit eine solche Erklärung als Beweis ausreichen müssen.
Rosa Maria erriet Jeannes Gedanken:
»Die Polizei von Atitlán machte normalerweise nicht viel Federlesens. In einem anderen Fall hätten sie den Täter sein Geständnis unterschreiben lassen und ihn noch am selben Tag hingerichtet. Aber Roberge war Belgier. Und es hatte schon ein Problem mit einem britischen Priester gegeben, der einige Monate zuvor exekutiert worden war. Ich glaube, es gab Anweisung aus Guatemala City, sich gegenüber den Gringos etwas zurückzuhalten.«
»Hat Roberge sein früheres Leben fortgesetzt?«
Die Archäologin hielt ihre Tasse mit beiden Händen. Ihre Finger ragten kaum aus den Ärmeln ihres Anoraks heraus.
Sie lachte heiser und entblößte dabei Zähne, die kreuz und quer im Mund standen.
»*No, mujer, no* ... Du weißt wirklich nichts über diesen Fall! Nachdem Roberge das Polizeirevier verlassen hatte, kehrte er in die Missionsstation zurück und jagte sich eine Kugel durch den Kopf.«
Jeanne spürte einen Schmerz im Bauch. Ein Feuerpfeil, der sie durchzuckte. Diese Neuigkeit. Das Unwohlsein, das endlich zum Ausbruch kam ... Zuerst verschwamm ihr alles vor den Augen, dann wurde ihr schwarz ... dann ...
Rosa Maria beugte sich mit einem Glas in der Hand zu ihr herab. Es enthielt eine

dickflüssige, farblose Mixtur.
»Was ... was war los?«, stammelte Jeanne.
»Du bist ohnmächtig geworden, *hijita.*«
»Tut mir leid. Ich bin die ganze Nacht durchgefahren.«
Jeanne stützte sich mit einem Ellbogen vom Boden ab. Sie war der Länge nach unter eine Ausgrabungsplane gefallen. Durch ihre Jacke spürte sie die Kühle der feuchten Erde.
»Trink das!«, forderte Rosa Maria sie auf und hielt ihr das Glas hin.
»Was ist das?«
»*Atol.* Maispaste, mit Wasser, Milch, Salz und Zucker aufgekocht. Als erste Stärkung. Dann gehen wir etwas essen ...«
»Nein ... ich muss los.«
»Wohin?«
»Nach Atitlán.«
»Sonst noch was! Was willst du dort machen?«
Jeanne stand mühsam auf und setzte sich an einen der Tische, um die Mixtur zu trinken. Sie glaubte sich übergeben zu müssen. Aber nein. Sie konzentrierte sich auf die kleinen Haufen aus Steinen und Keramikscherben vor ihr. Endlich fühlte sie sich besser.
»Ich werde dir sagen, was du dort tun wirst«, raunzte Rosa Maria. »Du wirst einen Mann namens Hansel aufsuchen. Einen reinrassigen Indio. Einen zwielichtigen Typen. Er treibt Schwarzhandel mit Fundstücken aus präkolumbischer Zeit. Er organisiert Raubgrabungen an unerschlossenen historischen Stätten in der Region Petén.«
Jeanne sah sich um. Das Gebräu wirkte. Das graue Licht, die Löcher im Boden, die Plastikplanen – all dies sah sie jetzt mit anderen Augen. Als ob die Erde selbst eine neue Kraft verströmte.
»Was soll ich bei diesem Mann?«
»Er stand Roberge sehr nahe. Frag mich nicht, wieso! Der Raubgräber und der Priester bildeten ein seltsames Gespann ... Aber wenn du wirklich Genaueres über diese Geschichte wissen willst, dann musst du mit ihm reden ...«
Sie wollte aufstehen. Doch Rosa Maria drückte ihr die Hand auf die Schulter, damit sie sitzen blieb.
»In diesem Zustand fährst du mir nicht! Hast du ein Auto?«
Jeanne nickte.
»Ich werde dir meinen Fahrer ausleihen, Nicolás. Einen Ladino. Einen *Caxlano.* Um an einen Typen wie Hansel heranzukommen, brauchst du sowieso einen Mittelsmann.«
Wie benommen nickte Jeanne ein weiteres Mal mit dem Kopf. Sie fühlte sich matt, schwach, von der Rolle ... Und zugleich, in gewisser Weise, *wiedergeboren.*
»Was ist ein Ladino?«, stammelte sie.

Rosa Maria spuckte aus.
»Das übelste Gesindel, das die Erde ausgebrütet hat. Fünfzig Prozent Indio, fünfzig Prozent Spanier, hundet Prozent Dreckskerl. Man muss sich immer vor seiner eigenen Rasse hüten. Die Ladinos unterdrücken die Indios schon seit Jahrhunderten. Und auf ihr Konto gehen die schlimmsten Übergriffe. Sie haben den Bauern ihre Grundstücke weggenommen ...« Sie spuckte noch einmal aus. »Es sind Diebe, Vergewaltiger und Mörder!«
Jeanne musste lächeln.
»Und so jemanden bieten Sie mir als Chauffeur an?«
In diesem Moment erschien ein etwa dreißigjähriger, hochgewachsener, schlaksiger Mann mit fahlem Teint und Glatze. Er war gekleidet wie ein nordamerikanischer Student. Bügelfaltenhose über Puma-Schuhen, hellbraune Daunenjacke, ein grünes Sweatshirt mit der Aufschrift »Harvard University«.
»Das ist Nicolás. Er tut alles, um wie ein Gringo auszusehen, aber in seinem Herzen ist er ein wahrer Kekchi!«
»Ein Kekchi?«
»Eine der Ethnien, die am See leben, dem schönsten See der Welt, *chiquita*! Seit dreitausend Jahren von den Maya besiedelt. Niemand konnte daran etwas ändern. Weder die Jesuiten noch die Evangelikalen noch die Ladinos und ihre Blutbäder.« Sie zwinkerte Jeanne zu. »Wenn du etwas findest, dann auf dem Grund dieses Kratersees!«

## 52

Jeanne hatte sich geirrt: Antigua lag noch nicht im Hochland. Die *altas tierras* begannen jenseits, weit jenseits der Stadt. Und das Hochland war auch weit höher und kälter, als sie erwartet hatte. Jetzt schlotterte sie im Auto und schwor sich, in Atitlán einen Pullover, ein Schultertuch oder irgendein anderes Kleidungsstück zu kaufen, mit dem sie diesen polaren Temperaturen trotzen könnte. Damit hatte sie in den Tropen nun wirklich nicht gerechnet.
Auf den Beifahrersitz gekauert, betrachtete sie die Landschaft. Streifen von Mischwald erstreckten sich über die Flanken der Vulkane und stachen scharf von den erstarrten schwarzen Lavaströmen ab. Die tief hängenden Wolken darüber lösten sich in Dunstschwaden auf. *Eine traumumflorte Landschaft, der Kopf in den Wolken ...*
Jeanne betrachtete die Indios, die an der Straße entlangwanderten. In jeder Ortschaft trugen sie eine andere Tracht. Einfallsreiche, farbenfrohe, heitere Webarbeiten, die in der grauen Luft wie Blütenknospen aufsprangen, noch von Tau benetzt.
»Wie soll sich dieses Land mit solchen Witzfiguren weiterentwickeln? Die leben doch noch im Mittelalter!«
Jeanne stellte sich taub. Seitdem sie losgefahren waren, hörte Nicolás nicht auf, die Indios zu kritisieren: Sie seien rückständig, scheinheilig, beschränkt und abergläubisch. Mochte er auch ein Kekchi sein, so war er doch vor allem ein hasserfüllter, arroganter Ladino, für den die Maya auf einer Stufe mit Küchenschaben standen.
Er unterbrach sein rassistisches Gequassel nur, um ein anderes Thema aufzugreifen, das ihm am Herzen lag: die Minderwertigkeit der übrigen Völker Mittelamerikas. Die Nicaraguaner steckten in einer Sackgasse. Die Costa-Ricaner waren Banausen. Die Panamaer hatten sich an die Vereinigten Staaten »verkauft« ...
Jeanne flüchtete sich in den Schlaf. Die Kälte weckte sie. Zitternd drehte sie sich um und wühlte in ihrer auf dem Rücksitz liegenden Reisetasche. Sie zog ein feinmaschiges Polohemd heraus, um es wenigstens bis zum nächsten Dorf auszuhalten, wo sie sich wettergerecht eindecken wollte.
»Haben Sie diese Bauerntölpel gesehen?«
Nicolás deutete auf Tagelöhner, die sich auf der unverdeckten Ladefläche eines vor ihnen fahrenden Lieferwagens drängten. Sie trugen die traditionelle Tracht. Gleich buntscheckigen kleinen Hähnen hockten sie mit mürrischem Blick auf gestapelten Kartoffeln, Bananen- und anderen Obsthaufen.
»Wissen Sie, warum sie so missmutig aussehen?«
»Vielleicht ist ihnen kalt?«

»Nein. Sie sind frisch verheiratet. Sie begleiten den Transport der Früchte. Es ist ein Initiationsritus. Vor der Fahrt haben sie sexuell enthaltsam gelebt.«
»Wieso?«
»Damit ihre sexuelle Energie auf die Früchte übertragen wird und sie reifen lässt. Wenn die Früchte bei der Ankunft reif sind, haben sie die Initiation erfolgreich bestanden. Ist das nicht bescheuert?«
Jeanne antwortete nicht. Sie sagte sich, dass sie mit ihrer aufgestauten Sexualenergie einen ganzen Obstgarten zur Reife bringen würde ... Aber sie hatte die Spöttelei ihres Fahrers allmählich satt. Nicolás schien das zu spüren. In ruhigerem Ton meinte er:
»Wir kommen gleich nach Sololá, der Bezirkshauptstadt.«
Häuser aus Adobeziegeln, Beton und Leichtbausteinen. Reklameplakate. Moderne Geschäfte, die mit ihren Farben, ihren Neonröhren, ihrem nutzlosen Krimskrams einem ausgekippten Mülleimer glichen ... Ungeachtet dieser optischen Verschandelung und des feuchten, trüben Wetters konnte jedoch kein Zweifel daran aufkommen, dass man sich in den Tropen befand. Von kleinen fahrbaren Imbissständen, die Jugendliche in löchrigen Pullovern betrieben, stiegen dunkle Rauchwölkchen auf, welche nach Holzkohle, Frittieröl und gegrilltem Mais rochen – typischen Gerüchen dieser Region.
»Bis zum See sind es nur noch ein paar Kilometer.«
Die Trachten hatten sich wieder verändert. Die Männer trugen bestickte Caprihosen, Westernhemden und noch immer extragroße Sombreros. Die Frauen waren blau, rosen- und malvenfarben gekleidet. Sie trugen Holz auf dem Rücken, ein Baby auf dem Bauch und ihr gefaltetes Schultertuch auf dem Kopf – die *imago mundi*, das Abbild des Kosmos.
»Wir befinden uns jetzt im Gebiet der Quiché«, bemerkte Nicolás, der sich plötzlich schulmeisterlich gab. »Die Quiché zerfallen ihrerseits in mehrere Sprachgemeinschaften, die alle am Ufer des Sees siedeln: die Cakchiquel, die Tzutuhil, die Kekchi ... Nun, das ist kompliziert.«
Jeanne raunte ihm hinterhältig zu:
»Sie sind ein gebürtiger Kekchi, oder?«
Er antwortete nicht. Hinter einer Kurve war der See aufgetaucht. Die völlig glatte Oberfläche des Gewässers wies die seidig-silbrige Textur eines Pantherfells auf. Aber der gegenüberliegende Ufersaum war so weit entfernt, dass er im Nebel verschwand. Auch die drei Vulkane, die über ihn wachen sollten, waren im Dunst unsichtbar. Jeanne war enttäuscht: Sie hatte eine malerische Postkartenlandschaft erwartet. Ein von Wäldern und Basaltformationen eingerahmter See. Doch alles, was sie sah, war eine unermessliche einförmige Weite, die sich in den Wolken verlor.
Außerdem flößte ihr der Anblick dieser Landschaft eine gewisse Beklemmung ein. Zwei Kräfte schienen hier zu wirken. Die Geburt. Die Entstehung der Maya-Welt –

mit ihren Geistern und Legenden. Aber auch der Tod. Seine zerstörerische Kraft und seine Agonie. Jeanne wusste, dass das Militär im Umkreis des Kratersees mit brutaler Gewalt gegen die Indio-Guerilleros vorgegangen war. Diese beschauliche Seenlandschaft war der Schauplatz eines echten Völkermords gewesen.
Nicolás hielt an und bat Jeanne auszusteigen. Dann breitete er vor dem See die Arme aus.
»Der Mittelpunkt der Maya-Welt. Der Nabel des Himmels und der Erde! Du wirst hier alles finden, wonach du suchst, *juanita*. Die Ethnien mit dem stärksten Traditionsbewusstsein. Die ältesten Maya-Götter. Aber auch Mystiker, Rucksacktouristen, Hippies, Junkies ... Atitlán, das ist unser Goa!«
Jeanne verstand diese jähe Begeisterung nicht. Sie schwieg. Die Dunkelheit brach herein, und mit ihr kam die Angst. Sie wusste immer weniger, wo ihr der Kopf stand, wohin sie gehen sollte, ja, was sie überhaupt an diesem Kratersee suchte.
Sie stiegen wieder in den Wagen, fuhren an braun-grünen Hügelflanken vorbei, bis sie ein Hotel fanden, das in einem Kiefernwald versteckt war. Ein Holzgebäude im Stil einer Ranch, zum See hin ausgerichtet. Ein echter »hot spot« für Touristen, doch bis jetzt hatte Jeanne noch keinen einzigen Besucher gesehen.
Nicolás stoppte vor dem Portal und unterhielt sich durch das heruntergekurbelte Fenster mit einem etwa vierzigjährigen Mann mit gegerbter Haut, der einen großen Sombrero trug. Sie redeten so schnell und mit einem so ausgeprägten Akzent miteinander, dass Jeanne kein Wort verstand. Sie vermutete, dass es sich um den Geschäftsführer oder Eigentümer des Hotels handelte.
Nicolás fuhr weiter über den Weg Richtung Ranch.
»War dieser Mann ein Maya oder ein Ladino?«, fragte Jeanne.
*»Juanita«*, antwortete Nicolás mit einem Anflug von Bewunderung, »hast du nicht seine Augen gesehen?«
»Was war damit?«
»Sie waren blau.«
Er hatte dieses Detail erwähnt, als wäre es eines der Weltwunder. Nicolás war wieder zu einem lupenreinen Ladino geworden, der von weißer Haut und modernen Zeiten amerikanischen Gepräges träumte.

## 53

Kaum war Jeanne in ihrem holzgetäfelten Zimmer – das an eine Schiffskabine erinnerte und auf einen dschungelartigen Garten ging –, rief sie ihre Sprachmails und ihre SMS ab. Sie hatte mehrere Nachrichten. Reischenbach, der sie bat, sich unverzüglich mit ihm in Verbindung zu setzen. Und ein weiterer Anruf – einer, mit dem sie am wenigsten gerechnet hätte: von Thomas.
Sie hätte laut auflachen können. Thomas, ihre große Liebe. Der Mann ihres Lebens, für den sie alles geopfert hätte. Thomas, der Hochstapler, der Lügner, der Dreckskerl. Offenbar liefen seine Heiratsprojekte nicht so gut, wie er es sich wünschte, sonst hätte er sich kaum an seine gute alte Jeanne erinnert ... Sie empfand die unglaubliche Distanz, die sie von diesem Mann, dieser Episode trennte. Selbst an sein Gesicht konnte sie sich kaum mehr erinnern. Und wenn sie in ihrem Gedächtnis kramte, fielen ihr nur seine Fehler ein: Egoismus, Heuchelei, Feigheit, Geiz ...
Das einzige Geschenk, das er ihr – auf indirekte Weise – je gemacht hatte, war dieser Fall. Sollte sie ihm dankbar dafür sein?
Sie löschte die Nachricht, die Nummer und die Erinnerung an diesen Typen und rief dann Reischenbach an. Zwei Uhr morgens in Paris. Aber das machte nichts. Der Polizist war noch wach. Jeanne berichtete von ihren neuen Erkenntnissen, wobei sie einiges unter den Tisch fallen ließ. Sie hatte nicht die Zeit, um auf Details einzugehen.
»Warum hast du mich angerufen?«, fragte sie ihn. »Gibt es Neuigkeiten?«
»Ein Detail. Die Teams von Batiz treten mehr oder minder auf der Stelle, aber ich habe etwas herausgefunden. Die Sache mit der Postsendung hat mir keine Ruhe gelassen. Wieso hat Nelly Barjac ein Paket bekommen, das irgendetwas mit den Morden zu tun hat, nicht aber die anderen Mordopfer? Also bin ich noch einmal in die Wohnungen von Marion Cantelau und Francesca Tercia gegangen.«
Jeanne bemerkte ironisch:
»Für einen Polizisten, dem der Fall entzogen wurde, gehst du ganz schöne Risiken ein.«
»Marion hat nichts bekommen. Francesca dagegen hat am 6. April 2008 in ihrer Wohnung eine Paketsendung entgegengenommen.«
»Von Manzarena?«
»Nein, vom Institut für Agrarwissenschaft in Tucumán, Argentinien.«
Nelly Barjac und Nicaragua. Francesca Tercia und Argentinien. Zwei verschiedene Binome, zwischen denen notwendigerweise ein Zusammenhang bestand.
»Hast du den Absender identifiziert?«
»Sein Name steht auf dem Versandschein. Jorge de Almeida.«
»Wer ist das? Ein Agrarwissenschaftler?«

»Nein, ich habe dort angerufen. Das war nicht ganz einfach. Ich spreche kein Spanisch, aber ich habe in meiner Gruppe einen Brasilianer, der radebrechend ...«
»Okay. Was hast du herausgefunden?«
»Das Institut beherbergt eine Abteilung für paläontologische Ausgrabungen. Die Agraringenieure leihen den Forschern Werkzeuge für Erdarbeiten, unterschiedlichste Materialien. Jedenfalls ist de Almeida Paläoanthropologe.«
Jeanne hatte plötzlich eine Idee.
»Wie alt ist er?«
»Keine Ahnung. So um die dreißig.«
Francesca Tercia hatte an der Universität Buenos Aires Paläoanthropologie studiert. Eine Möglichkeit: Francesca und Jorge kannten sich seit langem, seit ihrer Studienzeit. Vor ihrem inneren Auge sah sie das Gruppenfoto vom Campus der Universität, das sie im Atelier in Montreuil hatte mitgehen lassen. Auf diesem Foto war der Kopf eines fröhlichen jungen Mannes mit einem Kuli eingekreist worden, und darüber stand: *»Te quiero!«* Und wenn der Geliebte Jorge de Almeida persönlich war?
»Hast du mit de Almeida sprechen können?«
»Er ist verschwunden.«
»Wo?«
»Auf einer Expedition. Ich habe nicht verstanden, wo das war.«
»Okay. Kannst du mir ein Foto von ihm beschaffen?«
»Ich werde sehen ... Willst du nicht selbst anrufen?«
»Als ich dich darum gebeten habe, wolltest du mir die Nummer nicht geben. Lass dir was einfallen. Ich muss hier meine Spur weiterverfolgen.«
»Einverstanden.«
»Ich danke dir, Patrick. Das ist wirklich sehr nett von dir.«
»François Taine ist auch mein Freund gewesen.«
»Versuch herauszufinden, was de Almeida an Francesca geschickt hatte.«
»Bin schon dabei!«
»Ich zähle auf dich«, sagte sie, bevor sie auflegte.
Sie war auf dem Weg ins Bad, als das Telefon in ihrem Zimmer läutete. Nicolás. Er erwartete sie an der Rezeption. Es war schon 20.00 Uhr, und er meinte, je später es sei, umso gefährlicher werde die Fahrt zu ihrem Ziel.

## 54

Hansel wohnte in der Stadt Panajachel am Atitlán-See. Panajachel lag an einem Hang und war kleiner als Sololá. Ein Labyrinth winziger Häuschen aus Beton und Ziegeln und mit Blechdach. Sie mussten ihren Wagen am Stadtrand abstellen und auf ein Tuk-Tuk umsteigen – eine knatternde Motorradrikscha, die in die schmalen Gässchen hineinfahren konnte. Nicolás schien es zu missfallen, dass er den Mitsubishi auf dem Parkplatz zurücklassen musste. Er gab jungen Burschen ein paar Quetzal, damit sie darauf aufpassten, aber auch ihnen schien er nicht über den Weg zu trauen. Alles hier flößte ihm Ekel und Verachtung ein.
Sie fuhren die schlecht beleuchteten Anhöhen der Stadt hinauf. Hier fand man alles, was typisch für eine Ortschaft in den Tropen war. Schwache Glühbirnen. Ein Gewirr von Leitungen in der Luft. Rundliche dunkelhäutige Frauen, die hinter ihrer Terrakottaplatte standen und mit strenger Regelmäßigkeit ihre Tortillas wendeten. Finster dreinblickende Männer mit runzligen Gesichtern, die in Gruppen auf den Freitreppen der Häuser saßen und stumm Pläne schmiedeten. Nichts fehlte, bis auf die Hitze. In dieser Nacht war es so kalt, dass noch von dem kleinsten Gegenstand Dunstwölkchen aufstiegen. Die Stadt rauchte wie ein schwelender feuchter Heuhaufen ...
Das Tuk-Tuk setzte seine Fahrt durch das Gewirr der Gässchen fort. Nachdem es den höchsten Punkt des Dorfes passiert hatte, fuhr es auf der anderen Seite auf gewundenen Wegen wieder hinab. Tief unten glaubte Jeanne die Oberfläche des Sees zu erkennen, über dem ein dunstverhangener Mond stand.
Nicolás biss die Zähne zusammen. Seine Miene drückte nicht mehr Ekel, sondern Besorgnis aus, denn jetzt fuhren sie durch eine *callampa* – ein Elendsviertel. Beton und Ziegel waren Leichtbausteinen, Kunststoffplanen und getrocknetem Lehm gewichen. Die Baracken mussten sich gegenseitig stützen, um nicht einzustürzen. Durch die Gassen liefen Rinnsale aus Abwässern, die Abfälle mit sich führten – dazwischen sah man Hunde, Schweine und Kinder. Innenhöfe mit gestampften Lehmböden dienten als Abstellplätze für ausgebaute Motoren und Reifen, die zur Hälfte in Pfützen lagen. Alles war rot. Alles war blutig. Ein Viertel, dem bei lebendigem Leib die Haut abgezogen worden war. Ein Ort wie ein aufgeschlitzter Körper, wo die Straßen Eingeweide und die Rinnsteine Fäkalienströme waren ...
Hin und wieder hieß Nicolás den Fahrer, abzubremsen, weil er *pobladores* nach dem Weg fragen wollte. Sie antworteten ihm mit leiser Stimme. Jeanne verstand kein Wort – der Akzent, die Dunkelheit und die Kälte trübten ihre Wahrnehmung. Selbst wenn sie nur ein paar Sekunden lang stehen blieben, strömten sogleich Horden von Kindern herbei, die sich an dem Gefährt festklammerten, bettelten oder sie beschimpften. Nicolás' Angst begann auf Jeanne abzufärben. Doch dann setzte das Tuk-Tuk seine Fahrt fort, und ihre Ängste verflogen. Bis zum nächsten Halt.

Schließlich erreichten sie ihr Ziel. Hansels Schlupfwinkel war eine Garage voller Ersatzteile, ähnlich all jenen, an denen sie bereits vorbeigekommen waren. Eine nackte Glühbirne leuchtete im Innern und gab dem mit ölverschmiertem Gerümpel vollgestellten Kabuff das Aussehen einer Ali-Baba-Höhle.
Nicolás stieg aus dem Tuk-Tuk aus.
»Warte hier auf mich.«
Er begab sich zu der Werkstatt. Jeanne blieb allein zurück. Keine Bettler, keine zwielichtigen Gestalten. Das war schon mal nicht schlecht. Im Schein der Laternen sah sie in dem Gässchen nur beklemmende Dinge. Ein kleines Kind, das in einer Pfütze aus schwarzem Schlamm herumpatschte. Ausgemergelte Hunde mit lateritverschmiertem Bauch, die irgendeinen Kadaver zum Abnagen suchten. Arbeitsbühnen mit halb gefrorenen Tierhälften, die einen Hautgout verströmten. Jeanne klapperte mit den Zähnen – die Angst, die Kälte, der Hunger. Sie hatte sich noch immer keinen Pullover gekauft.
Sie stieg von dem Tuk-Tuk ab und wagte sich vor bis zur Schwelle der Garage. Nicolás unterhielt sich mit einem vierschrötigen Mann, der ihm den Rücken zuwandte. Alles, was sie hörte, war die halb schrille, halb heisere Stimme des Automechanikers:
*»No me gustan los gringos ...«*
Das fing schon mal gut an. Sie beschloss, sich über die hier geltenden Macho-Regeln hinwegzusetzen und sich kraftvoll in Szene zu setzen:
*»Y el dinero? Te gusta?«* – »Aber Geld, das gefällt dir?«
Jeanne hatte mit guatemaltekischem Akzent gesprochen. Hansel hielt inne und wandte sich dann um. Im Schein der Glühbirne zeichnete sich ein dunkelhäutiger Mann ab, der ebenso breit wie groß war und eine ölverschmierte Latzhose sowie einen ausgefransten Pullover trug. Die Hände in den Taschen vergraben, die Beine krumm wie zwei runde Klammern.
Schweigend näherte er sich Jeanne. Sie hatte einen älteren Mann erwartet, doch er war nicht einmal fünfzig. Er hatte ein verbeultes Gesicht: Man ahnte die gebrochenen Knochen unter der gegerbten Haut. Narben durchzogen sein Gesicht – Spuren einer Flickarbeit, die ihm wenigstens annähernd wieder menschliche Züge verlieh. Das einzige horizontale Element waren die Augen – Indio-Mandelaugen, die einen wie Messerstiche durchbohrten.
»*Chela*, ich muss nur ein kleines Stück von einer Statue verkaufen, um mir ein Mäuschen wie dich leisten zu können.«
Jeanne errötete vor Scham. Nicolás ballte drohend die Fäuste und näherte sich ihm. Unvermittelt grinste Hansel.
»War bloß ein Scherz, *compañera*.« Er spuckte sehr geschickt aus – die Spucke landete in der Mitte eines Haufens von Reifen. *»Mea culpa.«*
Jeanne schluckte verunsichert.
»Also?«

»Also sag mir, was du wissen willst. Einer Wuchtbrumme wie dir kann ich nicht widerstehen.«
Er warf ihr eine Kusshand zu. Nicolás machte noch einen Schritt auf ihn zu, aber Jeanne hielt ihn mit einer Geste zurück.
»Ich sammle Informationen über Pierre Roberge.«
Hansel stieß einen Pfiff aus.
»Eine alte Geschichte.«
»In welcher Beziehung standen Sie zu ihm?«
»Er war ein Freund.« Er legte eine Hand auf sein Herz. »Ein wahrer Freund.«
»Wie haben Sie sich kennengelernt?«
»Er hat mir mal aus der Patsche geholfen. Im Jahr 1982 haben Geheimpolizisten von der Sondereinheit G2 Basreliefs in meiner Garage entdeckt. Sie haben mich eingebuchtet und geschlagen. Sie hätten mich umgebracht, wenn Roberge nicht eingegriffen hätte.«
»Wieso hat er das gemacht?«
»Weil wir uns kannten. Hin und wieder haben wir zusammen einen gehoben. Und weil er jede Art von Blutvergießen verabscheute.«
»Was hat er gesagt?«
»Dass eine archäologische Expedition der Jesuiten die offizielle Erlaubnis habe, Fragmente des Tempels in Gewahrsam zu nehmen. Damals gab es mehrere Expeditionen dieser Art in der Gegend von Tikal. Er hat Genehmigungen vorgelegt. Er hat behauptet, er hätte mir die Stücke anvertraut, weil er befürchtete, dass sie ihm in der Krankenstation gestohlen würden. Die Milizionäre haben ihm kein Wort geglaubt, aber Roberge ließ durchblicken, dass er sie nicht anzeigen würde – obwohl sie die Flachreliefs behalten hatten. Alles lief genau so wie in dem französischen Roman, in dem ein Sträfling einen Pfarrer bestiehlt, der ihn bei sich aufgenommen hat ...«
*»Die Elenden.«*
»Ja genau, *Die Elenden.*«
»Und danach?«
»Und danach waren wir unzertrennlich.«
»Erinnern Sie sich an das Kind?«
»Aber natürlich! Seine schwarze Seele. Ein echter Satan.«
»Wollen Sie damit sagen, dass er autistisch war?«
Hansel spuckte zwischen die Reifen.
»Von wegen autistisch! Das war der Teufel in Person.«
Da war er wieder, der alte Aberglaube.
»Hat einem nie in die Augen gesehen«, fuhr der Plünderer fort. »Ein falscher Fuffziger. Selbst Roberge misstraute ihm. Er befürchtete immer, dass er irgendetwas Grauenhaftes anstellen würde. Manchmal sprachen wir darüber. Er meinte, der Junge sei ihm von Gott gesandt worden. Ich hätte eher das Gegenteil

vermutet: Dieser Bastard war ihm vom Teufel anvertraut worden.«
»Hat er nie etwas Näheres über die Herkunft des Jungen gesagt?«
»Nein.« Der Mann strich sich über sein schlecht rasiertes Kinn. »Aber das war seltsam ...«
»Was war seltsam?«
»Roberge fürchtete, dass ihm der Junge weggenommen werden könnte ... Er war immer auf der Hut. Aber wer hätte ihm schon einen solchen Dreckskerl nehmen sollen?«
Jeanne wagte es nicht, ihren Notizblock auszupacken.
»Worin zeigte sich seine Bösartigkeit?«
Der andere zuckte mit den Schultern – er nahm die Hände nicht aus seinen Taschen.
»Er blieb immer in seinem Kabuff, das er nur nachts verließ. Ein echter Vampir. Eines Tages sagte mir Roberge, er könne im Dunkeln sehen.«
»Erinnern Sie sich, ob er ein Problem mit den Händen hatte?«
»Und ob! Eines Tages habe ich einen seiner Anfälle miterlebt. Er wälzte sich auf dem Boden. Er brüllte wie ein Jaguar. Plötzlich verdrückte er sich im Pfahlwerk einer Baracke. Er krabbelte sehr flink auf allen vieren, die Hände völlig verdreht. Ein Scheiß-Makak!«
Das erste konkrete Indiz, das die Vergangenheit mit der Gegenwart verband. Das bösartige Kind von 1982, der Kannibalen-Mörder von heute.
»Erzählen Sie mir von dem Mord an dem Indio-Mädchen.«
»Ich erinnere mich nicht mehr an das Datum.«
»Vergessen wir das Datum.«
»Das Mädchen lebte in der Nähe von Santa Catarina Palopó, einer Ortschaft am See. Was genau passiert ist, wurde nie geklärt, aber als man sie gefunden hat, war die Leiche zerstückelt und zur Hälfte aufgefressen.«
»Hat Pierre Roberge mit Ihnen über den Mord gesprochen?«
»Nein, ich habe später erfahren, dass er sich der Tat bezichtigte.«
»Was glauben Sie?«
Hansel spuckte wieder aus. Ersatzteile, Stoßstangen und Nummernschilder hingen um ihn herum an der Wand oder lagen auf Regalen. Im Widerschein der Glühbirne schimmerten diese Objekte mattgolden – man hätte meinen können, dass es sich um einzigartige Wertgegenstände handelte.
»Das ist Unsinn. Roberge hätte keiner Fliege etwas zuleide tun können.«
»Weshalb hat er sich dann bezichtigt?«
»Um seinen Dämon zu decken.«
»Dann glauben Sie, dass Joachim die junge Frau getötet hat?«
»Was für ein Joachim? Der Junge hieß Juan.«
Jeanne hatte unbewusst die beiden Vornamen vertauscht. Ungeachtet dieses Unterschieds wusste sie – *spürte* sie –, dass es sich um dasselbe Kind handelte.

»Juan«, murmelte sie, »entschuldigen Sie. Was macht Sie so sicher, dass er der Täter war?«
»Er machte grauenhafte Sachen. Einmal erwischte man ihn im Hühnerstall, wie er das Blut der Tiere trank und sie bei lebendigem Leib auffraß. Ein echtes Monster.«
Jeanne war dem Mörder auf der Spur. Sie empfand seine Nähe geradezu körperlich ... Kurz erinnerte sie sich, was nach dem Mord geschehen war. Die Freilassung von Roberge. Sein Selbstmord. Ein Detail beschäftigte sie.
»Man hat mir gesagt, er hätte sich mit einer Schusswaffe das Leben genommen. Wo hat er sich diese beschafft?«
Hansel lachte laut auf.
»Sie wissen offensichtlich nicht, wie es damals hier zuging. Es herrschte Krieg, *Se-ño-ri-ta.*« Er betonte die letzten Silben, um die Naivität Jeannes zu unterstreichen. »Roberge versteckte verwundete Guerilleros in seiner Krankenstation. Im Garten war ein regelrechtes Waffenlager vergraben.«
»Haben Sie mit ihm gesprochen, bevor er sich umbrachte?«
»Nein, aber er hat mir einen Brief hinterlassen.«
»Haben Sie ihn behalten?«
»Nein. Er bat mich darin, seine Beisetzung zu organisieren. Sonst hätte sich niemand darum gekümmert. Ein Jesuit, der sich eine Kugel in den Kopf jagte, war selbst damals eine Unperson. Er erläuterte, wie er beigesetzt werden wollte und was auf seinem Grabstein stehen sollte.«
»Eine Grabinschrift?«
»Irgendwas auf Lateinisch, ja. Ich erinnere mich nicht mehr.«
»Wo ist dieses Grab?«
»Auf dem Friedhof von Sololá. Genauer gesagt, in der Nähe. Die Einwohner hätten es nicht geduldet, dass ein Geistlicher, der Selbstmord begangen hat, zwischen ihren Toten beigesetzt wird.« Er bekreuzigte sich. »Das bringt Unglück.«
»War das alles?«
»Nein, er hat mich um etwas sehr Merkwürdiges gebeten.«
»Was?«
»Dass ich sein Tagebuch mit ihm beerdige. ›Der Schlüssel zu allem‹, wie er sagte. Ich sollte es unter seinen Nacken legen.«
Ohne lange nachzudenken, fragte sie:
»Wie viel, um dieses Tagebuch auszugraben?«
»*Chela*, du hast nicht verstanden. Ich hab dir doch gesagt, dass ich das Buch mit ihm begraben habe.«
»Wie viel, um den Priester auszugraben?«
Hansel erstarrte. Nicolás verkrampfte sich.
»Maya tun so was nicht.«
Zum ersten Mal schien Nicolás mit dem Gnom einer Meinung zu sein. Hansel bebte vor Wut. Sein rechtes Bein zitterte. Jeanne fürchtete schon, er würde nach

einer Machete greifen und ihr den Schädel spalten. Doch dann kehrte das Grinsen in sein Gesicht zurück. Seine Durchtriebenheit schien die Oberhand zu gewinnen.
»Das macht 1000 Dollar, *nena.* Mit dem Öffnen von Gräbern kenn ich mich aus.«
»500.«
»800.«
»600.«
»700. Und dein halbes Bleichgesicht kommt mit uns. Ich brauche Hilfe.«
Jeanne warf Nicolás einen fragenden Blick zu. In seinen Augen las sie ein Ja. Offensichtlich wollte er vor Hansel nicht als Schlappschwanz dastehen. Sie zählte 300 Dollar ab.
»Den Rest gibt's, wenn ich das Tagebuch habe.«
»Holt mich um Mitternacht ab.«
»Danke«, brummte sie. »Sie haben Mumm.«
Hansel grinste abermals. Entgegen allen Erwartungen hatte er blendend weiße Zähne.
»Wissen Sie, woran man hier Jade erkennt?«
»An der grünen Farbe, oder?«
»Es gibt in dieser Gegend viele grüne Steine. Man nimmt ein Messer und schabt an dem Stein. Wenn er Kratzspuren aufweist, ist es keine Jade. Hinterlässt die Klinge keine Spuren, ist es Jade.«
»Sie meinen, bei Ihnen hinterlässt nichts Spuren?«
»Wie bei allem, was hier wertvoll ist.«
Kaum hatte Jeanne die Garage verlassen, warf sie Nicolás einen weiteren Blick zu. Er wirkte wütend und enttäuscht. Sie verstand die Botschaft. Wenn sie wollte, dass der Fahrer mit von der Partie war, würde sie das weitere 700 Dollar kosten.

## 55

Auf dem Rückweg kamen sie an einem Geldautomaten vorbei – zweifellos dem einzigen in der ganzen Stadt. Mit Hilfe ihrer Visa-Karte konnte sie 500 Dollar in Quetzales abheben. Schon mal nicht schlecht. Jeanne hatte ausgerechnet, dass sie nach dem Kauf des Flugtickets und dem Aufenthalt im Intercontinental keinen Cent auf ihrem Konto hatte. Sie musste umgehend bei ihrer Bank anrufen und Geld von ihrem Sparkonto – dort lagen 3000 Euro, ihre einzigen Rücklagen – auf ihr Girokonto überweisen. Einmal mehr sagte sie sich, dass diese Ausgaben zu ihrem finanziellen Ruin beitragen würden. In dem Maße, wie sie verarmte, würde sie sich dem Wesentlichen nähern.
Jeanne nahm die Scheine an sich und steckte sie in ihre Tasche. Sie würde Nicolás mit ihrer Cartier-Uhr bezahlen – ein Schmuckstück, für das sie 2000 Euro bezahlt hatte. Sie mochte diese Uhr nicht, denn sie hatte sie sich selbst gekauft, und dieses Objekt an ihrem Handgelenk erinnerte sie immer wieder daran, dass niemand ihr je ein Geschenk gemacht hatte.
Jeanne verabredete sich für 23.30 Uhr mit Nicolás. Sie hatte keine Lust, mit ihm zu Abend zu essen, keine Lust zu sprechen. Sie wollte sich einfach nur konzentrieren, bevor sie ihren jüngsten seltsamen Einfall in die Tat umsetzte: die sterblichen Überreste eines Priesters exhumieren, der vor fünfundzwanzig Jahren gestorben war. Um ihm sein »Totenkissen« zu rauben: sein persönliches Tagebuch.
Endlich nahm sie eine Dusche. Nur ein dünner Strahl lauwarmen Wassers. Aber es gelang ihr, sich zu wärmen, indem sie sich kräftig trockenrieb. Draußen kreischten Papageien. Ihr Geschrei begleitete ihre Waschungen.
Jeanne betrachtete sich im Spiegel. Sie fand sich nicht unansehnlich. Ganz und gar nicht. Ihr rosiger Teint war zurückgekehrt. Sie dachte an Julianne Moore. Die Erinnerung an eine Szene aus *Short Cuts*, dem Film von Robert Altman, in dem die von Moore verkörperte Schauspielerin sich lauthals mit ihrem Mann stritt, während sie mit entblößter Scham ihren Rock bügelte. Mit dem zeitlichen Abstand begriff sie, wie schön diese Szene war, die sie damals schockiert hatte. Und auch, wie schön sie selbst war. Die Farbe ihrer Haut, der rötliche Schimmer ihrer Haare: Sie schienen direkt dem impressionistischen Licht entsprungen zu sein. Wenn sie Auguste Renoir gekannt hätte ... Ihre Gedanken überschlugen sich. Das Ende des 19. Jahrhunderts. Der Absinth. Thomas ...
In einer plötzlichen Anwandlung von Selbstbewusstsein sagte sie sich, dass sie ihn haben, jederzeit mit ihm ins Bett steigen konnte. Aber sie wollte nicht mehr. Ein weiterer Schnitt. Antoine Féraud. Auch an ihn hatte sie nicht mehr gedacht ... War er in Nicaragua geblieben? Hatte er seine Nachforschungen eingestellt und war nach Paris zurückgekehrt? Oder war er ...
Sie dachte den Gedanken nicht zu Ende. Bürstete sich das Haar. Cremte sich ein.

Zog sich an. Zum ersten Mal seit dem Morgen war ihr heiß in diesem winzigen Bad, das von der Feuchtigkeit und Wärme ihres eigenen Körpers erfüllt war. Ihre Übelkeit verging. Sie war allein. Sie hatte Angst. Aber merkwürdigerweise fühlte sie sich nicht so verwundbar wie in Paris. Keine Migräne. Keine Panikattacken. Sie bemerkte auch, dass sie keine Trevilor mehr nahm. Sie begab sich wirklich in Gefahr. Und in gewisser Weise war das gut so.
Jeanne ging hinunter in den Speisesaal. Keine Menschenseele. Sie setzte sich an einen Tisch auf der Glasveranda, die auf den See ging. Draußen war nichts zu sehen. Das allzu helle Licht im Innern machte die Landschaft unsichtbar. Holztische. Kerzen, die in schwarzen Flaschen steckten. Ein gelblicher Rauputz an der Wand. Alles ziemlich trostlos.
Auf gut Glück wählte sie ein Gericht, dessen Name wörtlich »mit schwarzer Füllung« bedeutete. Darauf wurden Hähnchenstücke aufgetragen, die in einer pikanten Soße schwammen und mit gebratenen Zwiebeln, eingelegtem Schweinegeschnetzelten und Eiweiß garniert waren. Als Beilage gab es Reis. Sie zwang sich zum Essen. Es war scharf, es war fettig, mit einem bitteren Nachgeschmack nach Erde und Wurzeln. Dieser Geschmack rief ihr die Stimme des Mannes mit der Flammen-Tätowierung in Erinnerung: »Für den Mann aus Mais!« Und ihr Appetit verflog.
»Schmeckt es dir?«
Jeanne erschrak. Nicolás stand neben ihr.
»Ich versuche mich zu stärken.«
»Du weißt, was wir heute Nacht tun werden, oder? Du weißt, was das für einen Indio bedeutet?«
Jeanne zuckte mit den Schultern, als sei es ihr gleichgültig. Er deutete diese Geste als Ausdruck der Geringschätzung. Der Ladino zeigte heute Abend das Temperament eines Maya.
»Hast du *Der Sonnentempel* gelesen?«
»Lange her.«
»Tim und seine Freunde sollen den Inka-Göttern geopfert werden. Aber Tim hat in der Zeitung gelesen, dass es an diesem Tag zu einer Sonnenfinsternis kommen soll. Er bittet darum, während der Naturerscheinung hingerichtet zu werden, und tut so, als würde er die Sonne anrufen, die sich sogleich verdunkelt. Die entsetzten Indios lassen die Helden frei.«
»Und?«
»In dem Film *Apocalypto* greift Mel Gibson dieses Thema auf. Auch hier werden einfältige Ureinwohner gezeigt, die eine Sonnenfinsternis in Schrecken versetzt ...«
Jeanne verschränkte die Arme und sagte, nun ebenfalls ins »Du« wechselnd:
»Worauf willst du hinaus?«
»All dies hat einen realen Hintergrund. Das Ereignis ist in der Kolonialgeschichte in Vergessenheit geraten, aber der guatemaltekische Schriftsteller Augusto

Monterroso hat es geschildert. Seine Geschichte trug den Titel *Die Sonnenfinsternis*.«
Sie seufzte. Sie würde nicht darum herumgekommen, sich diese Geschichte anzuhören.
»Es geht um einen Missionar namens Bartolomé Arrazola im 16. Jahrhundert. Die Maya haben ihn gefangengenommen und schicken sich an, ihn zu opfern. Da erinnert sich der Mann daran, dass eine Sonnenfinsternis bevorsteht. Er spricht ein wenig die Sprache der Ureinwohner. Er droht den Indios, die Sonne zu schwärzen, falls sie ihn nicht freilassen. Die Maya starren ihn ungläubig an. Sie beratschlagen. Der Missionar, der noch immer gefesselt ist, wartet in aller Ruhe darauf, freigelassen zu werden. Er ist sich seiner Sache völlig sicher. Er vertraut auf seine Überlegenheit. Auf die Überlegenheit seiner Kultur und seiner Vorfahren. Einige Stunden später ruht sein Körper leblos, mit herausgerissenem Herzen, unter dem schwarzen Stern, während die Indios langsam und ungerührt die Liste sämtlicher Sonnenfinsternisse herunterbeten, die die Maya-Astronomen für die kommenden Jahrhunderte vorhergesagt haben.«
Schweigen. In diesem Raum gab es nicht einmal eine Stechmücke – sie hatten sich in die Täler zurückgezogen, auf der Suche nach der wohltuenden Hitze der Tropen.
»Und die Moral von der Geschichte?«
Nicolás beugte sich vor. Seine schwarzen Augen, sein schmales, weißes Gesicht, sein kahler Kopf, seine Adlernase und seine dünnen Lippen. Jeanne erkannte jetzt unter dem weißhäutigen Firnis die Indio-Züge. Ein in den Kalkstein der Pyramiden seiner Vorfahren gemeißeltes Gesicht.
»Die Moral«, fuhr er mit zischender Stimme fort, »lautet, dass ihr keinen Grund habt, uns für Dummköpfe zu halten. Schon im sechsten Jahrhundert waren unsere Kalender genauso präzise, wie es heute eure sind. Eines Tages werden wir Indios die Regierung stellen, wie in Bolivien. Und eines fernen Tages werdet ihr euch vor unseren Göttern für eure Verbrechen verantworten müssen. Das *Popol Vuh* sagt: ›Niemals wird unser Volk zerstreut werden. Sein Geschick wird die Tage des Unheils bezwingen ...‹«
Nicolás war also ein reinrassiger Maya. Trotz seines Skifahrer-Looks und seiner hellen Haut, trotz seiner rassistischen Bemerkungen. Er nahm es seinem Volk übel, dass es unterwürfig, abergläubisch und unbeweglich war. Ein ständiger Zorn brodelte in ihm.
Jeanne schien es mit einem Male, als wäre auch diese Nacht wie ein Indio. Erfüllt von einer dumpfen und kalten Wut.
Was würde sie am Ende finden?

## 56

Der Friedhof von Sololá befand sich auf einer Anhöhe über dem See. Jeanne hatte noch nie einen solchen Friedhof gesehen. Alle Gräber waren in grellen Farben gestrichen. Die Grabmäler glichen buntgemusterten Badekabinen. In farbenfrohen, mit Sträußen aus Plastikblumen verzierten Mauernischen standen Urnen mit der Asche von Verstorbenen. Ein wahres Feuerwerk.
Hansel, der »Jademann«, stapfte mit forschen Schritten zwischen den Gräbern hindurch, in der Hand eine riesige Taschenlampe, deren Lichtkegel den Weg erhellte. Auf der Schulter trug er eine Schaufel und eine Hacke. Allein die Art, wie er sie hielt, verriet, dass er reichlich Erfahrung mit der Exhumierung von Leichen und Grabungen hatte. Nicolás folgte ihm mit bedächtigen Schritten. Jeanne hatte ihm bereits ihre Uhr überlassen.
»Wir sind da.«
Sie hatten das Ende des Friedhofs erreicht. Das Gelände endete jäh an der Kante eines Steilhangs. Der See, der sich unter ihnen erstreckte, glich im Mondlicht einer riesigen Aluminiumfläche. Die Silhouetten der Vulkane wachten über dem Krater, der die Welt der Maya hervorgebracht hatte. Jeanne verstand, was sie so berührte: die Aura der Ewigkeit. Jede Kräuselung auf dem See, jede Tannennadel, jeder Windhauch – alles schien noch genauso wie zu Beginn von Zeit und Raum.
»Wir müssen hinuntersteigen.«
Unterhalb der steilen Felswand erstreckte sich ein unübersichtliches Gelände, das von Abfällen, abgestorbenen Bäumen und dichtem Gestrüpp überzogen war.
»Dort ist Roberge begraben?«, fragte Jeanne.
»Ich habe es Ihnen doch gesagt: Die Indios hätten es niemals geduldet, dass er zwischen ihren Toten beigesetzt wird.«
Sie dachte kurz voller Mitgefühl an Pater Roberge, den Verdammten unter den Verdammten, den Heiligen, der sich eine Kugel in den Kopf gejagt hatte.
Unwillkürlich blickte sie zu den Sternen empor, die am schwarzen Himmel leuchteten. Auf einem Hügel zur Rechten sah sie andere Lichter, die zwischen den Bäumen schimmerten. Waren es Fackeln? Ferne Trommelschläge drangen an ihr Ohr.
»Was ist das?«
»Leute aus Santiago Atitlán vom Stamm der Tzutuhil«, antwortete Hansel. »Sie kommen von der anderen Seite des Sees, um die Cakchiquel von Panajachel zu bekehren.«
»Wozu zu bekehren?«
»Zum Kult des Maximón.«
»Wer ist ›Ma-schi-mo‹?«, fragte Jeanne, die Aussprache von Hansel nachahmend.
Der Raubgräber lächelte.

»Ein schwarzer Gott. Ein Typ, den man mit Judas identifiziert, dem Verräter, der Jesus ans Kreuz brachte. Ein gewitzter Bursche mit einem Ding wie ein Esel, umgeben von einem Dutzend flotter Bienen, mit denen er sich köstlich amüsiert. Er trägt einen Cowboyhut, mehrere Krawatten auf einmal und raucht eine Zigarre. In der Karwoche wird er zusammen mit katholischen Heiligen durch die Straßen geführt. Er ist unser Fruchtbarkeitsgott. Eine Art Dämon, der aus einem Dampfbad entsprungen ist. Man betet zu ihm um sexuelle Energie, Vitalität, Fruchtbarkeit der Erde.«
Jeanne betrachtete noch immer die Feuer in den Wäldern.
»Und heute Nacht rufen sie ihn an?«
»Jede Nacht, *chiquita.* Die Ajkun, die Schamanen, machen Feuer. Sie verbrennen Kopal und Tabak und besprengen den Boden mit *aguardiente* – Schnaps. Maximón sorgt für Regen und Sonnenschein über den Feldern und für Geburten in Santiago Atitlán. Selbst in den Kirchen sieht man ihn zwischen Maria und Petrus. Also gut. Steigen wir jetzt hinunter, oder?«
Die Gruppe machte sich auf den Weg. Sie mussten um die letzten Gräber herumgehen und dann den Abhang hinunterrennen. Trotz ihrer Sportschuhe hätte sich Jeanne in dem Gestrüpp fast den Knöchel verstaucht. Sie schöpfte neue Kraft aus der Unwirklichkeit des Augenblicks. Der unbewegte See. Die Feuer, entzündet für einen Judas mit Cowboyhut ...
Unten angekommen, gingen sie über ein Brett, das einen mit Brackwasser gefüllten Graben überspannte, und schon standen sie inmitten der Müllkippe.
»Etwas weiter nach rechts.«
Sie stiegen über schmieriges Papier, zerrissene Kartons, organische Abfälle hinweg. Dann stapften sie seitwärts, wobei sie möglichst große Schritte machten, als würden sie einen Sumpf durchqueren. Ein stechender Modergeruch stieg auf. Abfälle, verfaulte Früchte, Tierkadaver ....
»Gleich sind wir da.«
Jeanne biss die Zähne zusammen. Die Dornen der Brombeerhecken hatten ihr die Knöchel zerkratzt. Sie gelangten auf einen grasbewachsenen Felsvorsprung, der im Schutz der ersten Bäume des Hügels lag. Da war das Grab. In Wirklichkeit ein Haufen großer schwarzer Steine, der durch einen Gürtel wild wachsender Pflanzen von den Abfällen abgeschirmt wurde. Lavabrocken.
Hansel zog sich auf den kleinen Grabhügel hoch, der seinerseits von der Anhöhe überragt wurde. Er streckte Jeanne die Hand entgegen, die nun ihrerseits den Hügel erklomm. Niemand half Nicolás, der einen Augenblick später neben ihnen stand. Kurze innere Sammlung. Am Rand des Grabes war eine Gedenktafel aus Sandstein aufgestellt worden:
Pierre Roberge
b. March, 18, 1922 in Mons, Belgium
d. October, 24, 1982 in Panajachel, Guatemala

Weshalb auf Englisch? Das Wichtigste aber schien die darunter stehende Grabinschrift:
ACHERONTA MOVEBO
Die Worte kamen Jeanne bekannt vor, aber sie konnte sie nicht übersetzen.
»Das ist Lateinisch«, stieß Hansel hervor. »Er hat mich gebeten, das auf seinen Grabstein zu schreiben.«
»Was heißt das?«
»Keine Ahnung. Ein Zitat von einem eurer antiken Dichter. Sehr alt. Ich erinnere mich nicht mehr an seinen Namen.«
Der Plünderer legte seine Taschenlampe so hin, dass sie das Grab beleuchtete. Er packte einen Stein, warf ihn ein oder zwei Meter weit weg und knurrte zwischen den Zähnen:
»Hey, Bleichgesicht, pack schon mit an!«
Stumm gehorchte Nicolás. Einige Minuten später hatten sie den Geröllhaufen vollständig abgedeckt. Hansel packte die Schaufel, Nicolás die Hacke. Sie gruben Seite an Seite, ohne ein Wort zu wechseln. Als wäre der andere Luft. Dampfwölkchen stiegen von ihren Lippen auf.
Minuten vergingen. Das Loch wurde tiefer und nahm immer stärker die Maße eines menschlichen Körpers oder eines Sarges an. Jeanne hob den Blick. Der makellos glatte Spiegel des Sees. In seiner Mitte das starre Spiegelbild des Mondes. Darüber Reflexe der Feuer, für Maximón entzündet. Abermals überkam sie ein Gefühl der Zeitlosigkeit. Doch die Oberfläche des Sees wirkte wie eine dünne Membran, die jeden Moment zerreißen konnten, um etwas Entsetzliches zu enthüllen.
*»Madre de Dios!«*
Der Schrei kam aus dem Grab. Die beiden Männer wichen an die Seitenwände zurück, wie gelähmt durch das, was sie gerade entdeckt hatten. Sie hatten den Sarg geöffnet. Jeanne sah nicht sofort, was er enthielt. Zumindest nahm sie es nicht bewusst wahr. Sie beugte sich vor, griff nach Hansels Lampe und richtete sie auf die sterblichen Überreste. Sie wankte und wäre beinahe in den Graben gefallen.
Der Leichnam von Pierre Roberge war nicht verwest.
Jeanne erkannte das Gesicht von dem Foto wieder, es war nur ausgemergelter und schimmerte grünlich. Ein dünner Moosrasen hatte den Mann und seine Ordenstracht mit dem Römerkragen überzogen und ihn so gegen die Fäulnis geschützt. Die einzigen sichtbaren Zeichen der Zersetzung waren sein ausgetrocknetes Gesicht und seine leeren Augenhöhlen: zwei golfballgroße schwarze – oder eher dunkelgrüne – Löcher.
Sie fasste sich wieder, indem sie sich auf ihren nüchternen Verstand und ihr Wissen zurückbesann. Das Phänomen des »spontanen Ausbleibens der Verwesung« war viel weiter verbreitet, als man glaubte – und es gab keine Erklärung dafür. Wenn im Rahmen eines Seligsprechungsverfahrens die sterblichen Überreste einer Person exhumiert wurde – um deren Erhaltungszustand zu überprüfen –, fand man häufig

einen gut konservierten Leichnam. Daraufhin erklärten die kirchlichen Behörden, der Tote verströme den »Wohlgeruch der Heiligkeit« – diese Düfte sollten angeblich die Zersetzung der sterblichen Hülle verhindern. Hätte Pierre Roberge auf dieser Liste gestanden, wäre er direkt heiliggesprochen worden ...
Wie zur Bestätigung sanken die beiden Totengräber auf die Knie und begannen zu beten. Dampfwölkchen stiegen von ihren Lippen auf. Jeanne glaubte zu träumen. Die phosphoreszierende, ausgemergelte Mumie, die beiden Maya, die ihre Litaneien beteten, die Feuer zu Ehren von Maximón über ihren Köpfen ...
»Hansel«, rief sie, um ihn aus seiner Entrückung herauszureißen, »das Heft!«
Der Indio antwortete nicht. Er betete mit auf der Brust gefalteten Händen. Nicolás befand sich ebenfalls in einer Art Trance.
»Mist«, schrie Jeanne, »schnappt euch das Heft!«
Weder der eine noch der andere rührte sich. Sie sprang ins Grab, stützte sich auf den knienden Nicolás, versuchte sich dem Gesicht von Roberge zu nähern, stolperte und fiel der Länge nach in den Sarg.
Unter ihrem Gewicht zerbrach der Leichnam wie dünnes Glas. Die Haut war erhalten – aber der Körper war innerlich ausgeweidet. Die Würmer hatten *im Innern* ganze Arbeit geleistet. Um sich wieder aufzurichten, stützte Jeanne die Hand auf die Brust der Mumie und brach bis zum Ellbogen ein. Das staubtrockene Fleisch zerfiel in winzige phosphoreszierende Kristalle. Mit der anderen Hand hielt sie sich an der gegenüberliegenden Kante des Sarges fest.
Die beiden Maya beteten noch immer.
»Mist! Mist! Mist! ...«, stammelte sie.
Endlich gelang es ihr, sich umzudrehen, mit dem Rücken gegen die Wand der Grube. Sie steckte die rechte Hand unter den Kopf des Geistlichen. Da war das Heft mit dem Ledereinband, eingewickelt in Plastikfolie. Jeanne zog die Hand zurück: Aaskäfer, Tausendfüßer und funkelnder Glimmer bedeckten sie. Auf den Zehenspitzen stehend, stützte sie sich mit den Unterarmen am Grubenrand ab und wuchtete sich mühsam heraus.
Sie wollte gerade loslaufen und die beiden Männer ihren Litaneien überlassen, als Hansel sich an sie zu erinnern schien.
»Und meine Kohle?«, schrie er, jäh aus seiner Entrückung auftauchend.
Jeanne kramte in ihrer Tasche und warf ihre Quetzales in die Grube. Der Schauer aus abgegriffenen Geldscheinen, der über der zerbröselten, grünlich schimmernden Mumie niederging, war das Letzte, was sie von der Szene sah.
Sie machte auf dem Absatz kehrt und lief los, die kostbare Beute an sich pressend. Für einen Freitag, den 13., war ihr Bedarf gedeckt.

## 57

Jeanne kehrte ins Hotel zurück. Ihr Gesicht glühte noch immer, so sehr hatte sie unterwegs ihre Kräfte verausgabt – sie hatte die Felswand erklommen, den Friedhof durchquert, war auf die Straße gestoßen und losgelaufen. Ein Tuk-Tuk war vorbeigekommen ... Jetzt ging es darum, die Vergangenheit auszuradieren, wieder bei null anzufangen. Die Nacht. Ihr Leben ...
Sie ging unter die Dusche. Noch weniger Wasser als beim ersten Mal. Sie rieb sich Arme und Beine so kräftig und so lang, bis das Blut wieder durch ihre Venen floss. Sie streifte sich ein T-Shirt, mehrere Polohemden, einen Schlüpfer und eine Jogginghose über – alles, was sie in ihrer Tasche fand. Welche andere Möglichkeit gab es, sich aufzuwärmen?
Natürlich verfügte diese eher bescheidene Herberge über keinen Zimmerservice, dafür stand in jedem Zimmer ein elektrischer Wasserkocher und daneben ein Glas mit löslichem Kaffee. Jeanne hatte keine Lust auf Kaffee, aber sie verreiste nie ohne grünen Tee im Gepäck. Sie setzte Wasser auf. Dann stellte sie sich vor die Doppeltür, die auf den Garten ging. Sie fröstelte, als Bilder vom Friedhof vor ihr auftauchten. Das grüne Gesicht. Das zerbrochene Skelett. Die Gebete der Maya ... Das Knattern des Wasserkochers riss sie aus ihren Gedanken.
Sie goss ihren Tee auf. Sie hatte das Gefühl, ihr Gesicht wäre abgestorben. Gierig trank sie den ersten Schluck und verbrühte sich den Mund. Umso besser. Die Hitze. Hauptsache, die Hitze durchdrang ihren ganzen Körper bis auf die Knochen, um die panische Angst zu vertreiben ...
Jeanne setzte sich aufs Bett und betrachtete das Heft in der Plastikhülle, das auf ihrem Nachttisch lag. Gerade als sie danach greifen wollte, fiel ihr etwas ein, was sie unbedingt klären musste. Sie nahm ihr Handy und wählte die Nummer von Emmanuel Aubusson. Zwei Uhr nachts in Guatemala, neun Uhr morgens in Paris.
»Wie geht's?«, fragte er mit seiner warmen Stimme, nachdem er sie erkannt hatte.
»Ich bin im Ausland, stelle hier Nachforschungen an.«
»Aber geht's dir gut?«
»Ich habe deinen Rat beherzigt. Ich bin meinem Mörder auf der Spur.«
»Dann ist ja offenbar alles bestens.«
Die fernen Feuer der Tzutuhil. Die moosüberzogene Mumie von Roberge. Ihr Arm, der bis zum Ellbogen in dem Torso des Toten versank.
»Du sagst es«, antwortete sie mit einem nervösen Lachen. »Ich ruf dich wegen einer Auskunft an.«
»Ich höre.«
»Sagen dir die Worte *Acheronta movebo* etwas?«
»Natürlich. Das ist ein Zitat aus der *Aeneis* von Vergil. Der vollständige Satz lautet: *Flectere si nequeo superos, acheronta movebo*. Das bedeutet: ›Wenn ich schon die

Himmlischen nicht erweichen kann, werde ich die Unterwelt in Bewegung setzen.‹ Oder, kürzer gesagt: ›Ich werde die Unterwelt aufrütteln.‹«
*Ich werde die Unterwelt aufrütteln.* Man hätte es nicht besser ausdrücken können. Roberge hatte ein Kind großgezogen, das sich als Bestie entpuppte. Er hatte eine Schlange an seinem Busen genährt. Er hatte den Mord des Kindes gedeckt. Dann hatte er sich umgebracht. Die Grabinschrift passte perfekt.
»Danke, Emmanuel. Ich ruf dich wieder an.«
»Wann immer du möchtest. Ich bin neugierig, was du herausfindest.«
»Du wirst der Erste sein, der es erfährt.«
Jeanne legte auf. Sie trank wieder einen Schluck. Es war Zeit, die Plastikhülle zu öffnen. Sie tat es vorsichtig, als könne aus den steifen Falten eine Schlange herausschießen. Sie hörte, dass es draußen regnete. Ein Wolkenbruch, der mitten in der Nacht niederging. In ihrem Zimmer fühlte sie sich geschützt, und dieses Gefühl der Sicherheit tat ihr gut.
Die Seiten des Heftes öffneten sich von selbst. Ein Foto fiel heraus und auf ihre Knie. Ein guter Anfang. Sie hob es auf und erstarrte.
Die Aufnahme zeigte ein nacktes Kind, das von zwei bewaffneten Indios umringt war. Vergeblich bemühten sich die Männer, das Kind zu bändigen. Sie versuchten sich nichts anmerken zu lassen, doch ihre Angst war deutlich erkennbar.
Das Kind zwischen ihnen war ein Monster.
Klein, von rachitischer Schmächtigkeit, der Körper mit Fell überzogen, in dem sich Rindenstücke und Blätterreste verfangen hatten. Der schwarze Körper war krumm, entstellt und kantig. Inmitten des verfilzten Fells sah man Knoten, Geschwüre und rohes Fleisch ...
All dies aber war nichts im Vergleich zum Gesicht.
Eine scheußliche Fratze, in der sich affenartige Grausamkeit mit verunstalteten menschlichen Zügen verband. Es erstaunte Jeanne, dass diese Fratze mehr oder minder dem Gollum ihrer Albträume glich. Das Monster war ihr vertraut. Es hatte aus dem Fenster von Antoine Férauds Badezimmer das Lied *Porque te vas* gesummt. Und es zerbrach die Knochen seiner Opfer in Tiefgaragen, um das Mark auszuschlürfen ...
»Joachim ...«, flüsterte Jeanne.
Sie überwand ihren Widerwillen und zwang sich dazu, das Gesicht eingehend zu mustern. Das zerzauste schwarze Haar hatte nie einen Kamm oder eine Schere gesehen. Unter dieser Mähne sprang einem ein Gesicht entgegen wie das einer Raubkatze im Dschungel. Das Gesicht eines sieben- oder achtjährigen Jungen, so knochig wie das eines Hundertjährigen. Die gefletschten Zähne blitzten hinter krampfartig gespreizten Lippen. Der Mund, der nur raubtierhafte Kraft und Grausamkeit war, strahlte die gleiche Gewalttätigkeit aus wie die Augen ...
Zitternde, ermattete schwarze Augen, die jedoch Wachsamkeit verrieten. In dem Blick des Kindes kämpften Angst und Aggressivität miteinander. Aus seinen

Augen blitzte die reine, wahnsinnige Mordgier.
*Ein Wolfskind* ...
Ein Kind des Waldes. Ein Mensch, der nicht von Menschen aufgezogen worden war ... Ein Geschöpf, das ganz und gar Sklave brutaler, roher Triebe war.
Diese primitive Gewaltbereitschaft konzentrierte sich in den Händen des Kindes. Diese gekrümmten langen Klauen mit langen Nägeln waren bereits abgenutzt. Aber vor allem waren sie missgebildet, nach innen gewendet.
Jeanne drehte das Foto um und las: »Campo Alegre, Formosa, 23. Juni 1981.«
Sie legte das Bild aufs Bett und wandte sich wieder dem Heft zu. Sie bewunderte die regelmäßige Handschrift von Pierre Roberge. Das war nicht die Handschrift eines Priesters, der von einem Dämon oder von panischer Angst gepeinigt wurde. Es waren die Schriftzüge eines Mannes, der vollkommen ernüchtert war und der präzise das festhalten wollte, was er erlebt hatte.
Hinzu kam eine erfreuliche Überraschung: Die Zeilen waren auf Französisch geschrieben.
Sie machte es sich auf dem Bett bequem und vertiefte sich in die Lektüre.

***12. Mai 1982, Missionsstation San AugustoPanajachel, Guatemala***
*Sind gestern angekommen. Nachts. Wie Diebe. Unser Ruf ist uns schon vorausgeeilt. Ich spüre das Misstrauen, das uns entgegenschlägt. In Antigua wurden wir kurz von meinen Mitbrüdern vom Orden des heiligen Ignatius aufgenommen. Sie schienen es eilig zu haben, uns wieder loszuwerden. Umso besser. Weder wollte ich ihnen Erklärungen geben noch mich dafür rechtfertigen, dass mich Juan begleitete. Im Moment will ich nur eins: den Albtraum von Argentinien vergessen. Wir sind mit dem Jeep nach Panajachel weitergefahren. Die Missionsstation von San Augusto liegt ein paar Kilometer außerhalb der Ortschaft.*
*Auf der Straße zum Atitlán-See wurden wir Zeuge einer Szene, die Bände darüber spricht, was uns erwartet. Ein »Exempel«, das Soldaten an Bewohnern eines Dorfes statuierten. Am Straßenrand saßen etwa zehn Gefangene – nackt, blutverschmiert und mit verschwollenem Gesicht. Einige waren skalpiert worden. Andere hatten keine Ohren, keine Nägel und keine Fußsohlen mehr. Frauen waren die Brüste abgeschnitten worden. Spuren von Verbrennungen und Stichen zeichneten ihre Körper. Andere wiesen keine Wunden auf, waren aber aufgedunsen wie Luftballons. Ich vermute, dass man ihnen ein örtliches Gift verabreicht hat. Die Henker trugen eine spezielle Uniform. Sie werden hier* kaibiles *genannt, was in der Sprache der Indios* Tiger *bedeutet. Wie Lehrer haben sie den Tagelöhnern alle Foltermethoden erklärt, die sie an ihnen anwandten. Dies verkündeten sie, sei das Schicksal, das alle* subversivos *erwarte. Zum Schluss übergossen sie die Gefangenen mit Benzin und zündeten sie an. Die Opfer schienen plötzlich aufzuwachen; sie schrien und warfen sich in den Flammen hin und her. Die anderen Bauern, von Waffen bedroht, rührten sich nicht; ohnmächtig sahen sie der Gräueltat zu, vielleicht sprachen sie nicht einmal Spanisch ...*
*Dieses düstere Schauspiel faszinierte Juan. Ich dagegen habe gebetet. Und mir die Ironie der Situation vor Augen geführt. Nach Argentinien ist dieses Land eine weitere Kloake der Grausamkeit und Gewalt. Aber welcher Ort wäre besser geeignet, uns aufzunehmen, mich und Juan?*
***17. Mai 1982, San Augusto***
*Die Arbeit, die hier geleistet werden muss, ist gigantisch. Aber die Dinge spielen sich bereits ein. Als Leiter der Missionsstation muss ich einstweilen dafür sorgen, dass die laufenden Projekte glatt über die Bühne gehen. Katechismus-Unterricht. Allgemeine Schulbildung. Medizinische Versorgung. Lokales Radio ...*
*Was die Gewalt anlangt, kommt mir alles ziemlich vertraut vor. Die Repression ist fast noch schlimmer als in Campo Alegre. Die Soldaten schießen zuerst, bevor sie Fragen stellen. Ihre Motive sind nicht politischer, sondern ethnischer Natur. Ein*

*grenzenloser Rassismus gegenüber den Indios treibt sie an. Hundefutter, so nennen sie die Ureinwohner.*
*Während der fünf Tage, die ich hier bin, wurden in der Umgebung der Missionsstation bereits die zehn Bauern entführt oder getötet. Scheinbar grundlos. Ihre mit Macheten zerstückelten Leichen wurden am Straßenrand gefunden. Ich vermute, dass viele der Freiwilligen, die uns in der Krankenstation und im Waisenhaus helfen, Mitglieder der* FAR *(Fuerzas Armadas Rebeldes) sind, aber man sagt mir nichts. Der einzige Arzt hier, ein Guatemalteke, misstraut mir. Die Indios verachten mich. Aufgrund meiner belgischen Herkunft und meiner argentinischen Vergangenheit stehe ich für sie auf einer Stufe mit den nordamerikanischen Missionaren. Im Grunde ist es mir lieber, nichts zu wissen. Wenn ich verhaftet würde, könnte ich dann auch nichts sagen.*
*Im Moment ist Juan ruhig. Ich habe ihn im Pfarrhaus in einem kleinen Zimmer neben meinem Schlafzimmer untergebracht. Unter der Aufsicht eines Sozialarbeiters darf er im Garten spazieren gehen. Ich habe ihn als Waisenkind ausgegeben, aber alle fragen sich, in welcher Beziehung wir zueinander stehen. Uneheliches Kind. Lustknabe ... Das macht nichts. Jetzt ist gar nichts mehr schlimm.*
Jeanne übersprang einige Seiten. Sie wollte Näheres über diesen *Albtraum* wissen. Die Abstammung Juans alias Joachims ... Sie blätterte weiter. Roberge schilderte seine Schwierigkeiten mit den Indios und dem Militär. Mitte Juni 1982 entdeckte sie eine Anspielung auf den Zeitraum, der sie interessierte. Roberge nahm sich vor, die Aufzeichnungen, die er in Argentinien über den Fall Juan gemacht hatte, in dieses Tagebuch zu übernehmen. Bislang hatte er noch keine Zeit dafür gehabt. Auf den folgenden Seiten fand sie noch immer nichts oder so gut wie nichts über Juan. Roberge vermerkte die Namen der vielen Personen, die spurlos verschwanden. Hinrichtungen, Entführungen, Folterungen, Verstümmelungen. Der Jesuit ging nicht in die Details. Er schilderte auch die Übergriffe der Soldaten gegen ihn und den Orden. Die Durchsuchungen der Kirche, der Krankenstation, des Pfarrhauses ...
Jeanne blätterte noch immer. Wochen, Monate. Knappe Bemerkungen zu Juan. »Hat gut gegessen.« »Schläft normal.« »Passt sich an das Klima an.«
Im September wieder ein Schlag. Die Entführung einer seiner *catequistas*. Die Frau namens Alaide war vergewaltigt und gefoltert und dann im Hochwald zurückgelassen worden. Ihre offenen Wunden entzündeten sich. Das Opfer verfaulte buchstäblich bei lebendigem Leibe. Soldaten hielten Wache, damit ihr niemand zu Hilfe kommen konnte. Hin und wieder schlugen sie sie oder pinkelten ihr in den Mund. Ihr Martyrium dauerte über eine Woche. Danach überließen die Soldaten ihren Körper den *zopilotes*, einer Geierart. Roberge versuchte alles, um sie zu retten. Vergeblich.
Im Oktober 1982 nahm sich Roberge endlich die Zeit, seine Aufzeichnungen aus

Argentinien in das Heft einzufügen. Jeanne musste sich konzentrieren. Jetzt ging es um Ereignisse des Jahres 1981. Schauplatz war nicht der Atitlán-See mit seinem gemäßigten Klima, sondern die argentinische Region Noreste mit ihrer Gluthitze. Die Repression durch das Militär stellte das verbindende Glied dar. Der einzige Unterschied bestand darin, dass die Opfer aus ganz Argentinien auf einer Militärbasis interniert wurden, die denselben Namen trug wie die Ortschaft: Campo Alegre. Und dass sich alles hinter den Mauern des Konzentrationslagers ereignete.

***20. Mai 1981, Campo Alegre***

*Vor zwei Tagen hat eine Frau in der Nähe des Dorfes eine merkwürdige Entdeckung gemacht. Im Wald sah sie sich plötzlich einer Horde Brüllaffen gegenüber – sie werden hier* monos aulladores negros *oder* caráyas *genannt, das ist die am weitesten verbreitete Art. Die Frau sammelte Holz in der Nähe der Lagune, in einer Zone, die hier* Wald der Seelen (Selva de las Almas) *genannt wird. Es waren etwa zwanzig Affen, die sich an Äste klammerten und im Blattwerk versteckten. Für gewöhnlich brüllen sie, um den Eindringling zu vertreiben, aber wenn das nichts fruchtet, ergreifen sie die Flucht. An diesem Tag aber blieben sie, wo sie waren; sie schrien, liefen erregt hin und her und warfen der Frau böse Blicke zu.*

*Die Indiofrau, die einen Stock bei sich hatte, ließ sich jedoch nicht einschüchtern. Sie verjagte die Affen und näherte sich dem Baum, den sie verteidigten. An seinem Fuß befand sich ein Affe, der anders war. Schwarz, ungelenk, stöhnend. Er schaffte es nicht, den Stamm hinaufzuklettern.*

*Als sie genauer hinsah, war sie sprachlos. Es handelte sich um ein Kind, dessen ganzer Körper mit verfilztem Haar überzogen war, in dem sich Blätter und Rindenstückchen verfangen hatten. Es war am Unterschenkel verletzt und konnte sich nicht mehr bewegen. Die Frau ging Hilfe holen. Eine Stunde später hatten die Männer die zurückgekehrten Affen vertrieben und das halb ohnmächtige Kind mitgenommen. Nach dem, was man mir erzählt hat, haben sie es in einen Sack gesteckt – ich bin mir sicher, dass sie dabei ziemlich brutal vorgegangen sind. Meine Krankenschwester, die in Campo Alegre wohnt, konnte ihn sich ansehen. Laut ihren Worten ist das Kind zwischen sechs und acht Jahre alt, sehr mager und stinkt entsetzlich. Es wird von Fliegen umschwirrt. Sein Körper ist von schmutzstarrendem Fell überzogen. Sein Gesicht verschwindet schier unter einer riesigen schwarzen Mähne. Speichel rinnt ihm aus dem Mund. Es hat lange, gekrümmte Nägel, die mit Erde verkrustet sind. Es schläft viel, aber sobald es aufwacht, ist es sehr aggressiv. Der Krankenschwester zufolge ist es wirklich am Bein verletzt. Daher muss es dringend behandelt werden. Ich werde heute Abend mit Tomás, meinem Arzt, zu ihm gehen. Wir werden ihm vor Ort Erste Hilfe leisten und es dann im Waisenhaus aufnehmen.*

***21. Mai 1981***

*Verblüffend – das ist das einzige Wort, das mir dazu einfällt. Es ist ein echtes*

*Wolfskind. Kaum dass ich es sah, überfielen mich Erinnerungen an Bücher und Kinofilme. Das Wolfskind von Aveyron, die beiden indischen Wolfskinder Amala und Kamala. Ein weiterer Fall, von dem ich gehört habe, hat sich vor ein paar Jahren in Burundi ereignet ...*

*Ich habe mir von den Behörden in Campo Alegre eine Entlastungsbescheinigung ausstellen lassen, und wir haben das Kind in die Krankenstation gebracht. Wir haben es gewaschen und ihm die Nägel und Haare geschnitten. Erste Überraschung: Das Kind ist kein Indio. Seine Haut ist weiß, seine Augen sind dunkelbraun. Allem Anschein nach hispanischer Abstammung. Zweite Feststellung: Sein Körper ist von Narben, Stichen, Schrammen, Schnitten überzogen. Dritte Bemerkung: Die Wunde am Bein ist nur oberflächlich.*

*Tomás hat ihm eine Penicillin-Spritze verabreicht. Wir haben ihn abgehorcht. Sein Alter lässt sich nicht exakt angeben. Ich schätze ihn auf sechs oder sieben Jahre. Der Junge ist zwar mager – er wiegt zweiunddreißig Kilo –, aber gleichzeitig sehr muskulös. Er leidet an schrecklichen Koliken und hat sich eine Malaria zugezogen. Bei den Untersuchungen werden gewiss weitere Erkrankungen festgestellt werden. Heute Morgen habe ich zugesehen, wie Tomás Juan – die Dorfbewohner nennen ihn so – abgehorcht hat, und ich habe mich gefragt: Wie lange hat er im Wald gelebt? Wie konnte er in einer Umwelt, in der es ein Mensch kaum einen Tag lang aushält, überleben? Die Hitze. Die Insekten. Die ständige Bedrohung durch Raubtiere im Wasser und auf dem Land. Wie hat er sich verteidigt? Wurde er tatsächlich von den Brüllaffen geschützt?*

*Gegenwärtig scheint er nichts zu sehen und nichts zu hören. Er blinzelt in einem fort und verdreht die Pupillen unter den Lidern. Auf laute Geräusche reagiert Juan nicht, aber beim leisesten Rascheln zuckt er zusammen. Der Arzt ist sich ganz sicher: Es gibt keine Anhaltspunkte dafür, dass er taub oder stumm ist. Trotzdem zeigt er keinerlei Interesse für die Außenwelt. Er wiegt sich unentwegt vor und zurück. Er erinnert mich an die autistischen Kinder, denen ich als Krankenhausgeistlicher in Brüssel begegnet war.*

*Woher kommt dieses Kind? Vielleicht wurde es von seinen Eltern, die im Dorf leben, ausgesetzt. Oder der Junge ist aus irgendeinem Grund selbst von zu Hause ausgerissen. Eine weitere Möglichkeit: Er ist aus der Militärbasis geflohen, wo ebenfalls gelegentlich Kinder zur Welt kommen. Wenn er aus der Gegend stammt, wird er leicht zu identifizieren sein. Wenn er in der Kaserne geboren wurde, wird es schwieriger werden. Die Militärs werden keine Auskünfte geben.*

***25. Mai 1981***

*Wir haben Juan in einem abseits gelegenen eingezäunten Grundstück untergebracht, damit ihn die anderen Kinder nicht provozieren. Wenn er spürt, dass ihn jemand ansieht, ergreift ihn panische Angst. Er läuft hin und her, bis er vor Erschöpfung zusammenbricht und einschläft. Sobald er aufwacht, zerrt er wieder an seiner Schnur – wir mussten ihn festbinden, sonst würde er sich am Zaun*

*verletzen. Ich sage mir immer wieder die Worte Christi nach Matthäus: »Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich. Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden. Selig, die keine Gewalt anwenden, denn sie werden das Land erben.«*
*Wir geben ihm zu essen. Zwar nimmt er auch Bohnen und Maiskolben an, aber lieber sind ihm Früchte und Körner. Beim Essen macht er einen verängstigten Eindruck. Stets scheint er zu befürchten, dass man ihm das Essen wegnehmen könnte. Zweifellos eine Erinnerung an das Leben in der Affenhorde.*
*Wenn er schläft, wirft er sich ständig unruhig hin und her. Er verzieht sein Gesicht tickartig. Krämpfe erschüttern seinen Körper. Er ist ständig auf der Hut. Trotzdem kann man in diesen Momenten den Menschen hinter der Fassade des Wilden besser erkennen. Juan hat ein ebenmäßiges Gesicht, zarte Haut und feine Gelenke. Wer ist er?*

***29. Mai 1981***

*Eine Woche Untersuchungen und Beobachtungen. Eine bedrückende Bilanz. Malaria. Massiver Befall mit Parasiten im Verdauungstrakt. Mehrere Infektionen. Tomás hat eine Rosskur mit Antibiotika verordnet. Jetzt müssen wir abwarten.*
*Was sein Verhalten betrifft, gibt es auch nichts Erfreuliches zu vermelden. Juan kauert die ganze Zeit in einer Ecke des eingezäunten Geländes und stöhnt. Sein Gesicht verbirgt er hinter seinen Haaren, die wir recht lang gelassen haben. Bald möchte ich mit seiner Erziehung beginnen. Aber ich muss von null anfangen. Ihm erst mal den aufrechten Gang beibringen. Nur in einem Punkt bin ich mir sicher: Dieses Kind ist ein Geschenk Gottes. Ich bin entschlossen, es zu retten.*

***6. Juni 1981***

*Keinerlei Fortschritte. Juan reagiert nicht auf äußere Reize. Weigert sich, aufrecht zu stehen. Wird immer kraftloser. Er wacht nur auf, um zu essen. Ich habe seine Lieblingsspeise entdeckt, die er bestimmt auch unter den Brüllaffen verzehrte: Datteln. Tomás meint, wir müssten ihm unbedingt Fleisch geben, um sein Wachstum zu stärken.*

***7. Juni 1981***

*Heute Nacht bin ich zu Juan gegangen. In diesem Moment sind ganze Scharen von Vampirfledermäusen über unser Vieh hergefallen. Man sieht sie nicht, aber man hört das Flattern ihrer Flügel.*
*Vor dieser Geräuschkulisse habe ich Juan aufgesucht. Er schlief nicht. Er sah sich nach allen Seiten um. Ruhig. Sein Blick durchdrang die Finsternis. Plötzlich begriff ich, dass er im Dunkeln sieht. Ich bekam Angst. Für mich wurde er zu einem der Vampire, die in meinem Rücken fiepten und über die Büffel herfielen.*

***16. Juni 1981***

*Seit drei Tagen hält sich Carlos Estévez, ein Ethologe aus Resistencia, im Waisenhaus auf. Er ist ein Experte für Brüllaffen, und dank seiner Kenntnisse können wir Juans Verhalten besser verstehen.*

*Heute Morgen hat er bei einem Matetee Bilanz gezogen. Ich habe unser Gespräch auf Tonband aufgezeichnet. Wort für Wort habe ich hier die Passage festgehalten, die sich mit Juan befasst ...*

Jeanne rieb sich die Augen. Es war vier Uhr früh. Die Dimensionen dieses Falles wurden immer abenteuerlicher. Gleichzeitig passten all diese Elemente hervorragend zu den Morden. Den Indizien. Dem Profil des bestialischen Mörders ...

Sie brühte sich einen weiteren grünen Tee auf. Dabei erinnerte sie sich an ihr Gespräch mit Hélène Garaudy. Die Leiterin des Bettelheim-Instituts war auch auf Wolfskinder zu sprechen gekommen. Laut ihren Ausführungen wiesen die meisten von ihnen Symptome einer autistischen Erkrankung auf. Doch es blieb die Frage: Hatte das Leben im Wald ihre Krankheit verursacht? Oder verhielt es sich umgekehrt: Hatte man diese Kinder ausgesetzt, weil sie *anders* waren?

Jeanne trank einen Schluck Tee. Die Kälte spürte sie nicht mehr, ebenso wenig ihre Müdigkeit. Tatsächlich spürte sie ihren ganzen Körper nicht mehr. Sie machte es sich wieder auf ihrem Bett bequem und nahm das in Leder eingebundene Heft zur Hand. Immer wieder musste sie an Märchen denken, in denen Kinder in einem Wald ausgesetzt werden, der voller Gefahren ist.

Juan war der Held eines dieser Märchen.

Ein Albtraum, der Wirklichkeit geworden war ...

## 59

»Im Englischen heißen sie *black howler monkeys*. Es ist die Affenart, die in den subtropischen Wäldern der Region Noreste am weitesten verbreitet ist. Die Männchen tragen ein schwarzes Fellkleid, die Weibchen ein gelbes.«
»Wo genau leben sie?«
»In den Wipfeln. Mit Hilfe ihres Schwanzes schwingen sie sich von Baum zu Baum. Sie steigen fast nie auf den Boden hinab.«
»Glauben Sie, dass Juan mit ihnen auf den Bäumen lebte?«
»Es dürfte ihm schwergefallen sein, ihnen zu folgen. Dagegen konnte er ihnen am Boden nützlich sein – beim Sammeln bestimmter Früchte und der Ausschau nach Raubfeinden.«
»Ich gehe nie in den Wald. Weshalb werden sie ›Brüllaffen‹ genannt?«
»Es ist eine sehr aggressive Art. Jede Horde hat ihr eigenes Territorium. Sobald sie einen Eindringling ausmachen, verteidigen sie dieses Revier durch lautes Brüllen. Es hört sich schrecklich an. Außerdem dehnt sich beim Brüllen ihre Mähne aus, und sie runden ihr Maul zu einem ›O‹, was ihnen ein erschreckendes Aussehen verleiht. Wenn Juan schreit, will er sie offenbar nachahmen.«
»Im Moment kann er sich nur auf diese Weise ausdrücken ...«
Jeanne sah auf. Sie erinnerte sich an das Gebrüll, das in der Praxis von Antoine Féraud widerhallte. Kein Zweifel: Das kehlige Kreischen von Juan / Joachim war ein Relikt aus dem »Wald der Manen« ...
»Und sind sie auch innerhalb ihrer Gruppe aggressiv?«
»Ein Männchen lebt mit mehreren Weibchen und deren Jungen. Das dominante Männchen springt mit den anderen nicht gerade sanft um. Im Allgemeinen sind die Beziehungen innerhalb der Gruppe streng hierarchisch geordnet. Das gilt für die Fortpflanzung, die Nahrung, für alles.«
Jeanne erinnerte sich an die Hypnose-Sitzung bei Féraud. *Der Wald, er beißt dich ...*
»Wie muss man sich sein Leben unter den Affen vorstellen?« »Es war ein hartes Leben in einem Zustand permanenter Bedrohung.«
»Juan ist viel größer als die Affen – wie konnte das funktionieren?«
»Das lässt Rückschlüsse zu auf den Zeitpunkt, zu dem er in die Gruppe aufgenommen wurde. Er muss noch recht klein gewesen sein, unter einem Meter jedenfalls. Wie alt könnte er gewesen sein? Vier oder fünf Jahre? Als er dann größer wurde, hat ihn die Gruppe vermutlich verstoßen. Der Größenunterschied und seine Unbeholfenheit haben ihn *auf natürliche Weise* ausgeschlossen.«
Jeanne malte sich das schreckliche Leben des Kindes aus. Sie hörte das Rascheln der Blätter, das Knistern der Zweige, das heisere Gurren. Sie roch den Gestank der anderen ... fürchtete sich vor ihren Schlägen, ihren Bissen ... Sie war Juan ...

»Nun möchte ich Ihnen meinerseits ein paar Fragen stellen.«
»Ich höre.«
»Wie reagiert Juan, wenn er sich beobachtet fühlt?«
»Er wird nervös. Er wirft sich hin und her.«
»Dreht er Ihnen den Rücken zu?«
»Ja, aber er wirft mir weiterhin kurze Blicke zu.«
»Ein typisches Verhalten der *carayás*. Zerrt er am Zaun, um Personen, die sich nähern, zu erschrecken?«
»Nein.«
»Zeigt er sein Hinterteil zum Zeichen der Unterwerfung?«
»Unterwerfungsgesten gehören nicht zu seinem Verhalten.«
»Er muss nicht sämtliche Verhaltenweisen der Brüllaffen übernommen haben.«
»Glauben Sie, dass sich seine kognitiven Defizite beheben lassen?«
»Ich bin Ethologe, kein Psychologe.«
»Ich glaube bei Juan Symptome von Autismus zu erkennen. Könnte das Leben im Wald seine mentale Entwicklung zum Stillstand gebracht, eine Art Regression hervorgerufen haben?«
»Um beurteilen zu können, ob er seinen Entwicklungsrückstand nachholen kann, müsste man wissen, woher er kommt und in welchem Alter er die menschliche Zivilisation verlassen hat .... Haben Sie Nachforschungen in der Region angestellt?«
»Noch nicht.«
»Ich glaube, man hat ihn ausgesetzt. Juan ist ein Kind, das nicht gewollt wurde. Ein Kind, das nie geliebt wurde.«
»Wieso sind Sie sich da so sicher?«
»Weil ein umsorgtes, von seinen Eltern gut genährtes Kind im Wald nicht überlebt hätte. Die Zähigkeit Juans beweist, dass sein Leben schon unter den Menschen hart gewesen ist. Stellen Sie Nachforschungen an. Ich bin mir fast sicher, dass Sie auf die Spur eines Verbrechens stoßen werden. Einen Fall von familiärer Gewalt ...«
Jeanne brach die Lektüre ab. Die Zeilen tanzten vor ihren Augen. Außerdem war die Abschrift des Dialogs zu Ende. Sie sah auf die Uhr – eine Swatch, die sie als Ersatz für die verschenkte Cartier aus ihrer Tasche gefischt hatte.
Fünf Uhr morgens.
Sie war erstaunt, dass sie nichts von Nicolás gehört hatte. Hatte ihm die nächtliche Exhumierung einen so großen Schrecken eingejagt? Hoffentlich war er nicht mit »seinem« Auto nach Antigua zurückgefahren ...
Jeanne wollte sich im Bad erfrischen, einen weiteren grünen Tee bereiten und die Lektüre fortsetzen.
Aber eine Sekunde später schlief sie tief und fest.

## 60

Jeanne fuhr aus dem Schlaf auf – in ihrem Kopf hallte der schreckliche Schrei eines Brüllaffen wider. Sie richtete sich auf und stellte fest, dass das Gegrunze das Läuten ihres Handys war, das neben ihrem Kopf lag.
»Hallo?«
»Reischenbach. Hab ich dich geweckt?«
»Ja. Nein.«
Sie spürte, wie heftig ihr Herz pochte, so als wolle es sich noch tiefer in den Brustkorb hineinbohren. Joachim hatte sie in ihrem Traum heimgesucht. Seine Schreie. Seine Hände. Seine Augen, die in der Finsternis sahen ...
»Was willst du?«
»Hab ich dich also doch geweckt«, erwiderte der Polizist lachend. »Ich hab was über das Paket herausgefunden. Interessiert's dich?«
Jeanne griff nach dem Laken und trocknete sich das Gesicht ab. Trotz der Kälte war sie schweißgebadet. Der Morgen graute. Um sie herum vertraute Gegenstände. Ein Fernseher. Ein Sessel. Die Holzvertäfelung an den Wänden ... Das spanische Wort für »Albtraum« – *pesadilla* – kam ihr in den Sinn; der Wohlklang schien dem bezeichneten Sachverhalt etwas von seiner Gewalt, seiner latenten Bedrohlichkeit zu nehmen ...
»Ich höre. Weißt du, was in dem Paket war?«
»Ein Schädel.«
»Was?«
»Der Abguss eines Schädels.«
Diese Information schien keinen Sinn zu ergeben.
»Erzähl mir mehr.«
»Mehr weiß ich nicht. Wir haben mit einem Typen des Instituts gesprochen, der gesehen hat, wie de Almeida den Gegenstand eingepackt hat. Das ist alles. Offenbar wollte der Anthropologe diesen Abguss an Francesca Tercia schicken. Zu welchem Zweck weiß keiner. Wahrscheinlich hatte es was mit den Grabungen zu tun, die er in der argentinischen Nordost-Region durchführte. Aber er sprach mit niemandem darüber. Der Einzige, der uns weiterhelfen könnte, ist ein gewisser ...« Reischenbach kramte in seinen Papieren. »Daniel Taïeb, der Direktor der Abteilung für paläoanthropologische Grabungen in Tucumán. Aber er bereitet gegenwärtig eine Ausstellung vor und ist nie erreichbar.«
»Weißt du sonst nichts über den Schädel?«
»*Nada*. Der Typ, mit dem wir gesprochen haben, glaubt, dass es sich um einen missgebildeten Kinderschädel handelte.«
»Was für eine Missbildung?«
»Keine Ahnung. Ich hab nichts verstanden. Der Typ aus meiner Gruppe ist

Brasilianer, und er spricht nicht besonders gut Spanisch ...«
Jeanne dachte an Juan-Joachim. War es sein Schädel? Nein. Das Kind war *nach* Argentinien in Guatemala gewesen. War Juan anschließend in die Region Noreste zurückgekehrt? War er dort gestorben? Nein. Joachim war noch am Leben. Er hatte in Paris und in Managua gemordet.
»Gib mir die Nummer des Instituts«, sagte sie.
»Ich warne dich, sie sind nicht ...«
»Ich spreche Spanisch. Ich stecke bis zum Hals in dieser Sache drin. Gib mir die Nummer!«
Reischenbach kam ihrer Bitte nach. Sie notierte die Ziffern. Fragen stürzten auf sie ein. Woher genau kam dieser Schädel? Warum hatte de Almeida ihn an Francesca geschickt? Jeanne erinnerte sich, dass Isabelle Vioti mit ihren Mitarbeitern in ihrem Atelier auf der Basis fossiler Schädel Gesichter rekonstruierte. Hatte Francesca in ihrem eigenen Atelier die gleiche Methode angewandt? Welches Gesicht hatte sie rekonstruiert? Welche Szene hatte sie anhand dieses Relikts dargestellt?
»Hast du sonst noch Neuigkeiten?«
»Ich hab Recherchen über Jorge de Almeida angestellt. Es ist unklar, woran er genau arbeitete. Er schottete sich in seinem eigenen Labor immer mehr von den anderen ab. Er schien Hirngespinsten nachzujagen ...«
»Was für Hirngespinsten?«
»Hab ich nicht verstanden. Ich hab ein Foto von ihm aufgetrieben.«
»Kannst du mir das per E-Mail schicken?«
»Kein Problem. Und du, wie weit bist du?«
Sie hatte keine Lust, lang und breit zu erzählen. Zu viele Ereignisse. Zu viele Unstimmigkeiten. Zu viel Wahnsinn ... Also zog sie sich mit einigen vagen Floskeln aus der Affäre und versprach, sich bei ihm zu melden. Reischenbach bohrte nicht nach.
Noch ein Tee. Sie wusste nicht, wie spät es war. Da war nur dieses Morgengrauen, das sich im Zimmer ausbreitete wie das Wasser eines toten Flussarms ... Sie dachte wieder an die Krankheit, auf die Eduardo Manzarena hingewiesen hatte. Hatte sich Juan damit angesteckt? Oder war es umgekehrt? Ging das Übel von ihm aus? Gab es einen Zusammenhang mit den Missbildungen des Schädels?
Mit der Tasse in der Hand trat sie an die Fenstertür. Den Strom der Fragen anhalten. Das Heft von Pierre Roberge zu Ende lesen. Und dann? Sie betrachtete den Garten des Hotels. Wirre Vegetation. Von Sturmböen abgerissene Bananen- und Palmenblätter ... Die Trostlosigkeit des Regens ...
Und diese Trostlosigkeit flößte ihr einen niederschmetternden Gedanken ein. Kein Zweifel, Antoine Féraud war tot. Wie Eduardo Manzarena. Wie die drei Mordopfer in Paris.
Féraud, der die Verfolgung des Vaters und des Sohnes aufgenommen hatte, aber dem Geist des Bösen begegnet war.

Sie musste die Geschichte von Juan-Joachim zu Ende lesen ...
Vielleicht befand sich die Wahrheit am Ende dieser Seiten.

**61**

***28. Juni 1981***

*Keine Fortschritte. Trotz der Beobachtungen von Carlos Estévez bestätigt sich mein erster Eindruck. Autismus.*

*Ich habe mir per Post mehrere Bücher bestellt. Insbesondere die Memoiren von Jean Marie Gaspard Itard, dem Arzt, der das Wolfskind von Aveyron in seine Obhut nahm. Ich bin fest davon überzeugt, dass Juan zumindest eine Zeitlang von Menschen aufgezogen wurde. So war er nicht im Geringsten erstaunt, als er sein Spiegelbild sah. Und vor allem hat er begriffen, dass es sein Spiegelbild ist. Es schien ihn zu amüsieren.*

***31. Juni 1981***

*Neue Tests, neue Übungen. Es gelingt mir sehr langsam, ihm den aufrechten Gang beizubringen. Er macht einige Schritte auf zwei Beinen und kehrt dann in seine bevorzugte Haltung zurück: auf allen vieren, mit gewölbtem Rücken, die Hände einwärts gedreht. Ich muss meine Arbeit fortsetzen. Wie schrieb Paulus doch: »Die Liebe ist geduldig ...«*

***13. Juli 1981, Río Bermejo***

*Río Bermejo, der Purpurfluss. Seit zwei Tagen bin ich in der Umgebung von Campo Alegre auf einem Schiff unterwegs. In jedem noch so kleinen Dorf mache ich halt ... Ich predige. Verteile Lebensmittel und Medikamente. Höre zu. Tröste ... Mir wird klar, dass die Leute hier von der Existenz Juans wussten. Er war schon an mehreren Stellen am Fluss gesichtet worden. Ein- oder zweimal hatte man ihn sogar eingefangen. Jedes Mal ist er geflohen.*

***29. Juli 1981, Campo Alegre***

*Fortschritte in schneller Folge. Juan geht auf zwei Beinen. Aber noch immer nach vorn gebeugt, als hätte er Angst, sich ganz gerade zu halten. Er lernt Gesten. Zieht sich allein an. Trinkt Milch aus einer Schale. Deutet mit dem Zeigefinger auf Gegenstände... Ich lasse ihn im Hof des Pfarrhauses frei umhergehen, und ich habe es geschafft, ihn dazu zu bringen, in einem Bett zu schlafen – tatsächlich streckt er sich darunter aus, um einzuschlafen.*

***3. August 1981***

*Juan geht es viel besser. Er nimmt zu. Seine Muskulatur entwickelt sich. Er geht jetzt gewohnheitsmäßig aufrecht. Homo viator, spe erectus. Die Hoffnung hält den Menschen auf dem Weg, aufrecht und tapfer.*

***11. August 1981***

*Die ersten Bücher, die ich bestellt habe, sind eingetroffen. Vor allem das Tagebuch von Itard. Ich folge seiner Methode, praktiziere seine pädagogischen Übungen. Juan erzielt gute Erfolge. Wenn nicht das Problem mit seinem mündlichen Ausdrucksvermögen wäre, würde ich sagen, dass er die Intelligenz eines*

*fünfjährigen Kindes besitzt. Im Moment.*
*Gestern machte ich eine interessante Beobachtung. Im Garten sitzend, wiegte sich Juan wie üblich vor und zurück. Ich näherte mich: Er sang eine bestimmte Melodie. Ich hatte sogar den Eindruck, dass er versuchte, Worte zu artikulieren. Kehren seine Erinnerungen aus der Zeit vor dem Leben im Wald zurück?*
***21. September 1981***
*Die Zeit vergeht. Er macht immer größere Fortschritte. Zum ersten Mal hat Juan Fleisch gegessen. Er hat zuerst daran geschnuppert, dann davon probiert und es sogleich verschlungen. Ich ging zu ihm und wollte ihn dafür loben. Als er zu mir aufsah, hab ich einen Schreck bekommen. Er hatte einen irren Blick. Wie wenn ihn der Blutgeschmack berauscht hätte. Er schien mich aus den Tiefen des animalischen Lebens anzustarren ...*
***10. Oktober 1981***
*Jede Mahlzeit von Juan enthält auch ein Stück Fleisch. So mag er es am liebsten. Zu Recht oder zu Unrecht sehe ich in dieser Vorliebe die Erinnerung an eine Erziehung durch Menschen. Im Übrigen macht er weiterhin gute Fortschritte, insbesondere mit Holzbuchstaben. Wird er eines Tages schreiben lernen?*
Jeanne war enttäuscht. Roberges Tagebuch beschrieb lediglich die Fortschritte eines Kindes, dessen kognitive Entwicklung durch die Lebensumstände im Wald zum Stillstand gekommen war. Sie kannte das Ergebnis dieser erzieherischen Bemühungen: Joachim war zu einem normalen jungen Mann geworden, der jedoch in seinem Innern der Wolfsmensch von früher geblieben war.
Ansonsten erfuhr sie nichts über die Abstammung Joachims – wann war ihm dieser Name gegeben worden? Nichts über seinen Vater, der die Praxis von Antoine Féraud aufgesucht hatte. Nichts über die Umstände seiner Aussetzung im Wald. Nichts über seine mörderische Natur ...
Wieder übersprang sie mehrere Seiten.

***17. November 1981***

*Juan zeichnet! Er malt schwarze Striche, X und Y in unterschiedlichen Größen. Es könnten Buchstaben sein. Oder Bäume. Oder Menschen. Vielleicht versucht er die Welt – die Affenhorde – darzustellen, die ihn in den letzten Jahren umgeben hat ... Aber ein Detail passt nicht. Wenn diese Figuren* caráyas *darstellen, wieso hält dann eine davon ein Messer?*

***26. November 1981***

*Juan hat eine Krawatte gefunden, die er Tag und Nacht trägt. Wie um seine Vergangenheit zu beschwören und zu zeigen, dass er durchaus zur Gesellschaft der zivilisierten Menschen gehört.*

*Dennoch gelingt es ihm nicht immer, mit Besteck zu essen. Wenn ihm das Essen vorgesetzt wird, winkelt er die Arme an, steckt den Kopf in den Teller und wirft verängstigte Blicke um sich. Er isst nur noch Fleisch. Datteln, Körner oder sonstige pflanzliche Lebensmittel rührt er nicht mehr an.*

***29. November 1981***

*Heute habe ich unerwartet Besuch bekommen. Gerade als ich den Plan aufgegeben hatte, die ursprüngliche Herkunft Juans aufzuklären, hat sich ein Mann erboten, mir Informationen auf dem silbernen Tablett zu servieren. Und nicht irgendeiner! Oberst Vinicio Pellegrini alias El Puma, einer der Kommandanten der Militärbasis von Campo Alegre.*

*Die Statur des Mannes passt zu seinem Dienstrang. Er trägt einen Bürstenschnitt und hat ein kantiges Gesicht, einzig das Brillengestell und der elegant gestutzte Bart verleihen ihm einen Hauch von Kultiviertheit. Ansonsten ein Rohling, der laut spricht, viel lacht und abwechselnd Leutseligkeit und eisige Kälte ausstrahlt.*

*In der Region besitzt der Mann eine traurige Berühmtheit. El Puma hat hier die berüchtigte Methode des* el vuelo *umgesetzt: Gefangene, von denen man sich keine weiteren Informationen mehr erhofft, werden betäubt und dann aus einem Hubschrauber über den verschlungenen Ästen der Lagune abgeworfen, damit sie ertrinken oder von den Kaimanen gefressen werden. Doch es heißt, dass Menschen normalerweise nicht auf dem Speiseplan dieser Tiere stehen, weil sie zu groß sind. Deshalb hat Pellegrini befohlen, die Opfer mit einer Säge zu zerlegen und die Leichenteile in die Sümpfe zu werfen. Allmählich haben die Kaimane Geschmack an Menschenfleisch gefunden. So konnte man wieder damit beginnen, betäubte Gefangene abzuwerfen ...*

*Als er seinen Besuch ankündigte, glaubte ich, meine letzte Stunde habe geschlagen. Aber nein. Pellegrini erkundigte sich nach Juan! Er hat mich nach den Umständen seiner Auffindung gefragt. Die Wahrheit kam schnell heraus. Juan stammt aus der Militärbasis. Er ist der Sohn von Hugo García, einem Offizier, der vor drei Jahren*

*mit seiner Frau bei einem Unfall ums Leben kam, über den sich Pellegrini nicht näher äußern wollte. Juan – den der Oberst »Joachim« nennt – hat diesen Unfall überlebt und ist in den Dschungel geflohen.*
*El Puma hat nicht verlangt, ihn zu sehen. Er teilte mir auch nicht mit, was für Pläne er mit dem Kind hat. Doch er hat versprochen wiederzukommen ...*
*Jetzt versuche ich die Tatsachen zu ordnen. Ein Beispiel: Die von Juan alias Joachim (ich habe beschlossen, ihn weiterhin Juan zu nennen, um ihn nicht zu verwirren) gezeichneten Figuren sind vielleicht keine Brüllaffen, sondern Soldaten aus Campo Alegre, professionelle Folterer. Aber wozu das Messer?*

***2. Dezember 1981***

*Ich habe weitere Nachforschungen angestellt. Wenn man weiß, was man sucht, sind die Chancen höher, dass man fündig wird. In der Spelunke des Dorfes – wo sich die Soldaten gelegentlich besaufen – habe ich rasch das Vertrauen eines Gefreiten gewonnen, der mir das Geheimnis der Basis verraten hat. Hugo García, ein notorischer Säufer, hat 1978 seine Frau umgebracht und sich dann die Kehle aufgeschlitzt. Ihr Sohn Joachim konnte mit knapper Not fliehen. Er war erst sechs Jahre alt ... Juan ist also jetzt neun. Zweiter Punkt: Estévez hatte Recht mit seiner Vermutung, dass Juan keine leichte Kindheit hatte.*
*Bei der Befragung des Soldaten, dem ich ein paar Drinks spendierte, erfuhr ich etwas Unglaubliches: Joachim ist nicht der leibliche Sohn von Hugo García. Er wurde adoptiert. Solche Fälle sind hier nicht selten. Es kommt häufig vor, dass die Soldaten die Kinder hingerichteter politischer Gefangener adoptieren. Es scheint sogar eine gängige Praxis zu sein. Juan kam also auf dem Stützpunkt von Campo Alegre zur Welt. Der kinderlose García hat den Säugling an sich genommen, aber seine unfruchtbare und ebenfalls alkoholabhängige Frau hat das Kind nie angenommen. Wegen ihm gab es ständig Konflikte zwischen den beiden. Ich wage mir die psychische Entwicklung des Kindes kaum auszumalen. Ein Waisenkind, das von seiner Adoptivfamilie abgelehnt wurde und in einer Kaserne lebte, wo Tod und Gewalt an der Tagesordnung waren ...*

***9. Dezember 1981***

*Juans Appetit nimmt immer weiter zu. Ich versuche, seinen Speiseplan etwas abwechslungsreicher zu gestalten, aber er isst nur noch Fleisch. Beunruhigender ist ein anderer Vorfall: Er wurde in der Küche erwischt. Er hatte die Vorhängeschlösser an den Kühlschränken aufgebrochen, um rohes Fleisch zu verzehren. Als man ihn daran zu hindern versuchte, hat er wie eine Raubkatze die Zähne gefletscht. Woher kommt dieser Blutdurst bei ihm?*
*Die übrige Zeit verbringt Juan mit Zeichnen. Immer schwarze Figuren. Immer das Messer. Wenn er hier den Mord an seiner Mutter darstellt, warum zeichnet er dann so viele Menschen? Juan singt nicht mehr, aber wie mir scheint, steht er kurz davor, Silben auszusprechen.*

***17. Dezember 1981***

*Juan bereitet mir Sorgen. In dem Maße, wie seine tierischen Verhaltensweisen zurückgehen, kommen Züge seiner menschlichen Persönlichkeit zum Vorschein. Charakteristische Eigenschaften, die nicht auf seine Erlebnisse bei den Affen zurückgeführt werden können und ziemlich beängstigend sind. Mehrfach habe ich ihn dabei erwischt, wie er kleine Tiere folterte und sich regelrecht Mühe gab, ihr Martyrium möglichst in die Länge zu ziehen.*
*Auch gegenüber den anderen Waisenkindern wird er gewalttätig – sie fürchten ihn deshalb und gehen ihm aus dem Weg. Er greift sie an, stellt ihnen Fallen. Gestern hat er ein kleines Mädchen verletzt, indem er es zu einer Art Grube in der Nähe des Waisenhauses lockte, die er selbst ausgehoben hatte. Am Boden der Grube hatte er zugespitzte Bambusstöcke verankert, die das Mädchen am Oberschenkel verletzten, es aber genauso gut hätten töten können. Weshalb macht er das? Er scheint nur mir zu vertrauen. Und vielleicht noch nicht einmal das ...*
*Eine weitere gefährliche Neigung: Juan fühlt sich zum Feuer hingezogen. Er kann stundenlang Flammen beobachten. Wiederholt wurde er dabei ertappt, wie er mit Streichhölzern spielte. Auch in dieser Hinsicht fürchte ich das Schlimmste.*
*Diese Tendenzen bekümmern mich. Mit seiner Krawatte und seiner schwarzen Jacke ähnelt er einem kleinen Charlie Chaplin, der die Seele eines Dämons in sich trägt. Ich bete immer wieder: »Für euch aber, die ihr meinen Namen fürchtet, wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen, und ihre Flügel bringen Heilung ...«*

***26. Dezember 1981***

*Erneuter Besuch von Pellegrini. Er will das Kind mitnehmen. Er sagt, er hätte neue Adoptiveltern für Juan gefunden. Offenbar hat er entsprechende Befehle erhalten. Der Mann, der Juan adoptieren will, besitzt Macht. Zweifellos ein Offizier. Ich ahne, ohne dass ich es näher begründen könnte, dass sich hinter all dem ein Geheimnis verbirgt.*

***3. Januar 1982***

*Zum neuen Jahr hat mir Gott ein wunderbares Geschenk gemacht. Heute Morgen habe ich Juan in der Kirche entdeckt. Er saß vor dem Altar und hat gesungen. Nicht wie sonst vor sich hingesummt, sondern ein richtiges Lied gesungen. Mit Wörtern! Zum ersten Mal habe ich aus seinem Mund artikulierte Silben gehört. Ich habe das Lied erkannt: ein Schlager, der vor einigen Jahren populär war und den ich bereits den Kindern im Missionshaus in Brüssel beibrachte:* Porque te vas, *interpretiert von einer englisch-spanischen Sängerin namens Jeanette.*
*Wo hat er dieses Lied gelernt? Das ist nicht so wichtig. Meine Überzeugung – und meine Hoffnung – erhärtet sich: Joachim leidet nicht an irreversiblem Autismus. Der Wald hat seine menschlichen Fähigkeiten lediglich unterdrückt. Ich muss ihn bei mir behalten. Seine Erziehung fortsetzen. Im Namen Gottes. »Aber die Stunde kommt, und sie ist schon da, zu der die wahren Beter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit ...«*

***17. Januar 1982***

*Juan hat gesprochen. Auf einmal. Mühelos. Ich wusste es. Ich habe es immer gewusst. Die Sprache ist in ihm. Juan ist kein autistisches Kind. Oder aber sein Syndrom ist das, was man in meinen Büchern einen »hochentwickelten Autismus« nennt. Ich muss ihm jetzt auf der Basis dieser Fortschritte weitere Fähigkeiten beibringen. Lesen, Schreiben, Beten. Ich werde, mit ihm, die Schlacht gewinnen.*

***25. Januar 1982***

*Zügige Fortschritte. Juan leidet an keinem Sprachfehler – auch wenn er noch immer zum Stottern neigt. Er spricht die Sätze klar und deutlich aus. Ich beginne mich mit ihm zu unterhalten. Sein Umgang mit der Sprache ist eigentümlich. Er scheint nicht in der ersten Person sprechen zu können. Um eine Frage mit ja zu beantworten, wiederholt er sie. Dann wieder antwortet er mit einer Folge von Wörtern. Oftmals ist es der Text von* Porque te vas. *Ich verstehe nicht, was das zu bedeuten hat.*

*Im Moment sind seine Erinnerungen verschwommen. Er erzählt nur bruchstückhaft von seinem Leben im Wald und in der Kaserne. Aber es fehlt der rote Faden. Sein Geist ist wie ein offenes Buch, dessen Seiten miteinander verklebt sind. Manchmal verleiht er Affen menschliche Züge. Er bezeichnet sie als sprechende Wesen. Dann wieder schreibt er seinen »Eltern« Rituale und Gewohnheiten zu, die sich auf sein Leben in den Bäumen beziehen. Eines ist sicher: Er hat immer nur Angst und Bedrohung gekannt. Tritte und Schläge in seiner Adoptivfamilie. Kratzer und Bisse unter den Affen.*

***3. Februar 1982***

*Endlich habe ich die Flucht Juans rekonstruiert. Eines Abends kommt es zu einer brutalen Auseinandersetzung zwischen den Adoptiveltern, den Garcías. Der betrunkene Mann schlägt seine Frau. Offenbar war das Verhältnis zwischen den Eheleuten, beide Alkoholiker, vollkommen zerrüttet. Mitten in der Nacht hat der Vater das Bajonett seines Gewehrs genommen und seiner Frau die Kehle durchgeschnitten. Anschließend hat er sie in der Küche zerstückelt. Diese Szene hat Juan immer wieder gezeichnet (Hugo García hatte seinen Sohn in der Küche gefesselt und geknebelt, um ihn zu zwingen, das »Schauspiel« mitanzusehen). Aber weshalb stand auf der Zeichnung eine ganze Schar von Leuten um die »geopferte« Frau herum? Später in derselben Nacht hatte der Offizier dann versucht, sich mit Benzin selbst zu verbrennen. Man muss also kein Psychiater sein, um zu ahnen, woher der Brandstiftungstrieb bei Juan kommt ...*

*Im Morgengrauen hat sich García dann die Kehle aufgeschlitzt – von einem Ohr zum anderen. Da in der Küche immer noch Gegenstände brannten, wäre sein Sohn an dem Rauch erstickt, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich zu befreien. In seiner Panik ist er die Treppe hinuntergestürmt, hat den Kasernenhof überquert und ist in den Wald gerannt, wo er bis zur Erschöpfung weiterlief. Schließlich ist er am Fuß eines Baumes zusammengebrochen. An die Zeit danach kann er sich nicht erinnern. Er stellt keine Verbindung zwischen dieser Flucht und seinem Leben unter den*

*Affen her.*

***7. Februar 1982***

*Heute Nacht haben wir Juan im Hühnerstall überrascht. Mit meinem Rasiermesser hatte er den Hühnern die Kehle durchgeschnitten und aus ihrem Hals Blut getrunken, wie Wasser aus einer Feldflasche. Die Wände hatte er mit den gleichen Figuren vollgeschmiert, die er auf seinen Zeichenblättern skizziert hat. Als »Farbe« benutzte er dabei allerdings eine scheußliche Mischung aus Blut und Exkrementen.*

*Die Freiwilligen fürchten sich vor ihm. Einige haben die Krankenstation bereits verlassen. Es geht das Gerücht um, Juan sei ein »Sohn des Teufels«. Ich habe ihn in eine fensterlose kleine Kammer eingesperrt, um ihn zu bestrafen. Er soll begreifen, dass er auf dem falschen Weg ist. Wie kommt er nur auf solche Gedanken? Was treibt ihn um?*

***9. Februar 1982***

*Nach zwei Tagen »Dunkelhaft« habe ich Juan in einem erbärmlichen Zustand angetroffen. Er hatte überall in dem Kabuff seine Notdurft verrichtet und mit seinen Exkrementen auf die Wände geschrieben. Sein Hemd und seine Hose waren mit Sperma verkrustet. Seine ersten Pollutionen. Die Pubertät hat also begonnen. Aber worauf wird sich sein sexuelles Verlangen richten?*

*Mir ist ein schrecklicher Gedanke gekommen. Das Blutbad hat seine erste sexuelle Erregung ausgelöst. Ich bete für ihn. Gott, der unsere Missionsstation seit langem verlassen hat, darf Juan nicht vergessen. Ich schäme mich, es zu schreiben, aber ich bin der Meinung, dass Gott uns dies schuldig ist. Dieses Kind zu retten im Namen all derjenigen, die er hier sterben ließ ...*

***24. Februar 1982***

*Juan ist jetzt ruhiger. Ich habe den Verdacht, dass er an einer Art Infektionskrankheit ähnlich der Tollwut leidet. Aber die medizinischen Untersuchungen haben dies nicht bestätigt. Sind gründlichere Untersuchungen angezeigt? Sie wären nur in Buenos Aires möglich.*

***3. März 1982***

*Oberst Pellegrini ist wieder aufgetaucht. Jetzt ist es amtlich: »Joachim«, wie er ihn nennt, wird von einer hochstehenden Persönlichkeit adoptiert werden. Zweifellos ein Mann, der dem Regime sehr nahe steht. Ich muss mit Juan fliehen. Ich muss seine Seele retten.*

***11. März 1982***

*Juan hat einem behinderten Jungen, den wir vor einigen Monaten aufgenommen haben, eine blutende Bisswunde beigebracht. Wir haben die Wunde versorgt. Wenn Juan an einer Infektionskrankheit leidet, besteht dann Ansteckungsgefahr? Ein weiterer Verdacht, der mit seinem Heißhunger auf Fleisch zusammenhängt: Kannibalismus ... Am gleichen Tag habe ich unweit der Stelle, zu der Juan sein Opfer verschleppte, eine Art Kultstätte entdeckt. Einen merkwürdigen Aufbau aus*

*Tierknochen, Steinen und Reisig. Gewisse Elemente erinnerten an seine Buchstaben. Juan scheint die Regeln eines Rituals zu befolgen. Wo hat er sie gelernt?*

***13. März 1982***

*Pellegrini war wieder da. Die erforderlichen Dokumente liegen vor. Der Adoptivvater ist Admiral Alfonso Palin, ein Mitglied der argentinischen Militärjunta. Ein Henker, der zu den gefährlichsten Männern des Landes zählt. Weshalb will Palin Juan adoptieren und nicht einen anderen Jungen? Die Diktatur macht jeden Tag Hunderte zu Waisen. Weshalb hat er sich ausgerechnet Juan ausgesucht? Interessiert ihn vielleicht gerade seine Vorgeschichte? Seine Gewalttätigkeit? Ich habe mich an das Maison Saint Ignace in Brüssel gewandt. Wenn ich will, kann ich umgehend an eine andere Missionsstation in Guatemala wechseln.*

***21. März 1982***

*Meine letzten Zweifel wurden letzte Nacht ausgeräumt.* JUAN IST EIN KANNIBALE. *Er wurde auf dem Friedhof hinter der Krankenstation angetroffen, wo wir unsere Toten beisetzen. Juan hat mehrere Leichen ausgegraben, die erst kürzlich beigesetzt wurden, und Teile davon verzehrt. Es fällt mir schwer zu beschreiben, was ich gesehen habe. Der Junge hat mit einem Stein die Schädel eingeschlagen, um die Gehirnmasse zu schlürfen. Er hat die Knochen der Gliedmaßen zertrümmert, um das Rückenmark herauszusaugen. Woher kennt er diese Techniken? Hatte er schon Menschenfleisch verzehrt? Abreisen. Die Missionsstation verlassen. Juan retten. Hier verstärkt sich das Klima des Hasses immer mehr. Ich befürchte, dass sie den Jungen, den sie für einen »Besessenen« halten, lynchen wollen ... Mein Dilemma: die Kinder im Waisenhaus, die Patienten in der Krankenstation verlassen, um zu versuchen, Joachim zu retten, der immer gewalttätiger wird. Aber ist das nicht der Sinn unserer Sendung? Ständig wiederhole ich für mich die Worte Christi: »Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, um die Sünder zur Umkehr zu rufen, nicht die Gerechten.«*

## 63

Jeanne las nicht weiter. Ihre Hände zitterten. Es war noch zu früh, um alle Informationen in diesem Tagebuch mit den Ergebnissen ihrer eigenen Nachforschungen abzugleichen. Aber dass es zahlreiche Verbindungen gab, lag offen zutage. Ungeachtet aller Lücken und Unklarheiten bot Juans Geschichte einen ersten Erklärungsansatz für die blutigen Morde in Paris ...

Elf Uhr vormittags.

Der beklemmende Tag blieb in den graugrünen Schimmer eines Aquariums getaucht. Umso besser. Sie setzte die Lektüre fort. Überflog mehrere Seiten, auf denen Roberge ausführlich seine Reise nach Guatemala schilderte. Dann kehrte er in die Gegenwart zurück: Oktober 1982 in der Missionsstation San Augusto, Panajachel, Guatemala.

Der Zeitpunkt der Tragödie.

Am Morgen des 18. Oktober 1982 war Juan verschwunden. Am nächsten Tag fand man ihn mit zerrissenen Kleidern – beharrlich schweigend. »Praktisch in demselben Zustand wie ein Jahr zuvor«, schrieb der Geistliche resigniert.

Dann war in einer teilweise abgebrannten Holzhütte die halb verzehrte Leiche der jungen Indiofrau gefunden worden. Der Mörder hatte versucht, die Spuren seines Verbrechens durch den Brand zu beseitigen.

Kannibalismus. Pyromanie. Pierre Roberge hatte keinerlei Zweifel an der Identität des Mörders. Und auch nicht an dem Ergebnis der Ermittlungen: Juan, der auch hier als »Kind des Teufels« galt, würde schon bald der Tat bezichtigt werden. Er würde verhaftet, in eine geschlossene Anstalt eingewiesen oder hingerichtet werden. Roberge wollte dies verhindern. »Ich weiß, was mir zu tun bleibt«, lauteten seine letzten Worte am 22. Oktober.

Der Jesuit bezichtigte sich des Mordes, nahm Kontakt mit Oberst Pellegrini auf und bat ihn, den Jungen in Atitlán abzuholen. In gewisser Weise war es der Sieg des Bösen. Roberge war es nicht gelungen, Juan zu heilen, und nun vertraute er das Kind auch noch einem blutrünstigen Folterknecht an. Aus einem offensichtlichen Grund: Juan / Joachim musste vor dem Gesetz geschützt werden. Seine kriminelle Karriere begann gerade erst. Sein Adoptivvater aber konnte ihn in Argentinien vor dem Zugriff der irdischen Justiz bewahren.

Roberges Vorhaben scheiterte. Niemand glaubte ihm. Zudem fand seine Verhaftung unter besonderen Umständen statt: Die Ladinos mussten sich bei der Verfolgung von Geistlichen zurückhalten, wenn sie nicht ihren internationalen Rückhalt verspielen wollten. So wurde der Priester auf freien Fuß gesetzt. Völlig verzweifelt hatte er beschlossen, sich umzubringen, um seine Geheimnisse mit ins Grab zu nehmen. In der Zwischenzeit war es ihm gelungen, Juan Alfonso Palin persönlich zu über geben.

Damit stand fest, dass der alte Spanier in der Praxis von Antoine Féraud der Admiral gewesen war. *In meinem Land war das eine gängige Praxis. Alle machten das.* Er meinte damit die Tatsache, dass Militärs die Kinder ihrer Opfer adoptierten. Vor seinem Selbstmord wollte der Jesuit seine Bekenntnisse zum Abschluss bringen. Im Lauf der Monate, mit Hilfe von sich immer mehr verdichtenden Indizien hatte der Mann den Schlüssel zu Juans Schicksal gefunden.
*Ein Schlüssel, der unfasslich schien.*

***24. Oktober 1982, San Augusto***

*Es ist Zeit für mich, die Geschichte Juans abzuschließen. Sein Geheimnis schwarz auf weiß niederzuschreiben. Ich habe meine Aufzeichnungen aus Argentinien noch einmal durchgelesen und muss mir eingestehen, dass ich ziemlich naiv gewesen bin. Die Fragen, die sich um seine Geschichte angehäuft haben, lassen, zusammen betrachtet, nur eine Antwort zu.*
*Woher kommen Juans Gewalttätigkeit, seine Grausamkeit und Raserei? Dieser Hunger auf menschliches Fleisch? Diese Riten, die er so präzise befolgt, als hätte er sie* bereits gesehen*? Diese merkwürdigen primitiven Schriftzeichen?*
*Es handelt sich weder um Autismus noch um ein geheimnisvolles Virus. ES HANDELT SICH UM LERNPROZESSE. Um eine Erziehung, die ihm im Dschungel zuteil wurde. Etwas, das ihm weder seine Adoptiveltern noch die Brüllaffen beigebracht haben.*
*Juan ist in dem Wald keinem Virus begegnet.*
Er ist einem Volk begegnet.
*Diese Hypothese lässt sich nicht weiter konkretisieren. Welches Volk hätte ihm schon solche Bräuche beibringen können? Ein indigenes Volk? Ich habe nie gehört, dass es außer den Toba, den Pilagá und den Wichi noch andere Ethnien in der Region Campo Alegre geben soll. Und diese Stämme leben seit langem so wie alle argentinischen Bauern.*
*Wer also? WAS? Wieso habe ich nie von solchen Ureinwohnern gehört? Warum ist niemand aus Campo Alegre jemals einer dieser Kreaturen begegnet, sofern sie existieren? Eines steht für mich fest: Seit seiner Ankunft in der Missionsstation hat Juan diese Barbaren immer wieder gezeichnet. Diese schwarzen Striche, die menschliche Figuren und zugleich Zeichen einer unbekannten Sprache sind.*
»Der Wald, er beißt dich ...«: *Das ist die Botschaft.*
*Der Wald beherbergt ein primitives Volk von Wesen, die halb Mensch, halb Tier sind.*
*In gewisser Weise bedauere ich es, nicht mehr in Campo Alegre zu sein, um Nachforschungen anzustellen. Auf den Spuren von Juan in den* Selva de las Almas *einzudringen. Aber es ist zu spät für mich, für Juan.*
*Ich muss den Jungen seinem Schicksal überlassen. Ich bete dafür, dass der Admiral ihn beschützt und dass seine Seele, trotz allem, auf den rechten Weg zurückfindet ... Was mich anlangt ...*

*In den Psalmen heißt es: »Wohin könnte ich fliehen vor deinem Geist, wohin mich vor deinem Angesicht flüchten? Steige ich hinauf in den Himmel, so bist du dort; bette ich mich in der Unterwelt, bist du zugegen.«*
Jeanne unterbrach die Lektüre ein weiteres Mal – sie konnte nicht mehr. Die Entdeckung von Pierre Roberge löste auf einen Schlag die meisten offenen Fragen ihrer eigenen Nachforschungen.
Eine Horde von Primitiven ...
Ein Stamm aus grauer Vorzeit ...
Genau dies war das gemeinsame Motiv aller Morde von Juan / Joachim ...
DAS BLUT ...
DER SCHÄDEL ...
*Ein Volk, das körperliche Merkmale aufweist, die nicht-menschlich sind.*
Zwölf Uhr mittags.
Draußen hatte der Regen wieder eingesetzt und die Landschaft in ein farbloses Schlammloch verwandelt. Jetzt ging es darum, diese Vermutungen zu überprüfen und zu bestätigen. Jeanne schaltete ihr Handy wieder ein und wählte die Nummer von Bernard Pavois.
Viermaliges Läuten, dann die sanfte Stimme des Buddhas.
»Sind Sie noch in der Firma?«, fragte Jeanne.
»Ja.«
»Bei unserem letzten Telefonat habe ich mich geirrt. Die Blutprobe, die Nelly geschickt wurde, enthielt weder Viren noch Mikroben noch Parasiten.«
»Das wäre auch unmöglich.«
»Der Mann aus Managua hat Nelly die Probe geschickt, damit sie daraus ein Karyogramm erstellt. Ist das mit einem Tropfen Blut möglich?«
»Ja. Was sollte dieses Karyogramm nachweisen?«
»Eine Anomalie.«
»Welcher Art?«
»Ein neues – oder sehr altes – Chromosomenprofil. Jedenfalls eines, das sich von dem des Menschen unterscheidet.«
»Ich verstehe nicht.«
»Sie haben mir bei unserem zweiten Treffen gesagt, dass der Neandertaler achtundvierzig Chromosomen hatte.«
»Ja, das habe ich gelesen, aber ich bin kein Fachmann.«
»Ich denke an solche Anomalien.«
»Sie phantasieren.«
»Lassen Sie uns nach konkreten Indizien dafür suchen, dass Nelly diese Blutprobe tatsächlich analysiert hat. Wenn eine Blutkultur angelegt wird, hinterlässt dies eine Spur im Computer, oder?«
»Nicht das Anlegen der Kultur. Das Foto der sogenannten Metaphase, der nächste Schritt bei der Analyse. Um dieses Foto zu erstellen, muss man eine Datei anlegen

und ihr eine Kennnummer zuweisen. Eine Nummer mit zehn Ziffern, die sich nicht löschen lässt.«
»Sie können also die Spur einer solchen Analyse auf der Festplatte des Rechners aufspüren?«
»Ich kann nur eine Liste mit Kennnummern wiederfinden.«
»Aber die Nummer enthält das Datum der Analyse.«
»Das Datum, ja. Und die Uhrzeit, zu welcher der Rechner genutzt wurde.«
»Nelly hat die Probe am 31. Mai erhalten. Nehmen wir an, sie hat die Kultur noch am selben Abend angelegt. Wie lange hätte es gedauert, bis die Kultivierung abgeschlossen gewesen wäre?«
»Bei Blut geht das schneller als bei Fruchtwasser. Drei Tage.«
»Am Abend des 3. Juni kehrt Nelly also zu ihrer Kultur zurück. Und sie benutzt den Rechner.«
»Nein. Vor der Metaphase sind weitere Bearbeitungsschritte erforderlich, die vierundzwanzig Stunden dauern.«
»Dann ist es also der 4. Juni. An diesem Abend öffnet Nelly eine Datei, gibt ihrer Probe eine Kennnummer und fotografiert die Chromosomen. Könnten Sie für diesen Abend nach einer Kennnummer suchen? Eine Referenz, die weder auf den Namen eines Patienten noch auf eine Fotografie verweist? Ich glaube, dass Nelly das Foto ausgedruckt und die Bilddatei danach gelöscht hat.«
Sie hörte bereits das Klackern der Computertasten.
»Ich habe die Kennnummer«, murmelte Pavois nach einigen Sekunden. »Das Material wurde um 1.24 Uhr morgens benutzt. Also am 5. Juni. Sonst habe ich nichts. Keinen Namen, kein Bild. Es wurde alles gelöscht – bis auf die Nummer, die sich nicht löschen lässt.«
»Nelly hat nur den Ausdruck behalten. Sie musste wegen dieses Bildes sterben.«
»Wieso sind Sie da so sicher?«
»Der 5. Juni ist der Tag, an dem sie ermordet wurde, und zwar gegen drei Uhr morgens. Der Mörder hat Nelly überrascht, sie ausgeschaltet und die Datei gelöscht.«
Schweigen. Dann fuhr Pavois fort:
»Was genau stellt dieser Karyotyp dar?«
»Ich sage es Ihnen noch einmal: Er zeigt den Chromosomensatz einer anderen menschlichen Spezies.«
»Da ist doch absurd.«
»Nelly ist wegen dieser Absurdität umgebracht worden.«
»Weshalb hat sie mir nichts davon gesagt?«
»Weil sie Ihre Antwort kannte. Sie wollte die konkreten Ergebnisse abwarten.«
Der Zytogenetiker schwieg. Zweifellos bedauerte er, dass er seiner Lebensgefährtin nicht mehr Vertrauen entgegengebracht hatte. Wenn sie diese Forschungen gemeinsam durchgeführt hätten, wäre sie vielleicht dem Mörder entronnen ...

Jeanne hatte nicht die Zeit, um ihn zu trösten oder eines Besseren zu belehren. Sie dankte ihm und legte auf.
Nun wählte sie die argentinische Nummer, die Reischenbach ihr gegeben hatte: das Institut für Agrarwissenschaft in Tucumán. Daniel Taïeb, der Direktor der Abteilung für paläontologische Grabungen, war nicht da. Jeanne hinterließ ihre Telefonnummer und bat um Rückruf – ohne große Hoffnung.
Draußen regnete es immer noch. Der Dschungel wurde vom Wind gepeitscht. Die verrückte Wahrheit. Sie musste mit jemandem sprechen. Sie wollte mit lauter Stimme ihre Erkenntnisse darlegen.
Reischenbach.
Kaum hatte der Polizist abgehoben, als Jeanne auch schon die ganze Geschichte bei ihm ablud. Die Entdeckung von Juan, dem Wolfskind, im Wald der verlorenen Seelen im Jahr 1981. Seine Rückkehr in die Welt der Menschen. Seine Erziehung. Dann die Nachforschungen, die Pierre Roberge angestellt hatte, um Juans Lebensgeschichte zu rekonstruieren.
Ihr Fazit:
Juan, der damals neun war, war nicht von Brüllaffen aufgezogen worden, sondern von den Nachfahren eines primitiven Volkes, das zu keiner bekannten Ethnie dieser argentinischen Provinz gehörte.
»Glaubst du nicht, dass deine Phantasie ein wenig mit dir durchgeht?«, fragte der Polizist.
»Dieses mysteriöse Volk ist das Motiv für die Morde in Paris.«
»Sonst noch was?«
»Aus Juan, dem Wolfskind, ist Joachim geworden, ein fünfunddreißigjähriger Anwalt, der in Paris lebt. Scheinbar unterscheidet ihn nichts von einem waschechten Pariser, aber in seinem Innern verbirgt sich ein Wolfskind, ein Kannibale, der das Geheimnis seines Volkes schützt. Als er erfuhr, dass dieses Geheimnis bedroht war, handelte er.«
Reischenbach schwieg beharrlich. Sie fuhr fort:
»Manzarena, der Chef der Blutbank, war in den Besitz einer Blutprobe von einem Angehörigen dieses Volkes gelangt. Er hatte diese an Nelly Barjac geschickt, mit der Bitte, ein Karyogramm zu erstellen. Manzarena interessierte sich brennend für die Vorgeschichte – und die Frage nach dem Ursprung des Bösen im Menschen. Am 31. Mai erhält Nelly Barjac die Probe. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni liegen die Ergebnisse der Analyse vor. In derselben Nacht bekommt sie Besuch von Joachim. Er tötet sie und nimmt die Proben und die Untersuchungsergebnisse mit.«
»Woher wusste er, dass Nelly daran arbeitete?«
»Das weiß ich noch nicht. Meines Erachtens kannte Nelly Joachim. Er arbeitete für mehrere humanitäre Organisationen in Südamerika. Sie hatten irgendeine Verbindung. Sie wusste, dass er aus der Region Noreste in Argentinien stammte. Sie hat ihm von dieser Geschichte erzählt, und sei es andeutungsweise. Das hat sie

das Leben gekostet.«
»Wir haben all ihre telefonischen Kontakte und sämtliche E-Mails überprüft.«
»Es muss eine andere Verbindung geben. Vielleicht nur ein mündlicher Kontakt. Joachim hat die Gefahr erkannt. Da hat er die Spuren beseitigt.«
»Weshalb hat er Marion Cantelau aus dem Weg geräumt?«
»Keine Ahnung. Aber es muss eine Verbindung zwischen den autistischen Kindern des Zentrums und Joachim geben. Marion war auf eine andere Weise eine Bedrohung für das Geheimnis – da bin ich mir sicher.«
»Und Francesca Tercia?«
»Bei ihr liegt es auf der Hand. Jorge de Almeida hat ihr einen Schädel geschickt. Dieser Fund muss etwas mit der Vorgeschichte des Volkes in diesem Wald zu tun haben. Erinnere dich: Das Fossil wies Fehlbildungen auf. Zweifellos die affenähnlichen Merkmale einer sehr alten Hominiden-Gattung. François Taine hatte all dies gewusst.«
»Dann war er ein Genie«, meinte Reischenbach mit unüberhörbarer Ironie.
»Es war nicht sein Verdienst. Er hatte die Plastik gesehen.«
»Welche Plastik?«
»Die Rekonstruktion, die Francesca auf der Grundlage des Schädels angefertigt hatte. In dieser Hinsicht habe ich mich geirrt. Ich hatte geglaubt, es wäre ein Werk, das die Bildhauerin allein aus ihrer Phantasie erschaffen hat. Tatsächlich ist es eine anthropologische Rekonstruktion *nach dem* Schädel, den ihr der Paläoanthropologe zukommen ließ. Genau das, was sie auch in Viotis Atelier gemacht haben. Sie arbeitete heimlich in ihrer Wohnung, weil es sich um eine echte Sensation handelte. Als ich François Taine aus den Flammen zu retten versuchte, habe ich die Statue gesehen – er hatte sie aus Francescas Wohnung mitgenommen. Ich dachte, es wäre ein lebender Mensch mit affenartigem Aussehen ...«
»Aber die Sache hat noch immer einen Haken. Woher wusste Joachim von den Arbeiten Francescas?«
»Joachim und Francesca kannten sich. Sie sind beide Argentinier.«
»Argentinien ist groß.«
»In Paris wohnen nicht so viele Argentinier.«
Erneutes Schweigen. Reischenbach überlegte.
»Also haben wir drei Kannibalen-Morde, die von einem Verrückten begangen wurden, der sich für einen prähistorischen Menschen hält. Ein Irrer, dessen einziges Motiv ein Tropfen Blut und ein Schädel wäre?«
»Nicht irgendein Blut. Nicht irgendein Schädel. Überreste, die die Existenz eines Volkes beweisen, das von einer archaischen Frühform des Menschen abstammt. Der Schädel beispielsweise muss dem Schädel des Proto-Cro-Magnon-Menschen gleichen, dessen Überreste im Nahen Osten und in Europa gefunden wurden.«
»Wie dieser da?«
Jeanne erstarrte. Ein Schädel war gerade auf ihrem Bett gelandet. Gleichzeitig

ertönte eine Stimme hinter ihr. *In ihrem Zimmer*.
Eine Sekunde lang starrte sie den Knochen mit den schwarzen Höhlen an. Er war ungewöhnlich weiß und schien aus Kunststoff zu sein. Ein Abguss.
»Jeanne, bist du noch da?«
Sie antwortete dem Polizisten nicht. Langsam wandte sie sich zu der Stimme um.
»Jeanne?«
»Ich ruf dich an«, murmelte sie.
In der Tür stand Antoine Féraud.
Mit zerzausten Haaren, zerlumpt, durchnässt.
Aber für einen Toten sah er recht gesund aus.

## 64

Wieder ein Gewitter.
Blitze durchzuckten die Dämmerung draußen und erzeugten dramatische Hell-Dunkel-Effekte, die in einem Sekundenbruchteil die Farben verkehrten. Negative der Wirklichkeit ...
Jeanne blieb keine Zeit, den Mund aufzumachen. Antoine ergriff das Wort. Da war sie wieder, die verführerische, sanfte, wohlwollende Stimme, die sie von den CDs kannte. Schon lange war ihr nicht mehr so heiß gewesen.
Der Psychiater stellte Fragen. Er wollte wissen, weshalb sie nach Guatemala gekommen war. Und davor in Nicaragua gewesen war.
Féraud wusste also alles.
Und zugleich *nichts.*
Statt zu antworten, provozierte sie ihn.
»Sind Sie mir gefolgt?«
»Finden Sie nicht, dass Sie die Rollen vertauschen?«, fragte er lächelnd zurück.
»Ich bin Ihnen nicht gefolgt.«
»Aber natürlich. Ich weiß, was Sie suchen. Was ich nicht weiß, ist, wieso Sie sich freiwillig in dieses Wespennest begeben haben. In *mein* Wespennest.«
Der Zeit der Verstellung und der Lügen war vorbei.
Sie fragte:
»Haben Sie Lust auf einen Tee unten?«
Einige Minuten später hatten sie es sich auf der Glasveranda bequem gemacht, während der Regen auf das Hotelschwimmbad prasselte. Beide Hände um ihre Tasse geschmiegt, beschloss Jeanne, die ganze Geschichte zu erzählen. *Ihre Geschichte.* Ohne Lüge und ohne Auslassungen. Vom Abhören der Gespräche in der Praxis bis zur Exhumierung des privaten Tagebuchs von Pierre Roberge. *Ich werde die Unterwelt aufrütteln ...*
Zum Schluss fasste sie ihre Erkenntnisse noch einmal zusammen: Der Mörder hieß Joachim Palin. Er war der Adoptivsohn von Alfonso Palin, einem Admiral, der Mitglied der argentinischen Junta gewesen war. Joachim hatte drei Morde in Paris begangen und in Managua einen, um sein Geheimnis zu schützen: die Existenz der Nachfahren eines urzeitlichen Menschentyps tief in einem Wald in Argentinien ...
Über eine Stunde lang hörte Antoine Féraud ihr schweigend zu. Ohne seine Tasse Tee anzurühren. Der Gedanke, dass man ihn wegen einer banalen »Sexgeschichte« abgehört hatte, schien ihn nicht zu empören, und die Entschlossenheit von Jeanne schien ihn nicht zu erschrecken. Sie ihrerseits fand dieses Gesicht wieder, das sie bei ihrem gemeinsamen Besuch der Ausstellung über die Wiener Secession so berührt hatte. Eine Feinfühligkeit, eine Harmonie der Züge, die sehr gut zu seiner Stimme und seiner aufmerksamen Zugewandtheit passte. Aber eine gewisse

Kraftlosigkeit des Gesichtsausdrucks missfiel ihr. Diese Miene passte nicht zu der Willensstärke, die man brauchte, um in einem derartigen Fall auf eigene Faust zu ermitteln.
»Und Sie?«, fragte sie schließlich.
Der Psychiater ergriff das Wort und sprach in einem bedächtigen, leidenschaftslosen Ton, als würde er ein psychiatrisches Gutachten über einen Patienten vortragen:
»Wir sind demselben Täter auf der Spur, Jeanne. Ich bin nicht so begabt, nicht so erfahren wie Sie. Aber ich besaß Informationen, die Sie nicht hatten. Dinge, die mir der Vater persönlich mitteilte. Zunächst einmal ihre Namen: Alfonso und Joachim Palin. Ihre Geschichte in Argentinien, zumindest teilweise. Ich wusste, dass Joachim nach der Tragödie der Garcías aus der Kaserne von Campo Alegre geflohen war und im Wald überlebt hatte – Palin hat mir allerdings nie von einem Volk im Wald der Seelen erzählt. Vermutlich weiß er nichts davon. Die Mordlust seines Adoptivsohns dagegen faszinierte ihn. Alfonso Palin ist ja in gewisser Weise selbst ein Serienmörder.«
*Der Vater und der Sohn und der Geist des Bösen.*
»Außerdem erfuhr ich von Joachims Plan, nach Nicaragua zu reisen. Sein Vater wusste, dass er dort einen gewissen Eduardo Manzarena treffen wollte.«
»Wann wurde Ihnen klar, dass Joachim ein Mörder ist?«
»Da war zunächst, freitags, die Warnung des Vaters. Zwei Tage später der erste Artikel über die Ermordung Francesca Tercias im *Journal du Dimanche.* Da wusste ich, dass Alfonso die Wahrheit gesagt hatte. Sein Sohn war zur Tat geschritten. Da er mir nie seine Telefonnummer gegeben hat, konnte ich mich nicht mit ihm in Verbindung setzen. Ich habe die Nummer von Manzarena in Managua ausfindig gemacht, ihn aber nicht erreicht. Da hab ich beschlossen, etwas Riskanteres zu versuchen. Ich bin abends ins Atelier von Francesca Tercia eingedrungen, um nach Indizien zu suchen.«
»Um wie viel Uhr?«
»Um zehn.«
»Sie hätten François Taine über den Weg laufen können.«
»Ich habe nur den Schädel gefunden. Montagmorgen bin ich nach Nicaragua geflogen. Ich wollte Manzarena persönlich warnen.«
»In Managua habe ich bei allen großen Hotels nachgefragt, doch nirgends war ein Gast namens Féraud abgestiegen.«
»Ich habe mich unter einem anderen Namen in einer kleinen Pension einquartiert. Man hat nicht einmal nach meinem Reisepass gefragt. Ich habe bar bezahlt.«
»Wie sind Sie bei Ihren Nachforschungen vorgegangen? Sprechen Sie Spanisch?«
»Nicht besonders gut. Ich habe Manzarena gesucht. Ohne Erfolg. Ich bin kein professioneller Ermittler. Ich hab mich bei Psychiatern der Stadt erkundigt und an einschlägige Kliniken gewandt. Ich gab vor, nach einem Jugendlichen zu suchen,

der wegen Autismus behandelt worden war. Damals wusste ich noch nicht, dass weder Palin noch Joachim jemals in Nicaragua gewesen sind.«
»Wie haben Sie von meiner Anwesenheit in Managua erfahren?«
»Durch Zufall. Ich wusste, dass Joachim wie besessen war von Blut. Also habe ich mir überlegt, welche Orte ihn interessieren könnten. Dabei habe ich herausgefunden, dass der Chef von Plasma Inc. niemand anderer als Eduardo Manzarena war. Ich wollte ihn an einem Mittwoch aufsuchen. Ich traf just in dem Moment dort ein, als Sie das Zentrum verließen und einen sehr verstörten Eindruck machten. Ich traute meinen Augen nicht. Bis zu diesem Moment waren Sie für mich nur eine entzückende, wenn auch etwas verwirrte junge Frau gewesen, die ich in der Woche zuvor bei einer Ausstellung kennengelernt hatte.«
Jeanne fielen die Adjektive »jung« und »entzückend« auf. Sie verwahrte sie sorgfältig in ihrer Schatzkiste. Und vergaß augenblicklich den Ausdruck »etwas verwirrt«.
»Ich bin Ihnen nachgegangen«, fuhr Féraud fort. »Ich habe vor Manzarenas Villa gewartet. Dann sah ich, wie die Polizeiautos und die Krankenwagen eintrafen und wie Sie mit einer hochgewachsenen Indiofrau sprachen. Ich verstand überhaupt nichts. Sicher erinnern Sie sich, dass Sie mir über Ihren Beruf die Unwahrheit gesagt haben. Sie haben sich als Chefin eines Textbüros ausgegeben.«
Jeanne zuckte mit den Schultern.
»Ich wollte Sie nicht erschrecken. Bei Männern kommt es besser, wenn man Stewardess ist, als wenn man sich als hohe Beamtin zu erkennen gibt.«
»Das Prestige der Amtstracht ... Sie tragen doch bestimmt eine Richterrobe, oder?«
»Nie. Ermittlungsrichter nehmen nicht an Prozessen teil.«
»Schade.«
Sie verstummten. Alle beide überrascht von der Wendung, die das Gespräch genommen hatte. Mitten in einem Albtraum hatten sie zu scherzen begonnen ...
»Und dann?«, fragte Jeanne, unvermittelt ernst geworden.
»Ich habe ein Internetcafé gefunden und über Sie recherchiert. Sie sind auf Ihrem Gebiet eine Art Berühmtheit. Da wurde mir klar, dass Sie mich manipuliert hatten.«
»Ich habe Sie nicht manipuliert. Es sind einfach mehrere Umstände zusammengetroffen.«
»Sie sind in meinem Leben aufgetaucht.« Er schnalzte mit den Fingern. »Einfach so. Und nun erfuhr ich, dass Sie Ermittlungsrichterin sind. Ich nahm an, dass Sie mir schon am ersten Abend mit Ihren Reizen die Würmer aus der Nase ziehen wollten.«
»Meine Reize?«
»Unterschätzen Sie sich nicht.«
Der Flirtton, schon wieder ...
»Was haben Sie dann gemacht?«
»Am nächsten Tag habe ich über Eduardo Manzarena recherchiert. Das war leicht,

denn alle Zeitungen haben ihn porträtiert. In der Zwischenzeit las ich die französische Presse und fand heraus, dass Joachim vor dem Mord an Francesca in Paris schon zwei Mal zugeschlagen hatte. Aber in Managua kam ich nicht weiter. Ich hatte keine Spur, kein Indiz, nichts. Und es war unmöglich, in dieser Stadt Joachim und seinen Vater aufzuspüren. Mir wurde klar, dass ich mich getäuscht hatte. Ich hatte weder die Mittel noch die Befugnisse, um sie ausfindig zu machen.«
»Weshalb sind Sie nach Guatemala gefahren? Sind Sie meiner Spur gefolgt?«
»Nein. Ein anderer Zufall. Ich bin am Donnerstagabend zur französischen Botschaft gegangen. Dort sprach ich mit dem Kulturattaché, einem gewissen Marc, der sich sehr kooperativ gezeigt hat.«
»Wir hätten uns dort begegnen können.«
»Allerdings. Im Gespräch hat er eine Französin erwähnt, die gerade nach Antigua gefahren sei. Entschuldigen Sie, aber er sagte, diese Frau habe auf ihn einen leicht ... hysterischen Eindruck gemacht. Ich ahnte, dass Sie es sind ... Früh am Morgen bin ich nach Guatemala City geflogen. Ich habe einen Wagen gemietet und bin nach Antigua gerast. Dort bin ich kreuz und quer durch die Stadt gefahren. Sie ist nicht besonders groß. Schließlich habe ich Sie entdeckt, als Sie gerade aus der Kirche Nuestra Señora de la Merced kamen.«
»Sah ich hysterisch aus?«
Féraud lächelte.
»Eher heroisch. Ich hab Sie nicht mehr aus den Augen gelassen.«
Der Psychiater schwieg. Es war der Moment der Entscheidungen. Freunde oder Feinde? Verbündete oder Rivalen? Im Innern frohlockte Jeanne. Sie war nicht mehr allein. Sie würde ihre Nachforschungen mit dem attraktivsten Pariser Psychiater fortsetzen, der es zudem nicht an Komplimenten mangeln ließ ...
Bemüht, ihre Freude zu verbergen, fragte sie in dem kühlen Ton einer Richterin:
»Und zu welchem Schluss sind Sie gelangt?«
»Der Vater und der Sohn werden ihre Reise fortsetzen. In Argentinien. In Mittelamerika haben sie alle Spuren beseitigt, was das Blut anlangt. Sie werden dort unten das Gleiche tun, was den Schädel betrifft.«
»Da haben Sie wohl Recht.«
Jeanne wies auf Férauds Tasche, in der sich der Abguss befand.
»Was wissen Sie über diesen Schädel?«
»Im Atelier von Francesca fand ich die Telefonnummer des Paläontologen, der ihr den Schädel geschickt hatte.«
»Jorge de Almeida.«
»Er ging nicht ans Telefon. Ich habe bei dem Institut in Tucumán angerufen und mit dem Assistenten von Daniel Taïeb, seinem Chef, gesprochen.«
»Da hatten Sie aber Glück.«
»Sie erzählte mir, dass de Almeida mehrere Expeditionen in den Wald der Manen unternommen hat und dabei jedes Mal seltsame Fundstücke mitbrachte. Von seiner

letzten Exkursion sei er noch immer nicht zurückgekehrt. Laut der Assistentin wirkte er in den letzten Monaten geradezu überschwänglich. Er glaubte, eine revolutionäre Entdeckung gemacht zu haben.«
»Der Schädel?«
»Ja, und andere Fragmente von Fossilien.«
»Was soll das Revolutionäre an diesen Knochenfunden sein?«
»Sie stammen von archaischen Homo sapiens sapiens. Der fragliche Schädel soll Merkmale des Proto-Cro-Magnon-Men-schen aufweisen: fliehendes Kinn, vorstehende Augenbrauenbögen und Kiefer ... Diese affenähnlichen anatomischen Merkmale sollen beweisen, dass schon vor 300 000 Jahren ›Frühmenschen‹ auf dem amerikanischen Kontinent lebten.«
»Das ist unmöglich«, sagte Jeanne, die sich an die chronologische Übersicht von Isabelle Vioti erinnerte. »Die Homo sapiens sapiens sind viel später in Amerika eingetroffen.«
»Das hat auch der Forscher gesagt. Aber es kommt noch besser. De Almeida behauptete, das tatsächliche Alter der gefundenen Knochenreste, insbesondere des Schädels, ermittelt zu haben.«
»Und?«
»Nicht einmal zwanzig Jahre.«
Jeanne konnte es nicht fassen. Genauer gesagt: Sie wollte es nicht begreifen. Dabei ahnte sie diese Wahrheit schon seit mehreren Stunden.
Antoine Féraud brachte es auf den Punkt:
»Diese Proto-Cro-Magnon-Menschen existieren noch immer, Jeanne. Sie haben im Wald der Manen überlebt.«

## *III.*
## *Das Volk*

## 65

Sie drehte den Kopf und sah durch das Seitenfenster. Der Flügel des Flugzeugs neigte sich hinunter zu der riesigen Stadt, die zwischen den Wolken zum Vorschein kam: Buenos Aires. Die Rückkehr in diese Stadt, in die sie sich damals auf ihrer Tour durch Lateinamerika geradezu verliebt hatte, hätte Jeanne gern voll und ganz ausgekostet. Aber sie hatte den Kopf nicht frei. Sie konnte an nichts anderes mehr denken als an die unglaubliche Hypothese, die das Kapitel Mittelamerika beschlossen hatte: die Existenz eines archaischen Volkes am Ufer einer Lagune in der argentinischen Region Noreste.
Die Indizien waren da. Vielleicht sogar die Beweise ... Doch Jeanne konnte sich nicht mit dieser Vorstellung anfreunden. Eine Frage des gesunden Menschenverstandes. Hin und wieder wurde in Zeitschriften oder im Fernsehen über Stämme berichtet, die völlig abgeschnitten von der Zivilisation lebten. Ureinwohner, die den »weißen Menschen« praktisch noch nie zu Gesicht bekommen hatten. In Amazonien, in Papua-Neuguinea. Aber Jeanne war genügend in der Welt herumgekommen, um zu wissen, dass solche Entdeckungen heute nicht mehr möglich waren. Nicht im Zeitalter der Satelliten, des Kahlschlags der Wälder, eines massiven Abbaus von Bodenschätzen ...
Noch etwas anderes erschreckte sie. Das Volk im Wald der Manen, falls es tatsächlich existierte, war nicht bloß irgendein archaischer Stamm, sondern eine gewalttätige, grausame, barbarische Abart des modernen Menschen. Kannibalen, die düstere Gottheiten verehrten und deren Lebensweise auf Barbarei und Sadismus beruhte. Blutrünstige Mörder, die bei Zeremonien, die direkt einem Horrorfilm entstammen konnten, Frauen opferten.
Das Aufsetzen auf der Landebahn riss sie aus ihren Gedanken.
Aussteigen. Zoll. Abholen des Gepäcks. Am Vortag hatten Jeanne und Féraud beschlossen, sich zusammenzutun. Ohne lang zu diskutieren und ohne die Gefahren ihres Vorhabens zu erwägen. Sie hatten sich darauf geeinigt, dass ihre nächste Etappe Buenos Aires sein würde. In Férauds Wagen waren sie nach Guatemala City zurückgefahren – von Nicolás hatte Jeanne nichts mehr gehört. Noch am gleichen Abend hatten sie sich zum Flughafen La Aurora begeben und einen Flug nach Miami erwischt. Nach einigen Stunden Schlaf in einem Hotel waren sie am nächsten Morgen um 7.15 Uhr mit einer Maschine der Aerolinas Argentinas nach Buenos Aires geflogen.
Sie hatten genug Zeit, um sich ihre Lebensgeschichten zu erzählen. Jeanne hatte sich im besten Licht dargestellt und alles unter den Teppich gekehrt, was einen schlechten Eindruck machen konnte. In der Reihenfolge: die Ermordung ihrer älteren Schwester, ihre Faszination für Gewalt, ihre demente Mutter, ihre eigene Depression, ihre Unfähigkeit, länger als ein paar Monate mit einem Typen

zusammenzubleiben ... Antoine Féraud hatte so getan, als würde er diese bereinigte Version glauben, auch wenn er zweifellos den Verdacht hegte, dass sie einiges geschönt hatte. Schließlich war das Unausgesprochene sein Job.
Er wiederum tat so, als hätte er den makellosen Lebensweg eines Hochbegabten hinter sich. Bürgerlich behütete Kindheit in Clamart. Abitur mit siebzehn. Abschluss des Medizinstudiums mit dreiundzwanzig. Drei Jahre später Facharzt für Psychiatrie. Promotion. Anschließend Dozent an der Fakultät von Sainte-Anne und Tätigkeit als Psychiater in derselben Klinik. Vor fünf Jahren hatte er eine eigene Praxis eröffnet und hielt nur noch eine wöchentliche Sprechstunde in Sainte-Anne ab. Angeblich hatte er sich nicht wegen des Geldes selbstständig gemacht, sondern wegen der »geschützten, intimen Atmosphäre«, wie er es nannte. Er beobachtete, ergründete und behandelte Tag für Tag die üblichen Neurosen der Pariser. Ansonsten nichts Erwähnenswertes. Mit siebenunddreißig Jahren war Antoine Féraud weder verheiratet noch liiert, und er war es auch noch nie gewesen. Zumindest behauptete er das. Seine ganze Leidenschaft galt seinem Beruf. Er lebte für die Psychiatrie, die Psychoanalyse und diesen berühmten *Mechanismus der Väter*, von dem er Jeanne bereits erzählt hatte. *Jedem Verbrechen liegt ein väterliches Versagen zugrunde* ... In dieser Hinsicht war Joachim ein Musterfall. Aber wer war sein ödipaler Vater? Hugo García? Der Klan im Wald? Alfonso Palin? Oder sein leiblicher Vater, zweifellos ein politischer Gefangener, der in den Kerkern von Campo Alegre umgebracht worden war? Nur eines war sicher: Joachim war von Gewalt geprägt. Er war ihr Kind, und er lebte für sie.
Jeanne hatte Féraud aufmerksam zugehört. Je länger er sprach, umso weniger glich er dem Mann ihrer Träume. Er wirkte jung, nervös, zerfahren und vor allem unbedacht. Er war sich nicht darüber im Klaren, auf was für ein Abenteuer er sich eingelassen hatte. Ausgerüstet mit seinen Theorien und seinen psychiatrischen Kenntnissen, hatte er nicht begriffen, dass er sich jetzt im wahren Leben bewegte – mit einem echten Mörder und echten Opfern. Das war für Jeanne vertrautes Gelände. Jetzt fürchtete sie, dass er die weiteren Nachforschungen eher behindern als befördern würde ...
Sie verließen den Passagierterminal des Flughafens Ezeiza und suchten ein Taxi. Bei den ersten Schritten im Freien erlitt Jeanne einen Schock. Zehn Uhr vormittags. Sonne. Die unbeschreiblich kalte Luft ... Im Juni ist es in Argentinien Winter. Aber der Winter hat hier eine sonnige Seite.
Dicht neben ihr äußerte ein Polizist einige Worte in dem singenden, herzlichen Tonfall, der typisch für Argentinien ist. Es war so, als wäre seinem Mund eine Comicstrip-Sprechblase entwichen. Ein Regen aus Sternen, Glimmerplättchen und Funken ... Trotz der anstrengenden Ermittlungen, auf denen bleischwer der Schatten des Todes lastete, empfand sie eine plötzliche Unbeschwertheit. Vom anderen Ende der Welt ...
Taxi. Als sie über die Autobahn fuhren, tauchte die Stadt allmählich aus dem Wald

auf. Sie schimmerte, funkelte, zitterte. Genauer gesagt, zeichneten sich in dem üppigen Grün helle Siedlungen und weiße Häuser ab. Schmale Häuser mit einigen wenigen Fenstern. Eine Stadt wie aus Würfelzucker und von überirdischer Schönheit.
Avenida 9 de Julio. An der Hauptverkehrsader von Buenos Aires entfaltete sich ein Panoptikum der Architektur. Gewaltige Gebäude, die unterschiedlichste Stile, Epochen und Materialien miteinander verbanden. Üppig wachsende, edle und dicht belaubte Bäume: *Tipuanas*, Sykomoren und Lorbeerbäume, die mit ihren leichten Schatten die Fassaden streiften. Die ganze Stadt vibrierte. Der Klang eines Beckenschlags in der Wintersonne.
Jeanne sah nicht nur dies. Mit den Straßen, den Gebäuden, den Portalen kehrten ihre Erinnerungen zurück. Der Duft des Geißblattes im lauen Frühlingswind. Die blauen und malvenfarbigen Blütenmeere der *Jacaranda*-Bäume. Der Verkehrslärm, der am Abend auf der Plaza San Martín am Fuße riesiger Lorbeerbäume mit der Dunkelheit verschmolz ...
Sie hatte dem Chauffeur ein Hotel im nordöstlich gelegenen Stadtteil Retiro genannt, das sie kannte: das Hotel Jousten in der Calle Arroyo. Vor allem diese Straße war ihr nachhaltig in Erinnerung geblieben: eine Verkehrsader, die unter den Bäumen verschwand wie ein Fluss unter Weiden – in Schlangenlinien, was in dieser schachbrettartig entworfenen Stadt eher selten ist.
Calle Arroyo Nr. 932. Jeanne bezahlte das Taxi. Féraud zückte seinen Geldbeutel nicht leicht. Im Schatten waren es nur wenige Grad über null, und sie hatte sich noch immer keinen Pullover gekauft ... Diese winterliche Atmosphäre unterschied sich sehr von den Eindrücken ihrer ersten Reise. Aber die Straße war noch genauso schön. Die Gebäude, die über den Wipfeln der Bäume aufragten, strahlten eine außerordentliche Erhabenheit aus. Quadersteine, abgerundete Kanten, ziselierte Balkone: Sämtliche Etagen waren geschmackvoll und elegant gestaltet.
Im Hotel waren noch zwei Zimmer frei. Im selben Stockwerk, aber nicht nebeneinander. Umso besser. Sie waren schließlich nicht hier, um zu schäkern. Auch wenn diese Vorstellung in Guatemala etwas ganz Selbstverständliches hatte. Aber das schien jetzt bereits weit weg zu sein ...
Jeanne duschte. Nach zehn angenehmen Minuten unter dem prasselnden Wasserstrahl verließ sie die Kabine aufgewärmt und neu belebt. Ein weiteres Mal streifte sie sich mehrere T-Shirts und Polohemden über. Sie hatte sich für zwölf Uhr mit Féraud in der Lobby verabredet.
Das Ziel war klar.
Sie wollten die Spur von Admiral Palin und von Oberst Pellegrini aufnehmen.

## 66

Jeanne nannte dem Chauffeur die Adresse des Verlagssitzes von *Clarín*, der linksorientierten Zeitung von Buenos Aires – sie hatte sich ein Exemplar an einem Kiosk gekauft. Sie hoffte, dass jemand an diesem Sonntag Bereitschaftsdienst hatte und ihnen Zutritt zum Archiv gewähren würde.
Die Redaktion hatte ihren Sitz in der Avenida Corrientes im Osten, im Viertel San Nicolás. Das Taxi fuhr durch ein menschenleeres Geschäftsviertel, wo auf einem kleinen Rasenplatz der Torre de los Ingleses aufragte. Ringsherum warfen Gebäude im amerikanischen Stil ihre Schatten. Das Viertel strahlte eine herzzerreißende, tragische Einsamkeit aus, die eine beinahe metaphysische Angst auslöste.
Der Wagen fuhr in engere, belebtere Straßen hinein. Das andere Gesicht von Buenos Aires: dunkle Hauseingänge, vergitterte Balkone, mit blühenden Büschen verzierte schmale Fenster. Und überall die Sonne. Zwar matt und gedämpft, aber immer noch sozusagen auf dem Sprung. Hier das Aufleuchten einer Scheibe, die geöffnet wurde. Da eine dahinsausende Karosserie. Dort das Funkeln einer Eisenplastik auf einem Rasen. Jeanne erinnerte sich an Emmanuel Aubussons hintergründige Bemerkungen über Rimbauds Gedicht: »Die Ewigkeit. / Es ist das Meer, das mit der Sonne geht.« Buenos Aires, das war »der Winter, der mit der Sonne geht« ...
Sie erreichten die Avenida Corrientes, eine lange Verkehrsader, die von dunklen, geradlinigen Gebäuden gesäumt wurde. Die Kontraste waren dort so hart, so kräftig, dass alles in Schwarz-Weiß gemalt schien. Jeanne hatte richtig gelegen: Ein Team hatte tatsächlich Bereitschaftsdienst. Das Archiv befand sich in einem fensterlosen Raum, der von Leuchtstoffröhren erhellt wurde. Auf schmalen Thekentischen standen Computer.
Nach wenigen Klicks befand sich Jeanne im elektronischen Archiv der Zeitung. Féraud stand hinter ihr, still, aufmerksam. Sie fragte sich, ob er gut genug Spanisch sprach, um die Texte zu verstehen. Sie begann die Recherche mit Admiral Alfonso Palin. Und fand nicht viel über ihn.
Der Offizier hatte hohe Posten in der berühmten Escuela de Mecánica de la Armada (ESMA) bekleidet, dem größten Haft-, Folter- und Vernichtungszentrum des »schmutzigen Krieges«. Anschließend führte er die Aufsicht über andere Geheimgefängnisse, die mitten in Buenos Aires eingerichtet worden waren: Automotores Orletti, El Banco, El Olimpo ... In dem Artikel hieß es, Palin habe angeordnet, in den Anstalten Musik zu spielen, um die Schreie der Gefangenen zu übertönen. Im Jahr 1980 war er Chef des Informationsamtes geworden. Damals erhielt er seine Befehle direkt von Jorge Rafael Videla. Eigentlich hätte er ganz weit oben auf den Listen der Offiziere stehen müssen, die von den demokratischen Regierungen nach dem Ende der Diktatur angeklagt wurden, aber nach dem Krieg

um die Falkland-Inseln im Jahr 1984 war Palin spurlos verschwunden.
Seit jener Zeit war keine Zeile mehr über ihn geschrieben worden. Ganz offensichtlich war der Admiral ins Exil gegangen. Das wunderte Jeanne nicht. Alles deutete darauf hin, dass er sich schon vor langer Zeit in Europa niedergelassen hatte. In Spanien oder in Frankreich.
Die einzige brauchbare Entdeckung war eine Aufnahme, die ihn zusammen mit anderen Offizieren zeigte. Alle Mitglieder der Gruppe wirkten stocksteif in ihren Uniformen. Einige trugen schwarze Brillen und sahen wie Mafiosi aus. Karikaturen ihrer selbst.
Jeanne drehte sich zu Féraud um.
»Welcher ist es?«
Der sichtlich verstörte Psychiater deutete mit dem Zeigefinger auf einen der Abgebildeten. Ganz ähnlich hatte sie sich Palin vorgestellt: ein hochgewachsener, hagerer Mann, spröde wie totes Holz. Schon in den achtziger Jahren hatte er nach hinten gekämmtes, dichtes, graues Haar. Kalte blaue Augen und zwei lange, tiefe Furchen, die sein Gesicht wie Eiszangen einrahmten. Jeanne versuchte ihn sich älter, in Zivilkleidung, in Férauds Praxis vorzustellen. Ziemlich deprimierend, solch einen Patienten zu haben ...
Sie druckte das Bild aus und begann mit einer neuen Recherche. Vinicio Pellegrini. Eine riesige Trefferliste. Das Programm zeigte eine Vielzahl von Artikeln an. Der Oberst schien in sämtliche Prozesse verwickelt gewesen zu sein und von allen Amnestien profitiert zu haben. Unter der gegenwärtigen Regierung, die eine ernsthafte juristische Aufarbeitung der von der Militärjunta begangenen Verbrechen betrieb, war er dann auf die Anklagebank zurückgekehrt. Pellegrini hatte überall seine Finger im Spiel. Bei den niederträchtigen, heimtückischen Machenschaften, aber auch bei spektakulären Aktionen. Obwohl der Mann mittlerweile unter Hausarrest stand, war er in Buenos Aires ein Star.
Jeanne begann zu lesen, erinnerte sich dann aber an Féraud. Als sie sich zu ihm umwandte, las sie in seinen Augen Verwirrung. Das Problem der Sprache, aber auch die politische Geschichte des Landes. Sie selbst war ebenfalls verwirrt. Wenn sie wirklich etwas von diesen Verwicklungen begreifen wollten, mussten sie zunächst ihr Gedächtnis auffrischen. Sich in die letzten dreißig Jahre der Geschichte Argentiniens vertiefen. Diese Militärjunten, die das Grauen ins Extrem gesteigert hatten.
Das Archiv der Zeitung *Clarin* bot Themenschwerpunkte an, in denen Artikel zu spezifischen Themen zusammengestellt worden waren. Jeanne entschied sich für »Justiz, Diktaturen und Reformen«. Sie öffnete die Serie von Artikeln und übersetzte simultan für ihren Partner.
Die Fakten.
März 1976. General Jorge Rafael Videla, Oberbefehlshaber des Heeres, stürzt Isabel Perón, die letzte Gattin von Juan Domingo Perón, die damals Präsidentin der

Republik war. Von da an lösen sich mehrere Generäle als Machthaber ab. Videla regiert von 1976 bis 1981, gefolgt von Roberto Viola, der nur einige Monate amtiert. Von 1981 bis 1982 ist Leopoldo Galtieri Chef der Junta; er provoziert den Falkland-Krieg und muss nach der Niederlage zurücktreten. Sein Nachfolger Reynaldo Bignone muss seinerseits 1983 einer demokratischen Regierung Platz machen.

Sieben Jahre lang also herrscht ein Schreckensregime. Das Ziel der Generäle ist klar: endgültig mit allen subversiven Elementen aufräumen. Zu diesem Zweck tötete man die Leute in Massen – nicht nur die Verdächtigen, sondern auch die Menschen in ihrem Umfeld. Von General Ibérico Manuel Saint Jean, damals Gouverneur, stammt der berühmte Satz: »Erst werden wir alle Subversiven töten, dann ihre Kollaborateure, danach ihre Sympathisanten, danach die Unentschlossenen und schließlich die Lauen.«

Es beginnt die Ära der Entführungen. Militärs in Zivil fahren in grünen Ford Falcone ohne Nummernschild umher. Sie kidnappen Männer, Frauen und Kinder. Es kann einen überall treffen – auf der Straße, am Arbeitsplatz, in der Wohnung. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Für die Zeugen lautet die Parole: *»No te metas.«* (»Misch dich nicht ein.«) In einer Atmosphäre erzwungener Gleichgültigkeit verschwinden Tausende von Menschen.

Das »Beste« ist dabei die Methode der Beseitigung. Nachdem die Hunderte, ja Tausende *subversivos* gefoltert worden sind, muss man sie loswerden. Jetzt kommt die Stunde von *el vuelo*. Die Gefangenen werden angeblich geimpft, bevor sie in eine andere Haftanstalt verlegt werden sollen. Eine erste Betäubungsspritze nimmt ihnen jeglichen Willen zum Widerstand. In diesem Zustand der Benommenheit werden sie an Bord eines Frachtflugzeugs gebracht. Eine zweite Spritze während des Fluges betäubt sie vollständig. Die Militärs entkleiden sie nun, öffnen das Tor der Luftschleuse und werfen die nackten Körper in die Fluten des Südatlantiks. Tausende von Gefangenen verschwinden auf diese Weise. Abgeworfen aus zweitausend Metern Höhe, werden sie beim Aufprall auf der Meeresoberfläche zerschmettert. Von allen Haftanstalten aus werden jede Woche mehrere solcher »Entsorgungsflüge« aufs offene Meer organisiert. Die Militärs halten das für die perfekte Lösung, um einer möglichen internationalen Strafverfolgung zu entgehen. Keine Leichen, keine Spuren, kein Ärger ...

Dennoch führt gerade dieses massenhafte spurlose Verschwinden zu einer breiten öffentlichen Auflehnung in Buenos Aires. Schon 1980 fordern wütende Mütter Auskunft über das Schicksal ihrer Kinder. Wenn sie tot sind, soll man ihnen wenigstens ihre sterblichen Überreste übergeben. Diese Frauen werden zu den berühmten *»Madres de Plaza de Mayo«*. Die Militärs nennen sie nur abfällig »Die verrückten Weiber vom Mai-Platz«. Sie demonstrieren unermüdlich jeden Donnerstag gegenüber der Casa Rosado, dem Präsidentenpalast. So werden sie zum Symbol einer Bevölkerung, die wenigstens ihre Toten beisetzen will, wenn sie

schon nicht der Diktatur entkommen kann.
1982 lässt sich die Militärjunta auf das Abenteuer eines Krieges um die Falkland-Inseln ein. Innerhalb weniger Wochen und nach der Versenkung einiger Kriegsschiffe wird Argentinien von den Briten vernichtend geschlagen. Die Generäle geben 1983 die Macht ab, nicht ohne sich zuvor selbst eine Amnestie zu gewähren.
Aber diese Strategie geht nur halb auf. Die demokratische Regierung setzt eine nationale Kommission zur Aufklärung des Schicksals verschwundener Personen ein (die CONADEP), deren Abschlussbericht mit dem Titel *»Nunca más«* (»Nie wieder«) das ganze Ausmaß de Grauens an den Tag bringt. In dem Bericht ist von 30 000 Verschwundenen die Rede – eine Zahl, die von amtlicher Seite auf 15 000 reduziert wird. Die Foltermethoden werden aufgeführt. An erster Stelle die *picaña*, ein elektrischer Stachelstock, der an verschiedenen Körperteilen angesetzt wird: Lidern, Zahnfleisch, Achseln, Genitalien ... Von den Zeugen wurden auch andere Techniken beschrieben: systematische Vergewaltigungen von Frauen, Amputation mit elektrischen Sägen, Verbrennungen mit Zigaretten, Ausschälen des Augapfels, Einführung lebender Nagetiere in die Vagina, Verstümmelung der Genitalien mit einem Rasiermesser, Vivisektion ohne Betäubung, Herausreißen der Finger- und Zehennägel, Hunde, die darauf abgerichtet waren, Gefangene zu beißen oder zu vergewaltigen ...
Wie soll man solche Taten bestrafen? Die demokratische Regierung von Raúl Alfonsín kann nicht mehr zurückweichen: Ungeachtet der Gefahr eines neuerlichen Staatsstreichs kommt es zu Festnahmen und Prozessen. Nunmehr beginnt ein Katz-und-Maus-Spiel zwischen den Angeklagten und der zivilen Regierung, die bald mit Gerichtsverfahren droht, bald Amnestiedekrete erlässt. So etwa das »Schlussstrichgesetz« (*»Punto Final«*) im Jahr 1986, das einen Stichtag für Strafanzeigen festlegt und so erlaubt, die strafrechtliche Verfolgung von Militärs auszusetzen. Oder, im Jahr 1987, das »Befehlsnotstandsgesetz« (*»Obediencia Debida«*), das jeden Soldaten, der auf Anweisung seiner Vorgesetzten gehandelt hat, vor Strafverfolgung schützt.
Bleiben die hohen Amtsträger. Die Generäle. Die Admiräle. Die Angehörigen der Militärregierungen. Die meisten werden durch die Maschen des Netzes schlüpfen. Aus einem einfachen Grund: Sie sind zu alt. Im günstigsten Falle sterben sie vor Beginn ihres Prozesses. Im schlimmsten Fall werden sie in ihren Luxusvillen, erworben mit dem Vermögen, das sie während der Diktatur anhäuften, unter Hausarrest gestellt.
Jeanne sah vom Bildschirm auf und wandte sich zu Antoine Féraud um. Ein Blickwechsel genügte, und sie verstanden einander. Sie suchten einen Amateurmörder in einem Land von Profi-Killern. In diesem Umfeld von Gemetzeln und Prozessen war es Alfonso Palin gelungen, zu verschwinden. Pellegrini dagegen spielte den Mann von Ehre.

Jeanne wandte sich wieder den Artikeln zu, die sich mit ihm befassten. Seit dem Beginn der Prozesse hatte er ständig von sich reden gemacht. Gegen *El Puma*, den starken Mann von Campo Alegre, waren mehrere Anklagen erhoben worden. Pellegrinis Verantwortung für Verbrechen stand außer Zweifel. Sein Name tauchte in Organisationsplänen auf. Er hatte sogar – was äußerst selten war – Befehle eigenhändig unterzeichnet. Morde. Folterungen. Das Verschwindenlassen von Gefangenen ...
Trotz dieser Beweise wurde Pellegrini mehrmals freigesprochen. In anderen Prozessen wurde er verurteilt. Doch er ging immer gleich in Berufung, sodass er seine Strafen nie antreten musste. Obwohl er unter Hausarrest stand, führte er ein angenehmes Leben. Ohne sich um Diskretion zu scheren, veranstaltete er in seiner Villa Partys und hatte sein Geld sogar in einen Fußballklub investiert. An dem ehemaligen Folterknecht führte kein Weg vorbei, wenn es um den argentinischen Sport ging. Er erwirkte Sondergenehmigungen, die es ihm erlaubten, Spielen beizuwohnen oder an Fernsehsendungen teilzunehmen.
Jeanne druckte sein Foto aus. Ein hochgewachsener Mann in den Siebzigern mit Bürstenfrisur, einer eleganten, getönten Brille und dem Lächeln eines satten Krokodils.
»Den müssen wir uns vorknöpfen«, sagte sie schließlich.
»Und wie sollen wir ihn finden?«
Sie schaltete den Rechner aus.
»Ich hab da eine Idee.«

## 67

Das Büro der *Madres de Plaza de Mayo* befand sich südlich der Avenida Corrientes. Jeanne fiel es nicht schwer, die Adresse zu finden – die Mütter hatten ein eigenes Haus. Das Taxi fuhr über die Plaza de Mayo, vorbei am Präsidentenpalast, dann durch die Avenida J. A. Roca, um auf die Calle Piedras zu gelangen.

Während der Fahrt erklärte Jeanne Féraud ihren Plan. Seit dreißig Jahren bildeten die Mütter eine einzigartige Front des Widerstandes gegen die Generäle. Sie hatten regelrechte Ermittlungsteams zusammengestellt, in die sie Rechtsanwälte, Detektive, Genetiker, Pathologen einbezogen ... Sie sorgten dafür, dass die Verbrecher nicht ruhig schlafen konnten. Umso mehr, als sie sich regelmäßig vor deren Häusern versammelten und skandierten: *»La casa no es un penal!«* (»Das Haus ist kein Gefängnis!«) oder auch: *»Si no hay justicia, hay escrache popular!«* (»Wenn es keine Gerechtigkeit gibt, gibt es öffentliche Anprangerungen!«) Auf ihrer ersten Reise hatte Jeanne an einer dieser Kundgebungen teilgenommen. Diese alten Frauen mit weißen Kopftüchern, die sangen, schrien und zum Klang ihrer Trommeln lauthals Gerechtigkeit einforderten, hatten einen tiefen Eindruck auf sie gemacht.

In den letzten Jahren hatten sie eine weitere Vereinigung gegründet – *»Abuelas de Plaza de Mayo«* (Großmütter von der Plaza de Mayo). Sie wollten die Kinder, die während der Diktatur ihren rechtmäßigen Eltern weggenommen worden waren, identifizieren und sie über ihre wahre Herkunft unterrichten. Zwischen 1976 und 1983 waren Säuglinge, die schwangere Gefangene zur Welt gebracht hatten, in »ehrenwerte« – also politisch dem Regime nahestehende – Familien gegeben worden. Manchmal gab ein Offizier einen Säugling in die Obhut seiner unfruchtbaren Zugehfrau. Andere hatten einen regelrechten Handel organisiert und die Kinder an reiche Familien verkauft. Hunderte von Kindern hatten auf diese Weise ihre Identität verloren, waren abgeschnitten von ihren Wurzeln, während sie von Bekannten und Sympathisanten derjenigen aufgenommen wurden, die ihre Eltern auf dem Gewissen hatten.

Die *Abuelas* hatten eine breit angelegte Sensibilisierungskampagne organisiert und alle dreißigjährigen Argentinier, die Zweifel an ihrer Abstammung hegten, aufgefordert, in ihren Büros eine Blutprobe abzugeben. Anschließend wurde ihre DNA mit der DNA derjenigen verglichen, die unter dem Regime verschwunden waren – das heißt mit dem Blut der Großmütter, die alle mit den Opfern verwandt waren. Aufgrund dieser Vergleiche war es möglich, zahlreiche geraubte Kinder zu identifizieren und ihnen ihre wahren Eltern – oder zumindest deren Namen – zurückzugeben.

Diese Mütter und Großmütter waren zu Expertinnen geworden, die am besten über

ihre Feinde Bescheid wussten. Sie hatten Akten, Archivmaterialien und Organigramme zusammengestellt. Sie kannten die Adressen der Folterer in Buenos Aires. Die Tricks und Kniffe, mit denen sie sich der Justiz entzogen. Ihre finanziellen Machenschaften. Das Netz ihrer Anwälte. Mithin war diese Vereinigung die ideale Anlaufstelle, um Vinicio Pellegrini ausfindig zu machen. Allerdings mussten sie befürchten, dass das Büro am Sonntag geschlossen war.
Das Taxi hielt vor dem Haus Nr. 157 der Calle Piedras. Jeanne bezahlte ein weiteres Mal und warf Féraud einen verärgerten Blick zu. Doch das, was sie sah, besänftigte sie. Mit seinem fahlen Teint und zerzaustem Haar wirkte er angespannt und bedrückt. Der Psychiater sah zehn Jahre jünger aus als bei ihrer ersten Begegnung im Grand Palais. Er glich einem Studenten, der gerade von der Polizei aufgegriffen und mit dem Knüppel auf den Kopf geschlagen worden war. Jeanne rief sich in Erinnerung, dass er morgens im Flugzeug das Tagebuch von Pierre Roberge gelesen hatte. Hinzu kam jetzt die Geschichte mit den Folterungen in Argentinien. Für einen Salon-Psychiater war das vielleicht etwas zu viel ...
Einen Moment lang bewunderte sie die Schönheit seines Gesichts, seine schwarzen Augen, seine hübsch geformten Brauen, die sie an einen mexikanischen Schauspieler denken ließen. Ein gutaussehender Mann. Aber ungeeignet für Nachforschungen vor Ort. Sein Anblick berührte sie. Unwillkürlich strich sie eine seiner Strähnen zurecht. Eine zärtliche Geste, die sie sogleich bereute. Um das Maß voll zu machen, klopfte sie ihm auf die Schulter und rief, während sie die Wagentür öffnete:
*»Vamos, compañero!«*
Die Calle Piedras wirkte kalt und völlig ausgestorben. Die Gebäude schienen unbewohnt zu sein. Da sie nicht den Zugangscode für das Haus Nr. 157 kannten, mussten sie zehn Minuten warten, bis jemand aus dem Gebäude kam. Ihnen war kalt. Ihnen war heiß. Die Übernächtigung und die unbequemen Flugstunden forderten ihren Tribut.
Auch im Innern wirkte alles verwaist. Ein endloser Gang. Graue Wände. Ein brauner Boden mit eingelassenen weißen Fliesen. Eine Tür nach der anderen – alle vollkommen gleich. Sie gelangten zum Aufzug – einem Lastenaufzug mit einer Gittertür. Dritter Stock. Wieder ein Flur und eine Flucht von Türen. Der Eingang zum Büro der *»Madres«* befand sich am Ende – darüber klebte ein Schwarz-Weiß-Foto der Plaza de Mayo.
Jeanne läutete. Keine Antwort. Schon wollten sie ins Hotel zurückkehren, sich ein kleines Restaurant suchen und bis zum nächsten Morgen Touristen spielen. Doch nach einigen Sekunden klapperte ein Riegel. Die Tür ging auf. Es war absurd, aber Jeanne erwartete, dass eine alte Frau – halb Madonna, halb Hexe – auftauchen würde.
Die Person in der Tür hatte nichts mit dieser Klischeevorstellung gemein. Ein etwa fünfzigjähriger Mann, der ein rosa gestreiftes Hemd, eine gut geschnittene

Bundfaltenhose und Mokassins mit Troddeln trug. Eher ein Bankier als ein ehrenamtlicher Aktivist.
Jeanne stellte sich und Féraud vor und erklärte, sie seien aus Paris gekommen, um ... Der Mann unterbrach sie in einem holprigen Französisch:
»Paris? Ich kenne Paris sehr gut!« Er lachte laut auf. »Dort habe ich einen Teil meines Studiums absolviert. Die Sorbonne! Georges Bataille! Das Filmarchiv!«
Eine passende Einstimmung. Ein Intellektueller. Reif für ein Lügenmärchen nach Maß: zwei Autoren, die ein Buch über die gerichtliche Aufarbeitung von Verbrechen unter Diktaturen verfassten. Der Mann hörte kaum zu. Er trat zurück und lachte wieder laut und kräftig.
»Kommen Sie herein! Ich heiße Carlos Escalante. Auch ich bin Journalist. Man hat mir die Büroschlüssel gelassen, damit ich meine Recherchen durchführen kann.«
Sie betraten einen Raum, der mit Eisenregalen, Holzschubladen und Sperrholzschränken vollgestellt war. Archivunterlagen bis unter die Decke. Schilder auf den Türen trugen die Beschriftungen *»Desaparecidos«* oder *»Buscar al hermano«*.
Aus Höflichkeit fragte Jeanne:
»Worüber arbeiten Sie? Über die Menschen, die unter der Diktatur verschwunden sind?«
»Nein, über die geraubten Kinder, die heimlichen Schwangerschaften.«
Jeanne warf Féraud einen Blick zu, was Escalante nicht entging.
»Interessiert Sie das Thema?«
»Ja, wir wollen dem Problem ein eigenes Kapitel widmen. Ich meine mich zu erinnern, dass mehrere Täter verurteilt wurden ...«
»Man muss über die Identität der Täter Klarheit gewinnen. Und über die Natur der Verbrechen ...«
Carlos Escalante bat sie, an einem Tisch Platz zu nehmen, auf dem mehrere Rechner standen. Der Argentinier wirkte leutselig und heiter, was in diametralem Gegensatz zu ihrem Gesprächsthema stand. Der Mann begann:
»Interessanterweise sind Verbrechen gegen Minderjährige in Argentinien unverjährbar. Sie bleiben von den Amnestien ausgenommen. Diese Fälle geraubter Kinder erlaubten es daher, Generäle zu verurteilen, die in den anderen Anklagepunkten freigesprochen worden waren. Sogar Jorge Rafael Videla wurde 1998 verurteilt. Er wurde als Drahtzieher der Entführung der Kinder, der Unterdrückung ihrer Personenstandsurkunden und der Fälschung ihrer Identität schuldig gesprochen. Heute nehmen diese Fälle eine merkwürdige Wendung. Einige Kinder haben ihre Adoptiveltern sogar verklagt ...«
Jeanne versuchte sich diese albtraumhafte Welt vorzustellen. Frauen, die in den Folterzentren niederkamen. Kinder, die man wie Weihnachtsgeschenke überreichte. Folterknechte, die die Nachkommen ihrer eigenen Opfer großzogen. Dreißigjährige, die ihre Adoptiveltern jetzt auf die Anklagebank zerrten und sich

mit Gebeinen identifizierten, die in der Wüste oder an der Küste von Uruguay aufgefunden wurden ...
»Sind die Militärs jetzt im Gefängnis?«
Escalante lachte abermals auf.
»In Argentinien geht niemand ins Gefängnis! Man bleibt in seinen vier Wänden, das ist alles.«
»Sind Sie bei Ihren Recherchen auch auf einen Fall gestoßen, der ein Kind namens Joachim betraf?«
»Wie lautet sein ursprünglicher Familienname? Und der seiner Adoptiveltern?«
Sie zögerte und log dann:
»Ich weiß nicht.«
»Ich kann recherchieren, wenn Sie wollen. Wer ist das?«
»Ein Kind, von dem wir gehört haben. Wir wissen nicht einmal, ob es dieses Kind wirklich gibt.«
Der Journalist runzelte die Stirn. Um weiteren Fragen zuvorzukommen, lenkte sie das Gespräch rasch in eine andere Richtung:
»Tatsächlich suchen wir die Adresse von Oberst Vinicio Pellegrini.«
Das Lächeln kehrte zurück:
»*El Puma*? Kein Problem. Man braucht nur die Zeitung aufzuschlagen, die Rubrik ›Leute‹. Aber ich kann das für Sie herausfinden.«
Escalante rollte auf seinem Bürostuhl durch den Raum wie ein vielbeschäftigter Zahnarzt und begann in einer Eisenschublade zu kramen.
»Da ist sie. Ortiz de Campo 362. Das schickste Viertel von Buenos Aires: Palermo Chico.«
»Glauben Sie, dass er mit uns sprechen wird?«
»Aber klar! Pellegrini ist das genaue Gegenteil der anderen Generäle. Ein Großmaul. Ein Provokateur. Und zugleich ein recht charismatischer Typ. Zumindest drischt er keine Phrasen.«
Jeanne und Féraud erhoben sich gleichzeitig. Der Journalist reichte ihnen den Zettel, auf dem er die Adresse notiert hatte.
»Sie können jetzt gleich hinfahren. Sie werden ihn mit Sicherheit im Kreis seiner Freunde antreffen. Sonntag ist der Tag des *asado*. Nichts ist uns heiliger als das Grillen!«

## 68

Gegrillte Steaks. Rauchende *churrascos.* Zähflüssige Soßen. Verkohlte Würste ... All dies brutzelte, knisterte, loderte auf einem mehrere Meter langen Holzkohlengrill. Für sein *asado* hatte Vinicio Pellegrini groß aufgefahren.
Das Viertel Palermo Chico liegt im Nordwesten der Stadt. Villen im französischen Stil, herrschaftliche Stadthäuser, englische Landsitze zwischen Bäumen und umrankt von wildem Wein. Selbst die Stromleitungen sind von Efeu überwuchert, wie um die luxuriösen Domizile und die Hütten der Hausmeister besser zu verbergen.
Kameras. Sprechanlagen. Wachleute. Hunde. Metalldetektoren. Durchsuchung. Jeanne und Féraud mussten all dies über sich ergehen lassen, ehe sie endlich in den Garten des Anwesens von Pellegrini vorgelassen wurden. Ihre französische Staatsangehörigkeit hatte ihnen die Türen geöffnet. Die Villa war moderner als die anderen Gebäude des Viertels. Ein heller Block mit strengen Linien im Stil von Mallet-Stevens, verziert mit rechteckigen Türmchen und künstlerisch gestalteten Glaswänden. Hier also stand Pellegrini unter Hausarrest. Es war das schönste Gefängnis, das Jeanne je gesehen hatte.
Über dem Rasen ragten Trauerweiden, hundertjährige Eichen, erhabene Sykomoren auf. Darunter hantierten Köche, gekleidet wie französische Küchenchefs – weiße Kochmütze und weiße Schürze –, mit ganzen Bergen von Fleisch. Die Gäste Pellegrinis warteten in aller Ruhe mit Tellern in der Hand ...
Jeanne hatte gedacht, hier auf Generäle in Uniform und alte Damen im Kostüm zu treffen. Noch so ein Klischee ... Das Ganze erinnerte eher an eine Garden-Party in einem Club-House in Miami. Trotz ihres hohen Durchschnittsalters hatten sich die Männer gut gehalten, sie waren braungebrannt und schick gekleidet: Bundfaltenhosen, Polohemden von Ralph Lauren und Golfschuhe. Ihre Frauen hätten vom Alter her ihre Enkelinnen sein können. Viele waren bereits geliftet. Ihre asiatisch wirkenden gespannten Züge waren typisch für Menschen, die sich ihre Gesichtshaut straffen lassen. Die Modepüppchen trugen Gucci, Versace oder Prada und schienen sich vor nicht allzu langer Zeit um den Titel der Miss Argentinien oder Miss Lateinamerika beworben zu haben.
*Diktaturen halten einen jung*, sagte sich Jeanne. Diese Offiziere, die getötet, gefoltert, eingesperrt hatten und seit dreißig Jahren von der Justiz ihres Landes verfolgt wurden, waren frisch und munter. Sie sahen in aller Ruhe ihrem Prozess entgegen, denn sie wussten, dass die argentinische Justiz auf jeden Fall langsamer arbeiten würde als der Sensenmann.
Jeanne warf Féraud einen Blick zu. Er starrte auf die Fleischberge, die auf den Grillrosten aufgeschichtet waren.
»Fehlt Ihnen etwas?«

»Ich ... ich bin Vegetarier.«
Wirklich, dieser Psychiater eignete sich so gut für die Eroberung Argentiniens wie sie für die Teilnahme an einem Wettbewerb mit nassen T-Shirts.
»Da sind ja meine kleinen Franzosen!«
Sie wandten sich zu der Stimme um, die gerade diese Worte auf Spanisch geschrien hatte. Ein Hüne in dunkelblauer Fleecejacke und tadellos geschnittener weiter Jeans steuerte auf sie zu. Kurzgeschnittenes graues Haar, ein Schnurrbart, der an eine kleine Bürste aus Stahlwolle erinnerte, elegante Brille mit Golddublee-Gestell. Diese metallischen Linien unterstrichen noch die Kantigkeit seines Gesichts. Ein kräftiges Raubtiermaul, das ständig in Bewegung war. *El Puma* mochte etwa fünfundsiebzig sein, doch er sah zwanzig Jahre jünger aus.
»Was führt euch zu mir, *muchachos*?«
In der Rechten hielt *El Puma* einen Teller mit einem Stück Rindfleisch, so groß wie eine Pizza. In der Linken ein Glas Rotwein, das an einen Humpen frischen Blutes erinnerte. Ein strahlender Menschenfresser. Jeanne stellte sich das Gesicht Pellegrinis vor, wenn die *Madres de la Plaza Mayo* vor seinem Haus demonstrierten. Wahrscheinlich ließ er seine Hunde auf sie los und vertrieb sie mit einem Kärcher-Hochdruckreiniger.
Sie tischte ihm wieder die gleiche Geschichte auf. Die Nachforschungen. Das Buch. Die Generäle.
»He, he, he«, gurrte er vollkommen ungezwungen, »Menschen, die in Erinnerungen schwelgen, wie?«
Dann sah er sich nach einem stillen Winkel um, in den sie sich zurückziehen könnten. Er deutete auf einen Tisch aus Teak im Schatten einer Sykomore. Jeder nahm sich einen Stuhl.
Der Offizier zog die Augenbrauen hoch, als er ihre leeren Hände sah.
»Sie essen nichts?«
Jeanne fischte sich aus einem Korb in der Mitte des Tischs eine *empanada* heraus – eine Teigtasche mit Fleischfüllung. Pellegrini forderte Féraud mit einer Geste auf, ihrem Beispiel zu folgen. Doch der Psychiater schüttelte nur den Kopf.
»Wer hat Ihnen meine Adresse gegeben?«
»Das Büro der *Madres de la Plaza Mayo*.«
»Nutten!«
»Wir haben nur ...«
»Alles Nutten!« *El Puma* schwang sein Messer. »Die unter der Fuchtel der Obernutte Cristina Kirchner stehen! Wussten Sie, dass dieses Miststück die närrischen alten Weiber mit gigantischen Summen unterstützt? Während das Land am Rand des Abgrunds steht!«
Cristina Fernandez Kirchner war ihrem Ehemann im Amt des Staatspräsidenten nachgefolgt. Jeanne erinnerte sich, dass das Paar den Obersten Gerichtshof reformiert hatte, der daraufhin die Amnestiegesetze für verfassungswidrig erklärte.

Damit taten sie dem alten Pellegrini keinen Gefallen.
»Diese verrückten Weiber von der Plaza Mayo sind Schwindlerinnen. In Wirklichkeit leben ihre Söhne irgendwo in Europa in Saus und Braus!«
Was für eine Verdrehung der Wahrheit! Aber es wunderte Jeanne nicht, dass in Buenos Aires derartige Gerüchte kursierten. Im Übrigen wirkte der Zorn Pellegrinis etwas aufgesetzt.
»Zu den Persönlichkeiten, auf die wir in unserem Buch eingehen wollen«, fuhr sie in ruhigem Ton fort, »gehört auch Admiral Alfonso Palin ...«
*El Puma* machte sich über sein Steak her. Energisch zerschnitt er das noch blutige Fleisch.
»Da wünsche ich Ihnen viel Glück«, meinte er und verschlang ein Stück. »Seit mindestens zwanzig Jahren hat ihn niemand mehr gesehen.«
»Haben Sie ihn gekannt?«
»Natürlich. Ein wahrer Patriot. Er bekleidete einen hohen Posten im argentinischen Armee-Geheimdienst. Ein Eckpfeiler im Kampf gegen die Subversion.«
»Was können Sie uns über ihn sagen? Ich meine auf persönlicher Ebene?«
Pellegrini kaute das Fleisch mit kräftigen Bewegungen. Dieser Vorgang schien einen Großteil seiner Gehirnkapazität in Anspruch zu nehmen. Aber ein anderes Areal überlegte. Offenbar suchte er nach den passenden Worten, um Admiral Palin zu beschreiben.
»Er hatte einen Fehler«, antwortete er, nachdem er einen Schluck Wein getrunken hatte. »Er war ein Frömmler, der dauernd in die Kirche rannte und katholischen Kreisen sehr nahestand.«
»Wie vertrugen sich diese Überzeugungen mit seinen militärischen Operationen?«
»Was glauben Sie? An Palins Händen klebte Blut. Viel Blut. Und damit musste er klarkommen ... Auch wenn die katholische Kirche damals die Ausmerzung subversiver Elemente guthieß.«
Der Oberst hatte den Mund schon wieder voll. Rindfleisch. Wein. Brennstoff für einen Heizungskessel.
»Ich erinnere mich an eine Geschichte«, fuhr Pellegrini fort. »Zu Beginn der Diktatur, im Jahr 1976, hat Palin an den ersten *vuelos* teilgenommen. Sie wissen, was das ist, oder?«
Jeanne antwortete nicht, sprachlos darüber, wie freimütig der Offizier über die Gewalttaten der Vergangenheit sprach.
»Wissen Sie es, oder wissen Sie es nicht?«
»Ja, ich weiß es, aber ...«
»Aber was? Das ist doch längst verjährt, oder? Vergessen Sie nie, dass damals Krieg herrschte. Unser Land war verpestet. Wir haben Argentinien vor dem Untergang gerettet. Wenn wir nicht all diese Linksextremen ausgeschaltet hätten ...« Er sprach das spanische Wort *izquierdistas* voller Ekel aus. »... hätten sie später wieder von vorn angefangen.«

*El Puma* riss ein Stück Fleisch aus dem Steak heraus. Hinter ihm kamen und gingen die Gäste – in karierten Hosen, grellbunten Polohemden, mehrfarbigen Markenkleidern –, eine echte Zirkusparade.
»Jedenfalls brauchen wir keine Belehrungen.« Er richtete seine Gabel auf Jeanne. »Ihr Franzosen habt doch das alles erfunden. Den Guerillakrieg. Die Folter. Die Todesschwadronen. Selbst das Abwerfen von Menschen über dem Meer! All das wurde in Algerien entwickelt. Für alles hat Oberst Trinquier in seinem Werk *La Guerre moderne* die theoretischen Grundlagen erarbeitet. Wir haben nur diesem Vorbild nachgeeifert. Franzosen haben uns ausgebildet. Die halbe OAS hatte sich in Buenos Aires niedergelassen. General Aussaresses hatte ein Büro in der französischen Botschaft. Es waren eben andere Zeiten!«
Jeanne nahm sich eine weitere *empanada*. Aus reiner Höflichkeit.
»Jedenfalls«, fuhr Pellegrini fort, »muss man uns eines zugestehen: Effizienz. Innerhalb von drei Jahren war die Sache erledigt. Der Feind war vernichtet. Anschließend mussten wir die kleinen Probleme bereinigen.«
»Etwa die Operation Condor?«
Pellegrini zuckte gleichgültig mit den Schultern.
»Wir wollen doch nicht all die alten Geschichten wieder hervorkramen.«
Jeanne gab sich respektlos.
»Die Militärs haben Argentinien auch in den Untergang geführt.«
Pellegrini schlug mit seinem Besteck auf den Tisch.
»Das einzige Fiasko war der Falkland-Krieg! Eine bescheuerte Idee eines bescheuerten Generals! Scheiß-Engländer! Als sie im 19. Jahrhundert Buenos Aires belagerten, schütteten ihnen unsere Frauen siedend heißes Öl in die Fresse. Das waren noch Zeiten!« Der Offizier richtete seine Gabel auf Féraud. »Isst er nichts?«
»Er hat schon zu Mittag gegessen. Sie haben davon gesprochen, dass Admiral Palin etwas Schlimmes erlebt hat ...«
»Ja. Als Palin noch einfacher Marineoffizier war, kam es auf einem der ersten *vuelos* zu einem Zwischenfall. Im Flugzeug betäubte ein Arzt die Gefangenen. Sobald sie das Bewusstsein verloren hatten, wurden sie entkleidet. Ich habe bei diesen Operationen mitgemacht: Die zu einem Haufen gestapelten nackten Körper waren kein schöner Anblick. Unwillkürlich dachte man an die Gaskammern der Nazi-Konzentrationslager ... Dann öffnete sich der Laderaum, und die Körper wurden abgeworfen. Palin wollte einen Gefangenen gerade in die Tiefe stoßen, als der Typ aufwachte. Er hat sich an ihm festgeklammert.« Pellegrini lachte laut auf. »Dieser Dummkopf wäre beinahe mit dem *subversivo* über Bord gegangen!«
Sein schallendes Lachen ging in einen Husten über. Mit düsterer Miene wandte er sich wieder seinem Stück Rindfleisch zu.
»Er sagte, der Typ begegne ihm jede Nacht in seinen Albträumen wieder. Palin sah wieder und wieder den panischen Schrecken im Gesicht dieses Mannes. Die Hand, die sich an seinem Arm festklammerte. Der stumme Schrei, als er fiel ... Für Palin

verkörperte dieser Vorfall das ganze Grauen der *vuelos*. Als ob Gott den Gefangenen geweckt hätte, um ihn, Palin, mit der Grausamkeit seiner Tat zu konfrontieren.« Mit theatralischer Geste deklamierte Pellegrini auf Französisch: »Das Auge war im Grab und blickte Kain an ...«3
Wie ein Scheibenwischer schwenkte er sein blutiges Messer durch die Luft.
»Doch das hat ihn nicht davon abgehalten, weiterzumachen und, unter anderem, die Miliz Triple A zu gründen. Gute Arbeit.«
Jeanne kannte diesen Namen. Die Argentinische Antikommunistische Allianz. Eine rechtsextreme terroristische Gruppierung, aus der sich in den finsteren Jahren die Todesschwadronen rekrutierten.
»Später«, fuhr der Oberst fort, »ist er Admiral geworden. Videla bewunderte ihn. Er galt als der Intellektuelle der Bande. Das war nicht besonders schwer. Er wurde zum Chef des Informationsamtes ernannt. Da musste er sich die Hände nicht mehr schmutzig machen. Und dann hat er die Psychoanalyse entdeckt.«
»Die Psychoanalyse?«
»In Argentinien liebt man dieses Zeug. Seine Analyse hat Jahre gedauert ...«
Jeanne stellte sich vor, wie Admiral Alfonso Palin, oberster Foltermeister, Serienmörder, »Kopf« der antisubversiven Säuberung, jede Woche seinen Analytiker aufsuchte, um sein Gewissen zu erleichtern. *Mission impossible*.
Es war Zeit, zum Kern der Sache zu kommen.
»Wir wissen, dass Alfonso Palin Sie 1981 aufsuchte, als Sie das Campo Alegre leiteten.«
Pellegrini machte sich über seine *achuras* her, Innereien. Bratwürste ...
»Sie sind gut unterrichtet.«
»Können Sie uns sagen, was damals passiert ist?«
*El Puma* überlegte.
»Weshalb sollte ich Ihnen das erzählen?«
Jeanne setzte auf die Eitelkeit des Mannes:
»Um im Mittelpunkt unseres Buches zu stehen. Als Hauptdarsteller. Im Übrigen ist alles verjährt, wie Sie selbst gesagt haben.«
Der Oberst lächelte grimmig, voller Stolz. Ja. Seine Eitelkeit war seine Achillesferse. Jeanne konnte eine gewisse Sympathie für diesen Mann nicht leugnen. Ein Massenmörder. Aber ein Mörder, der nicht log.
»Damals hatten wir ein Problem«, begann er. »Die Generäle hatten beschlossen, die Kinder der Gefangenen nicht zu töten. Man musste sie also irgendwo unterbringen und erziehen. In Chile hieß es: ›Man muss die Hündin töten, bevor sie Junge wirft.‹ Hier sammelte man die Jungen ein und führte sie auf den rechten Weg zurück. Auch eine Methode. Ich hielt das für einen Fehler. Man hätte sie ebenfalls umbringen müssen. Alle. Heute sieht man doch, wohin uns das gebracht hat: Diese Dreckskinder, die wir verschont und aufgezogen haben, wenden sich gegen uns. Man hätte sie alle in ein Frachtflugzeug stecken, ihnen eine ordentliche Spritze

verpassen ...«
»Was ist passiert?«
»Es war ein einziges Chaos«, fuhr Pellegrini in ruhigerem Ton fort. »Es gab keine Regeln. Die weiblichen Gefangenen kamen in den Kerkern nieder. Offiziere schenkten ihren Lieblingsnutten Neugeborene. Ein Kommissar adoptierte ein Kind, um sich für seine alten Tage eine ›junge Braut‹ zu halten. Unteroffiziere verkauften Säuglinge an reiche Familien. Videla wollte Ordnung in diesen Saustall bringen. Also hat er Palin beauftragt, eine Zählung durchzuführen.«
»Der Kinder, die in den Haftanstalten geboren wurden?«
Der Oberst verschlang eine Bratwurst.
»Genau.«
Zum ersten Mal mischte sich Féraud ein:
»Aber ... und die Mütter? Die Mütter der Neugeborenen?«
»Sie wurden verlegt.«
»Wohin?«
Pellegrini betrachtete abwechselnd Féraud und Jeanne. Ihre Naivität schien ihn zu bestürzen.
»Man schickte ein Telegramm nach Buenos Aires mit dem Vermerk R.I.P. *Requiescat in pace*. Damals hatte man noch Sinn für Humor.«
»Im November 1981«, nahm Jeanne den Faden wieder auf, »ist Palin also gekommen, um die Geburten in Campo Alegre zu zählen. Da geschah etwas Unerwartetes: Der Admiral wollte selbst ein Kind adoptieren.«
Der Offizier stieß einen bewundernden Pfiff aus.
»Wirklich gut informiert, *compañera* ...«
»Das Kind war neun Jahre alt. Es hieß Joachim. Es war von einem Unteroffizier des Stützpunktes namens Hugo García adoptiert worden. Ein Alkoholiker, der schließlich seine Frau umbrachte, bevor er Selbstmord beging. Joachim flüchtete in den Wald. Drei Jahre vergingen, bis ein belgischer Jesuit namens Pierre Roberge ihn in seine Obhut nahm. Im März 1982 ist Roberge mit dem Kind nach Guatemala geflohen, statt es Palin zu übergeben. Schließlich hat er sich wieder mit Ihnen in Verbindung gesetzt und Palin das Kind anvertraut, bevor er Selbstmord beging.«
Pellegrini brach in schallendes Gelächter aus.
»Dem ist nichts hinzuzufügen!«
»Beantworten Sie mir nur diese eine Frage: Warum wollte Alfonso Palin Joachim adoptieren, obwohl das Kind Symptome einer autistischen Erkrankung und mörderische Impulse zeigte?«
*El Puma* wiegte nachdenklich den Kopf. Ein Lächeln umspielte seine Lippen, als könne er sich noch immer nicht über diese schöne Ironie des Schicksals beruhigen ...
»Es gab einen Grund. Einen sehr guten Grund. Joachim war sein Sohn, *sein leiblicher Sohn*.«

»Was?«
»Wenn Sie die Daten vergleichen, werden Sie feststellen, dass etwas mit der Chronologie nicht stimmen kann. 1982 war Joachim neun. Er wurde also 1973 geboren. Drei Jahre vor dem Beginn der Diktatur. Tatsächlich gehörte er nicht zu den Kindern, die von 1976 an ihren leiblichen Eltern weggenommen wurden. Seine Mutter machte uns schon Scherereien, bevor wir die Macht übernahmen.«
»Wer war seine Mutter?«
»Eine Sekretärin der ESMA, der Technikschule der Marine. Ich erinnere mich nicht mehr an ihren Namen. Es kam heraus, dass sie eine Linksradikale war. Sie hat uns ausspioniert. Wir haben sie nach Campo Alegre geschickt und zum Sprechen gebracht.«
»Und was hat das mit Alfonso Palin zu tun?«
»Sie war seine Privatsekretärin an der ESMA. Die beiden hatten was miteinander. Das Mädchen sollte ihm wohl im Bett die Würmer aus der Nase ziehen. Oder es war eine echte Affäre, ich weiß es nicht ... Kurz und gut, als Palin unsere vertrauliche Liste der Geburten sah, auf der die Namen der weiblichen Gefangenen standen, hat er ihren Namen entdeckt. Er wusste nicht, dass sie schwanger war. Er hat gerechnet und kam zu dem Schluss, dass er der Vater des Jungen sein musste.«
»Er hätte auch von einem anderen Liebhaber sein können. Einem Linksradikalen. Einem *Montonero*.«
»Das hab ich Palin auch gesagt, aber er ließ sich nicht beirren. Und er sollte Recht behalten.«
»In welchem Sinne?«
»Als der Junge heranwuchs, wurde er ihm immer ähnlicher.«
»Äußerlich?«
»Ja, äußerlich, aber auch charakterlich. Der gleiche blutrünstige Schlächter, nur jünger und noch grausamer ...«
Jeanne betrachtete Féraud. Diese unglaubliche Tatsache erklärte zugleich den Beginn und das Ende der Geschichte. Die Entschlossenheit Palins, Joachim zu sich zu holen. Die Tatsache, dass er ihn in der Praxis des Psychiaters als seinen Sohn ausgegeben hatte.
»Was ist dann passiert? Ich meine, nach Guatemala?«
»Das weiß ich nicht genau. Palin hat Joachim in Atitlán abgeholt. Der Jesuit hatte die Nerven verloren und Selbstmord begangen. Ich habe keinen der drei je wiedergesehen. Nach dem Falkland-Krieg war Palin spurlos verschwunden.«
Pellegrini blickte auf seine Uhr. Er stemmte die Arme in die Hüften und musterte seine beiden Gesprächspartner mit gerunzelter Stirn.
»Ich finde Ihre Fragen allmählich sehr seltsam.«
Jeanne hatte ihre Antwort schon parat:
»In unserem Buch stellt Joachim, der Sohn von Palin, einen eigenen juristischen Fall dar.«

»Wieso?«
»Weil er selbst zu einem Mörder geworden ist. In Frankreich.«
*El Puma* nahm diese Neuigkeit ohne sichtbare Regung auf. Er griff nach einer Schnapsflasche, die auf dem Tisch stand, und schenkte sich einen kräftigen Schluck ein. Jeanne hatte den Eindruck, als würde jemand Benzin in ein offenes Feuer gießen.
»Mistkinder!«, brummte er, nachdem er sein Glas in einem Zug geleert hatte. »Wir hätten sie alle umbringen sollen.«

## 69

*»SEÑORA CONSTANZA? Me llamo Jeanne Korowa.«*
Nach der Rückkehr ins Hotel hatte Jeanne Féraud gesagt, sie wolle Siesta halten, um sich von der Aufregung zu erholen. Sie hatte sich in ihr Zimmer eingesperrt, um einer anderen wichtigen Spur in diesem Fall nachzugehen: dem Schädel, den archaischen Frühmenschen, die möglicherweise überlebt hatten, Jorge de Almeida ... Gegenüber Pellegrini hatte sie den Wald der Seelen und dessen geheimnisvolle Bewohner nicht erwähnt – intuitiv spürte sie, dass er nichts darüber wusste.
Um 16.00 Uhr hatte sie beim Institut für Agrarwissenschaft in Tucumán angerufen. Keiner von den Ingenieuren war da. Noch immer Sonntag. Jeanne hatte nur einen Wachmann erreicht, der sich weigerte, die Privatnummer von Daniel Taïeb oder seinem Assistenten – mit dem Reischenbach gesprochen hatte – herauszurücken. Sie hatte ihm lediglich die Nummer eines Satellitentelefons entlocken können, das mit einer Grabungsstelle in der sechshundert Kilometer von Tucumán entfernten Provinz Jujuy verbunden war. Die Grabungsleiterin war eine gewisse Penélope Constanza, eine Paläoanthropologin.
Nach einigen ergebnislosen Versuchen bekam Jeanne sie schließlich an die Strippe. Die Verbindung war schlecht. Das Pfeifen des Windes ließ darauf schließen, dass sich die Expertin an der Grabungsstelle befand. Jeanne stellte sich eine Wüste vor. Staubhosen. Von der Sonne ausgedörrte Knochen ...
Mit wenigen Worten stellte sie sich vor und kam dann gleich zur Sache:
»Kennen Sie Jorge de Almeida?«
»Nein.«
Guter Anfang. Zwischen zwei Windstößen korrigierte sich die Frau:
»Ich bin ihm nur einige Male begegnet.« Sie musste recht alt sein, denn ihre Stimme zitterte. Oder lag auch dies an der schlechten Verbindung? »Ich bin häufig auf Dienstreisen. Und er ist immer im Gelände.«
»Kennen Sie die Gegend, wo er arbeitet?«
»Nein, das ist der Noreste. Nicht mein Gebiet.«
Jeanne hatte die Karte des Nordens von Argentinien im Kopf. Tucumán lag im Nordwesten, tausend Kilometer von Buenos Aires entfernt. Die Provinz Jujuy lag noch einmal sechshundert Kilometer weiter nördlich. Was die Region Noreste anlangte, musste man ebenfalls tausend Kilometer rechnen, doch diesmal nach Osten. Für argentinische Verhältnisse keine ungewöhnlichen Entfernungen.
»Erinnern Sie sich, wann seine letzten Expeditionen waren?«
»Ich glaube, er ist drei Mal dort gewesen – 2006, 2007 und 2008. Er behauptet, dort eine Grabungszone abgesteckt zu haben. Aber das kann ich mir nicht vorstellen.«
»Wieso?«
»Es ist eine Lagune, überflutetes Land.«

»Na und?«
»Es geht um Paläontologie. Es wäre absurd zu hoffen, in einem Gelände, wo alles innerhalb weniger Tage verrottet, Fossilien zu finden. Unsere wichtigsten Verbündeten sind, in chronologischer Reihenfolge, die Trockenheit, die Sedimentbildung und die Verkalkung.«
Daran hatte Jeanne nicht gedacht. Im Schneidersitz auf ihrem Bett kauernd, ließ sie den Blick über die drei Wände gleiten, die sie umgaben. Cremefarbenes, trübes Zimmer. Der Raum erinnerte sie an gewisse, vollkommen schmucklose, kahle Verhörzimmer. *Genau das, was ich brauche.*
»Es scheint, Jorge de Almeida ist verschwunden.«
»Er hat schon lange nichts mehr von sich hören lassen. Das ist etwas anderes. Nach allem, was man im Labor hört, ist er ein Sonderling.«
»Inwiefern?«
»Er geht ganz allein auf seine Expeditionen. Was das Risiko eines Unfalls oder eines spurlosen Verschwindens deutlich erhöht. Aber im Moment deutet nichts darauf hin, dass ihm etwas passiert ist ... Dort, wo er sich aufhält, gibt es keine Kommunikationsmittel. Wussten Sie, dass man diese Region auch *›El Impenetrable‹* nennt?«
Jeanne antwortete nicht. Sie verfolgte ihren Gedanken weiter:
»Hat er kein Satellitentelefon?«
»Ich weiß nicht, was er an Ausrüstung mitgenommen hat.«
»Was wissen Sie über seine Funde?«
»Das, was man auf den Fluren so aufschnappt. Er behauptet, Knochenfunde gemacht zu haben, die unser Bild von der präkolumbischen Vorgeschichte revolutionieren würden. Angeblich beweisen sie, dass es schon seit Hunderttausenden von Jahren Menschen auf dem amerikanischen Kontinent gibt. Aber das ist Unsinn. Wir wissen nämlich, dass der Mensch erst vor 30 000 Jahren aus Asien nach Nordamerika eingewandert ist, und erst vor etwa 10 000 Jahren nach Südamerika. In unserem Beruf müssen wir immer aufgeschlossen bleiben für neue Erkenntnisse, aber das ist doch ziemlich starker Tobak. Im Labor glaubt das niemand. Aus diesem Grund ist er wieder losgezogen. Wütend. Auf der Suche nach unwiderlegbaren Beweisen.«
Sie sprach mit leiser, kraftloser Stimme. Jeanne stellte sich eine ältere Dame in einer Safarijacke vor. Gewiss ging sie völlig in der Landschaft aus Felsen und Kakteen auf, in der sie sich gerade aufhielt. Eine mineralische, ausgedörrte, erodierte Welt, wo es nur Fossilien und dornige Pflanzen gab.
»Sagt Ihnen der Name Francesca Tercia etwas?«
»Nein, wer ist das?«
Jeanne antwortete nicht. Sie war es, die hier fragte.
»Wann ist de Almeida aufgebrochen?«
»Vor zwei Monaten. In meinem Beruf ist das nichts.«

»Aber die Leute am Institut sind besorgt.«
»Nein, nicht wirklich ...« Penélope schien zu begreifen, dass sie einem regelrechten Verhör unterzogen wurde. »Ich habe nicht genau verstanden, welche Rolle Sie in dieser ganzen Sache spielen. Sind Sie Richterin in Frankreich?«
»Ja. Das Verschwinden von Jorge de Almeida hängt mit einem Fall zusammen, an dem ich in Paris arbeite.«
»Paris ...«, wiederholte die Wissenschaftlerin verträumt.
Mit kräftigerer Stimme sagte sie:
»Ich rate Ihnen, sich mit Daniel Taïeb in Verbindung zu setzen, unserem Chef. Er beaufsichtigt Jorges Forschungen.«
»Haben Sie seine Handynummer?«
Ohne zu zögern gab ihr Penélope die Nummer. Endlich hatte Jeanne die Privatnummer von Taïeb, dem Phantom. Sie bedankte sich herzlich bei ihrer Gesprächspartnerin und legte auf. Gleich im Anschluss versuchte sie den Anthropologen zu erreichen, doch es meldete sich nur die Mailbox. Sie hinterließ keine Nachricht.
17.00 Uhr. Plötzlich spürte sie, wie die Erschöpfung der letzten Tage mit bleierner Schwere über sie hereinbrach. Sollte sie auch ein Nickerchen halten? Nein. Sie durfte keine Zeit verlieren. Sie musste weiter vorankommen. Mangels Alternative beschloss sie, Ordnung in ihre Ermittlungen zu bringen.
Aber zunächst zählte sie die Pesos, die sie am Flughafen gewechselt hatte. Kein Vermögen, doch die Lebenshaltungskosten waren in Argentinien sehr niedrig. Im Übrigen hatte sie ihre Bank angewiesen, den Rest ihrer Ersparnisse auf ihr Girokonto zu überweisen. Weitere Ausgaben zeichneten sich ab. Womöglich würden ihre Nachforschungen schlichtweg aus Geldmangel zum Erliegen kommen.
Jeanne öffnete ihre Mailbox – alle Zimmer waren mit dem WiFi-System ausgestattet – und fand eine Nachricht von Reischenbach vor. Sie klickte auf das angehängte Dokument. Das Foto von Jorge de Almeida. Ein hübscher, heiterer Renaissance-Engel mit einem Lockenkopf. Jeanne kannte dieses Gesicht. Sie kramte in ihren Unterlagen und fand das Gruppenfoto, das sie bei Francesca Tercia hatte mitgehen lassen. Die Studenten der Paläontologie an der Universität von Buenos Aires, Jahrgang 1998. Jorge de Almeida war der Spaßvogel, der seinen Kopf auf dem Foto eingekreist und darüber geschrieben hatte: *»Te quiero!«*
Alles passte also zusammen. Um zu beweisen, dass seine Interpretation seiner Funde zutreffend war, hatte de Almeida seiner Jugendliebe Francesca Tercia den Abguss des Schädels zugeschickt, den er im Wald der Manen gefunden hatte. Die von Francesca angefertigte Skulptur würde wie eine Bombe einschlagen. So also sah der Frühmensch aus, der vor 300 000 Jahren nach Argentinien eingewandert war und noch immer dort lebte! Und Jorge de Almeida würde zu einem Star der Paläoanthropologie werden.
Allerdings hatte er nicht mit der Wachsamkeit des Wolfskindes gerechnet. Aber die

Frage blieb: Wie hatte Joachim von diesem Geheimprojekt erfahren? Kannte er Francesca? Hatte sie ihm von dem Projekt erzählt?
Jeanne machte sich weitere Notizen. Zum Schluss kopierte sie die Datei auf einen USB-Stick, den sie in die Tasche steckte.
18.00 Uhr.
Der Gedanke, eine Siesta zu halten, kehrte mit Nachdruck zurück.
Gliederschmerzen. Bleierne Lider. Jeanne stand auf und überprüfte ihre Tür. Sie war verschlossen. Sie zog die Vorhänge zu. Legte sich hin. Merkwürdigerweise fühlte sie sich hier geborgen. Nicht etwa wegen Féraud, der in dieser ganzen Sache keine große Rolle spielte, sondern eher wegen Buenos Aires, dieser gewaltigen Stadt.
Ja, der Lärm, die Kraft und die Menschenmassen der Metropole beschützten sie ...
Mit diesem sicheren, wohligen Gefühl schlief sie ein.

## 70

»Erzählen Sie mir von Joachim.«
»Was wollen Sie wissen?«
»Was für ein Typ ist er, ich meine äußerlich?«
»Nicht sonderlich groß, schmal, dunkelhaarig, ein südländischer Typ.«
»Sein Gesicht?«
»Er gleicht seinem Vater.« Féraud drückte sich Daumen und Zeigefinger in die Wangen. »Ein eingefallenes Gesicht. Unter den Backenknochen sehr schmal.«
»Und sein psychiatrisches Profil? Ist er ein Autist oder nicht?«
»Nein, nicht im traditionellen Sinne des Wortes.«
»Aber als der Vater und der Sohn Sie in Ihrer Praxis aufsuchten, haben Sie doch selbst ein autistisches Syndrom diagnostiziert.«
Antoine Féraud schüttelte den Kopf.
21.00 Uhr.
Das Restaurant war grell erleuchtet. Das gleißend weiße Deckenlicht verlieh allen Gegenständen eine geradezu aggressive Klarheit. Die Steaks auf den Tellern bluteten. Die von Kälte geröteten Gesichter leuchteten. Die Bestecke auf den Tischdecken funkelten. Und wie angespornt von dieser blendenden Helligkeit erfüllte ein tosendes Stimmengewirr den Raum. Die Atmosphäre einer Pariser Brasserie zur Stoßzeit, noch gesteigert durch südamerikanischen Überschwang.
»Ich habe mich geirrt. Das war mir schon früher klar. Eine solche Persönlichkeitsspaltung ist unmöglich. Eine autistische Persönlichkeit neben einer zweiten Persönlichkeit, die sozusagen normal strukturiert wäre – so etwas kann es nicht geben.«
Ein Ober erschien und nahm die Bestellung auf. Jeanne warf einen Blick auf die in Kunststoff eingeschweißte Karte – in dem grellen Licht wirkte sie wie ölverschmiert.
»Ein Salat Caprese.«
»Für mich ebenfalls.«
Zweimal Tomatensalat mit Mozzarella und Basilikum, mitten im Winter in Buenos Aires: Sie hatten wirklich einen eigenartigen Geschmack. Ihre einzige Entschuldigung bestand darin, dass sie ein italienisches Restaurant ausgesucht hatten – die Pizzeria Piegari, die versteckt unter einer Autobahnbrücke lag und nur zweihundert Meter vom Hotel entfernt war.
»Meiner Meinung nach«, fuhr der Psychiater fort, »leidet Joachim an einer Schizophrenie. In seinem Fall ist es mehr als eine Spaltung. Als Erwachsener trägt er tatsächlich noch eine andere Psyche in sich. Eine Persönlichkeit, die möglicherweise am Asperger-Syndrom leidet.«
»Was ist das?«

»Hans Asperger ist, neben Leo Kanner, einer der Entdecker des Autismus. Nach ihm ist ein spezifisches autistisches Krankheitsbild benannt, das er als Erster beschrieben hat. Eine ›tiefgreifende Entwicklungsstörung‹, allerdings auf einem ›hochfunktionalen‹ Niveau. Erkrankte Kinder leiden nicht an kognitiven Defiziten und können sich auch sprachlich normal ausdrücken.«
»Das ist bei Joachim nicht der Fall.«
»Die ›zivilisierte‹ Hälfte seiner Persönlichkeit beherrscht die Sprache perfekt. Joachim spricht Französisch, Spanisch und Englisch. Seine ›primitive‹ Hälfte experimentiert mit der Sprache und gebraucht sie in ähnlicher Weise wie ein Autist.«
»Das Asperger-Syndrom ist also eine autistische Erkrankung?«
Féraud hob die Hände.
»Die Fachleute sind sich da nicht einig. Aber das ist in diesem Fall nebensächlich. Die entscheidende Frage lautet: Woher kommt diese Störung? Wurde er damit geboren? Oder ist sie die Folge extrem traumatischer Erlebnisse?«
»Sie meinen unter den Waldmenschen?«
»Oder auch schon davor: das Trauma des Blutbades in der Familie.«
Die Salatteller mit Caprese wurden aufgetragen. Aber keiner von beiden schenkte ihnen Beachtung.
»Ich glaube, dass sich dies in zwei Etappen ereignet hat«, fuhr der Psychiater fort. »Die panische Angst, die durch das Blutbad in Campo Alegre ausgelöst wurde, hat zunächst in Joachim sämtliche Spuren seiner bisherigen Erziehung ausgelöscht. Sein Gehirn wurde wieder zu einem unbeschriebenen Blatt. Anschließend hat die Unterweisung bei dem archaischen Volk dieses leere Blatt neu beschrieben.«
»Wollen Sie damit sagen, dass sein Verhalten, wie immer man es nun etikettieren will, den Stempel des Volks der Lagune trägt?«
»Ganz genau. Es handelt sich nicht um Autismus. Das Böse kommt von anderswoher. Im Übrigen stellt sich die Frage, ob es wirklich ›das Böse‹ ist oder bloß das Ergebnis einer bestimmten Erziehung? Das Wolfskind ist unter primitiven Menschen aufgewachsen. Es ist zu einem Träger, einem Konzentrat dieser Kultur aus den Anfängen der Menschheit geworden. Erinnern Sie sich an sein Ritual. An die Wahl seiner Opfer: Frauen mit dem Körper archaischer Fruchtbarkeitsgöttinnen. Die Zeichen an den Wänden. Darin ist er einzigartig. Aus diesem Grund muss ich ihn befragen.«
Férauds Gedankengang überraschte Jeanne.
»Sie hoffen also, ihn lebend einzufangen?«
»Selbstverständlich, ich muss ihn behandeln.«
»Sie wollen sagen: ihn erforschen.«
»Ich muss ihn studieren, um ihn behandeln zu können. Es gibt keinen Zweifel mehr, Jeanne: Wir nähern uns einer bedeutenden Entdeckung im Bereich der Anthropologie! Durch Joachim. Durch das Volk im Wald der Manen!«

Um ihn wieder auf den Teppich zurückzuholen, berichtete Jeanne ihm von ihrem Telefonat mit Penélope Constanza. Die Einwände einer echten Expertin in Bezug auf die Funde von de Almeida.
»Das behauptet sie!«, erwiderte Féraud mit finsterem Gesicht. »Revolutionen sorgen immer für Unbehagen, vor allem in der Wissenschaft. Ein Paradigmenwechsel ...«
»Das hat nichts mit den Paradigmen zu tun. Der Wald der Seelen ist eine Lagune. In einem solchen Schlammloch können keine Fossilien entdeckt werden.«
»Aber es geht nicht um einen Fossilienfund! Genau *das* ist doch die Revolution. Der Schädel ist keine zwanzig Jahre alt! Das archaische Volk existiert noch immer!«
Jeanne versuchte abermals, seinen Überschwang zu dämpfen:
»All dies muss erst einmal bewiesen werden. Bei dem Schädel könnte es sich schlicht um irgendein verformtes Relikt handeln, das falsch interpretiert wird. Wir haben das von Nelly Barjac erstellte Karyogramm nicht gesehen. Nichts sagt uns, dass tatsächlich eine Abweichung von den dreiundzwanzig Chromosomenpaaren des modernen Menschen gegeben ist.«
»Und die Morde? Glauben Sie, dass man so viele Menschen für ein Hirngespinst umbringen würde?«
»Man tötet *immer* wegen Hirngespinsten. Sie verwechseln die Wirklichkeit mit den Überzeugungen des Mörders. Joachim glaubt vielleicht, ein Geheimnis zu schützen, das Geheimnis seines Volkes. Aber vieles spricht dafür, dass all dies gar nicht existiert.«
»Und sein Aufenthalt im Wald? Der *Modus operandi* der Morde? Die Feststellungen Ihres Jesuiten?«
»Indirekte Beweise. Nichts, was uns konkrete Aufschlüsse über die Wahrheit gäbe.«
»Sie reden wie ein Richter.«
Er verschränkte die Arme und schwieg schmollend.
»Féraud«, fuhr sie in versöhnlicherem Ton fort – sie nannte ihn bei seinem Familiennamen, weil sie seinen Vornamen verabscheute –, »die Erde wurde bis in die kleinsten Winkel hinein erkundet, erforscht, inventarisiert. Es ist unmöglich, dass sich irgendwo tief im Dschungel noch ein bislang unentdecktes Volk versteckt. Und erst recht kein prähistorisches. Ich bin mir sicher, dass es eine andere Erklärung dafür gibt.«
»Jedenfalls«, stieß der Psychiater zwischen den Zähnen hervor, »befindet sich der Schlüssel zur Lösung des Rätsels in diesem Wald.«
»Da sind wir uns einig.«
Er legte das Besteck ab und hob erneut die Hände.
»Und nun? Fahren wir hin?«
Jeanne lächelte. Sie stellten sich die Frage zum ersten Mal laut. In den Wald der

Manen eintauchen. Sich in die Höhle des Löwen wagen.
»Ich glaube, uns bleibt nichts anderes übrig«, sagte sie, um das Ausmaß der Entscheidung herunterzuspielen. »Aber zuerst müssen wir nach Tucumán, um Daniel Taïeb zu befragen, den Direktor der Abteilung für paläontologische Grabungen am Institut für Agrarwissenschaft. Laut Penélope Constanza ist er derjenige, der Jorge de Almeida am besten kannte, zumindest seine Forschungen.«
»Ist es weit dorthin?«
»Tausend Kilometer nordwestlich von hier.«
»Fliegen wir?«
Jeanne lächelte ein weiteres Mal.
»Ich habe heute Abend die Flüge gebucht.«

**71**

Montag, 16. Juni, Flug Nr. 1712 Aerolinas Argentinas.
Sie waren um sechs Uhr früh gestartet, als es noch stockfinster war.
Sie landeten bei Tagesanbruch.
Durch das Seitenfenster blickend, entdeckte Jeanne die wahre Natur Argentiniens. Eine Landfläche, unermesslich wie das Meer. So weit das Auge reichte. Der Horizont war hier eine Asymptote, die sich zum Himmel aufspannte. In diesem Land sagte man, dass die Straßen nur in eine Richtung verliefen: nach unten. Mit dem Horizont.
Zwischen den Wolken hindurch betrachtete Jeanne die Felder, die Weiden, die Wälder. Im Licht des anbrechenden Tages leuchtete alles in grellen Farben. Die Flüsse schimmerten purpurn, die Ebenen smaragden. Und die darüber aufragenden Sierras stachen mit ihren schneebedeckten Gipfeln in den glasigen Himmel hinein. Der Gegensatz zwischen Eis und Fruchtbarkeit weckte in Jeanne eine Erinnerung. Die Provinz Tucumán wurde auch »der Garten Eden Argentiniens« genannt. Nach Tausenden Kilometern staubiger Dürre gelangte man zur größten Agrarregion, die einen Großteil der Bevölkerung des Landes ernährte.
Landung. Auf dem Rollfeld war das Gefühl der Grenzenlosigkeit noch stärker. Die Landschaft öffnete sich nach allen Richtungen hin. Wo immer man hinblickte, verlor man sich bei dem Versuch, in dieser sich unendlich hinziehenden, gleichförmigen Fläche irgendeinen Anhaltspunkt auszumachen. Jeanne überkam ein seltsames Gefühl. Eine Art horizontaler ... Schwindel.
Der Flugplatz war das genaue Gegenteil. Alles im Taschenformat. Der Raum für die Gepäckausgabe glich einer Diele. Die Empfangshalle einem Wohnzimmer. Der Ausgang einem Flur. Féraud beobachtete die anderen Reisenden. Ihre Gewöhnlichkeit schien ihn zu enttäuschen. Ingenieure. Kaufleute. Studenten ...
»Was haben Sie erwartet?«, fragte Jeanne. »Eingeborene mit Federn in den Nasenlöchern?«
»Ich bin nicht so erfahren wie Sie«, erwiderte er verärgert.
Ihr Gepäck tauchte auf dem Laufband auf. Jeanne nahm es herunter, bevor Féraud es auch nur erspäht hatte.
»So erfahren bin ich auch nicht, aber ich kenne Argentinien. Ein Land, das große Träume, ein großes Herz und Schulden bis über beide Ohren hat. Keine Exotik in Sicht. Die Argentinier sind Menschen wie Sie und ich, die meisten haben europäische Vorfahren, und sie leben zerstreut in einem dünn besiedelten Land, das fünfmal so groß ist wie Frankreich. Wissen Sie, was sie über sich selbst sagen? ›In Lateinamerika stammen alle Menschen von den Ureinwohnern ab. In Argentinien stammen alle von Einwanderern ab.‹«
Draußen erstrahlte die Morgenröte in der Farbe eines Granatapfels. Alles schien

förmlich zu glühen. Dabei betrug die Temperatur nur wenige Grad über null, und der Geruch von feuchter, kühler Erde erfüllte die Luft. Die Tonerde der Landschaft harrte noch der formenden Hände ...
Jeanne fühlte sich wie berauscht. Sie lachte:
»Ist das nicht verrückt?«
Féraud schwieg. Gedankenversunken, mit eingezogenem Kopf ging er dahin. Immerhin trug er Jeannes Tasche. Sie hätte ihn am liebsten geküsst. Dass sie hier war, mit ihm, auf den Spuren eines kannibalistischen Mörders und eines Volks von Affenmenschen – obwohl sie ihn noch nicht einmal zwei Wochen kannte –, weckte in ihr romantische Gefühle.
Sie stiegen in ein Taxi ein. Jeanne bat den Chauffeur, ins Stadtzentrum zu fahren. Zuerst einmal ein Hotel auftreiben, um das Gepäck abzustellen und zu duschen. Aber es gelang ihr nicht, sich darauf zu konzentrieren. Die Landschaft riss sie aus ihren Gedanken heraus. Trotz der Kälte öffnete sie die Fensterscheibe. Die Zunge klebte ihr am Gaumen, ihre Augen waren schier erschöpft vom Anblick der unendlichen Weite der Landschaft, ihre Haut schimmerte golden im Licht der aufgehenden Sonne ...
Sie beschloss, den Chauffeur zu fragen:
*»Dónde se encuentra un buen hotel?«*
Ohne sich umzudrehen, empfahl der Mann das Catalinas Park. Er spreizte die Finger einer Hand, um anzudeuten, dass es ein Fünf-Sterne-Hotel sei.
»Fünf Sterne?«, murmelte Féraud. »Das wird uns ein Vermögen kosten!«
*Definitiv ein Geizkragen ...*
»Nur keine Sorge. Die Sterne fallen in Argentinien leicht vom Himmel.«
Jeanne hatte Recht. Das Catalinas Park, das gegenüber dem Parque 9 de Julio lag, war ein zweitklassiges Hotel. Ein Gebäude im Stil der siebziger Jahre, mit abgerundeten Ecken und einem merkwürdigen Vordach, das wie eine Plastikwanne über den Glastüren hing.
Das Innere war dementsprechend. Endlose Flure. Kleine weiße Türen. Vergoldete Nummern, die wie Lutschstangen glänzten.
Jeanne hatte die Nummer 432. Als sie die Deckenlampe einschaltete, erblickte sie eine recht schlichte Bude mit sandfarbenen Wänden. Die Vorhänge, die Laken und der Teppichboden waren im gleichen Farbton gehalten.
Sie lächelte zärtlich. Die Klimaanlage veranstaltete einen Höllenlärm. Die Glühbirnen leuchteten matt. Im Bad warteten bestimmt Kakerlaken auf sie. Ein echtes Tropen-Hotel. Der Äquator war nicht mehr fern ...
Jeanne stellte sich unter die Dusche. Ihr Körper war noch von Seifenschaum überzogen, als das Wasser plötzlich versiegte. Fluchend verließ sie die Kabine, schlang ein durchlöchertes Handtuch um sich, betrachtete sich eine Sekunde im Spiegel – ihr rotes Haar, ihre Sommersprossen an den Schultern. Wieder fand sie sich ganz hübsch ... wirklich nicht unattraktiv ... Sie fasste wieder Selbstvertrauen.

Sie streifte sich Boxershorts, ein T-Shirt und eine Jeans über. *Nicht vergessen, einen Pullover zu kaufen*. Aber zuerst einmal frühstücken. Anschließend mussten sie zum Institut für Agrarwissenschaft fahren und Daniel Taïeb auftreiben, den geheimnisvollen Anthropologen.
Ein Phantom in einem Garten Eden ...
Eine spannende Herausforderung.

## 72

Tucumán war nicht gerade die Hauptstadt des Paradieses.
Eine Art Labyrinth ohne Anfang und ohne Ende, in dem die Häuserblocks streng symmetrisch angeordnet waren. An jeder Kreuzung entsprang ein Netz von Verkehrsadern, welche ihrerseits zu weiteren Kreuzungen führten, die wie Kopien der ersten anmuteten, und so weiter. Eine Geometrie ohne Rand und ohne Zentrum. Aber keine Geisterstadt, die vom Wind und vom Nichts beherrscht wurde. Im Gegenteil, eine von Geschäftigkeit und Vitalität überströmende Stadt. An diesem Morgen wimmelte es hier von Fußgängern, Autos und Bussen.
Jeanne und Féraud begaben sich zunächst zum Institut für Agrarwissenschaft. Wie sie erfuhren, bereitete Taïeb eine Ausstellung in einem Kloster im Zentrum vor. Also fuhren sie zurück zur *Plaza Independencia*. Jeanne musterte die Gesichter der Passanten, in der Mehrzahl Indios. Sie hatte sich geirrt, als sie behauptet hatte, die Vorfahren der Argentinier seien ausnahmslos Europäer gewesen. Bei der Landung der Spanier war dieses Gebiet keineswegs unbewohnt gewesen. Gruppen von Indios, kleine Ethnien, lebten verstreut überall auf diesem Territorium. Diese Völker waren nach altbewährter europäischer Manier niedergemetzelt, unterworfen, mit Krankheiten infiziert und ausgebeutet worden. Tucumán, ein ökonomisches Zentrum, war voll von diesen Schattenkindern der Kolonisierung.
*Plaza Independencia*. Jeanne fand sich in einer altvertrauten Umgebung wieder. Ein großer Platz, wie er typisch war für eine südamerikanische Stadt. Die Palmen. Der Gouverneurspalast im kolonialen Stil. Die prächtige Kathedrale. Die Passanten, die auf den Sitzbänken sparsam Sonne tankten, als würden sie in kleinen Schlucken einen Likör aus Licht trinken.
Was vor allem ins Auge fiel, war die Klarheit der Szenerie. Unter dem grellblauen Himmel wirkte jedes Detail so fein ausgearbeitet wie ein schmiedeeiserner Gegenstand, der zunächst bis zur Weißglut erhitzt und dann in kaltem Wasser abgeschreckt worden war. Das beiläufigste Element, das unscheinbarste Gesicht wirkte wie gemeißelt in der Sonnenhitze und dem eisigen Wind.
Das Kloster befand sich in einer Fußgängerzone, die an den Platz angrenzte. Wieder einmal bezahlte Jeanne das Taxi. Von nun an würde sie Féraud als ihren Gast betrachten. Sie tauchten in die Menge ein und entdeckten zwischen zwei Supermärkten das Kloster, auf dessen schmutzstarrender Fassade ein Plakat stolz verkündete: »DE LA PUNA AL CHACO, UNA HISTORIA PRECOLOMBINA«. Nach Jeannes Erinnerungen waren Puna und Chaco Namen von Regionen im Norden Argentiniens. Sie stellten sich an der Pforte vor und fragten nach Daniel Taïeb.
Sie wurden durch das Gebäude geführt. Der erste Saal war der Dauerausstellung gewidmet. Die sakrale Kunst in den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung durch

die Spanier. Bemalte Holzstatuen des Jesuskindes, die Chucky der Mörderpuppe glichen. Furchterregende Madonnen mit bleichem Gesicht und Rosshaar. Statuen von fanatisch wirkenden Jesuiten mit langen Bärten. Kelche, Kreuze, Bibeln und Alben erinnerten an alte landwirtschaftliche Werkzeuge, mit denen der Glaube auf dem neuen Kontinent verbreitet und kultiviert werden sollte ...
Der zweite Saal war in Dunkel getaucht. Orangefarbene Wände. Von hinten beleuchtete Höhlen mit Obsidianspitzen, behauenen Steinen und Menschenschädeln darin. Jeanne las die Tafeln und fand das bestätigt, was ihr Penélope Constanza gesagt hatte: kein einziges Fundstück, das älter als 10 000 Jahre war. Die amerikanische Vorgeschichte war sehr jung ...
»Sind Sie die Franzosen, die mich sprechen wollen?«
Jeanne entdeckte im orangefarbenen Dämmerlicht einen kleinen Mann mit sonnengebräuntem Gesicht und einem strahlenden Lächeln. Ein silberner Haarkranz zierte seinen kahlen, speckig glänzenden Schädel. Auf der Schulter trug Daniel Taïeb einen Schemel.
Sie hatte gerade genug Zeit, um ihren Namen und den von Féraud zu nennen, als der Mann auch schon wieder das Wort ergriff:
»Sie haben Glück, dass wir gerade eine Ausstellung vorbereiten. Wir haben hier die vollständigste Sammlung an Fundstücken der ...«
»Wir sind keine Archäologen.«
Taïeb riss die Augen auf.
»Nein?«
»Ich bin Ermittlungsrichterin in Paris, und mein Freund hier ist Psychiater.«
Er starrte sie mit großen Augen an. Seine Iriden wechselten in einem fort die Farbe – von Grün zu Blau zu Grau. Jeanne ahnte, dass sein Gehirn auf Hochtouren arbeitete.
»Weshalb sind Sie hier?«
»Wir möchten mit Ihnen über Jorge de Almeida sprechen. Sein Verschwinden steht möglicherweise in Zusammenhang mit einer Mordserie, zu der wir in Frankreich ermitteln.«
Taïeb warf sich in eine Tänzerpose.
»Verstehe, verstehe ...«, sagte er, wobei sein Gesicht das genaue Gegenteil auszudrücken schien. Hastig stellte er den Schemel ab. In seiner Hand wurde ein Jackett sichtbar.
»Gehen wir einen Kaffee trinken.«
Sie kehrten zurück auf den großen Platz. Aus dem Augenwinkel beobachtete Jeanne den Wissenschaftler, wie er über die Straße trottete. Taïeb gehörte vermutlich der bedeutenden jüdischen Gemeinde von Tucumán an. Er schien große Sorgfalt auf seine Kleidung zu verwenden – Jeans, Hemd mit Schottenkaro, Leinensakko. Dies zeigte sich an den beiläufigsten Gesten. Er ließ eine Hand in eine Tasche gleiten. Rückte den Schlüsselbund an seinem Gürtel zurecht. Glättete

eine Falte in seinem Hemd.
Er wählte ein kleines italienisches Café aus, das den Namen Jockey Club trug. Eine Theke aus schwarzem Marmor. Braun getäfelte Wände, Stühle und Tische aus hellem Holz. Der Geruch von stark geröstetem Kaffee erfüllte die Luft.
Sie ließen sich auf Barhockern an der Theke nieder.
»Nun«, sagte der Anthropologe, nachdem er für sie alle Kaffee bestellt hatte, »Dr. Almeida war verrückt.«
»Weshalb sprechen Sie von ihm in der Vergangenheit?«
»Er ist nun schon seit zwei Monaten verschwunden. Zwei Monate ohne das geringste Lebenszeichen. Beantwortet das Ihre Frage?«
Sein argentinischer Akzent war kaum zu verstehen. Er verschluckte ganze Silben. Manchmal murmelte er die Worte vor sich hin, dann wieder ratterte er sie herunter. Eine raue Sprache, die direkt den Furchen der Äcker rund um die Stadt zu entspringen schien.
Der Kaffee wurde gebracht. Taïeb griff nach der Zuckerdose und gab drei Stück Würfelzucker in seine winzige Tasse. Er war so lebhaft wie ein Fisch im Wasser.
»Glauben Sie, dass er tot ist?«
Der Anthropologe zuckte mit den Schultern, während er den Kaffee umrührte.
»Das war voraussehbar. De Almeida war besessen.«
»Wovon?«
»Dieser Region ... Dem Noreste, dem Chaco ...«
»Wir wissen, dass er dort bedeutsame Entdeckungen gemacht hat.«
»Von wegen. Das behauptete er, aber er hat nie den geringsten Beweis dafür geliefert.«
»Man hat uns von Knochenfunden erzählt ...«
Taïeb lachte laut auf.
»Niemand hat sie je gesehen. Er hat seine Funde eifersüchtig gehütet. Vielleicht hat er ja überhaupt nichts gefunden. Das halte ich persönlich für das Wahrscheinlichste.«
»Könnten Sie uns die Geschichte von Anfang an erzählen?«
Der Anthropologe rührte noch immer den Kaffee um.
»Zunächst hat sich Jorge an der Universität Buenos Aires durch herausragende Leistungen hervorgetan. Seine Doktorarbeit über die Wanderung des Homo sapiens über die Beringstraße ist sofort zu einem Standardwerk geworden. Als er sich an unserem Institut in Tucumán bewarb, haben wir ihn mit offenen Armen aufgenommen. Wir glaubten, dass er sich an unseren Grabungsprojekten beteiligen würde. Von wegen! Er kam nur zu uns, um seiner fixen Idee besser nachgehen zu können: der Existenz paläolithischer Überreste im Noreste, in der Provinz Formosa. Eine absurde Hypothese.«
Schon Constanza hatte Zweifel geäußert. Taïeb trank seinen Kaffee in einem Zug.
»Trotzdem ist es ihm gelungen, die Gelder für eine erste Expedition aufzubringen«,

fuhr er fort. »Im Jahr 2006. Eine mehrmonatige Rundreise.«
»Hat er etwas entdeckt?«
»Ich sage es Ihnen noch einmal: Er hat nichts zeigen wollen. Aber er sagte, er wäre an einem großen Ding dran. So hat er sich ausgedrückt. *Ein großes Ding.* Unsere Arbeiten fand er erbärmlich, als wären unsere Projekte überholt.«
»Ist er im Jahr darauf erneut aufgebrochen?«
»Ja, er verschwand für einen weiteren Monat. Als er zurückkam, war er viel ruhiger. Zu ruhig, um genau zu sein.«
»Zu ruhig?«
»Er schien ... Angst zu haben. Genau.« Der Anthropologe wirkte nachdenklich. »Angst vor dem, was er gesehen hatte.«
»Und nach wie vor hat er nicht gesagt, worum es sich handelte?«
»Nein. Er behauptete, er müsse zunächst einmal Analysen durchführen. Geeignete Partner kontaktieren. De Almeida tat, als wäre seine Entdeckung von so großer Tragweite, dass er mit Bedacht vorgehen müsse. Offenbar hatte ihn das Sumpffieber befallen.«
»Haben Sie denn nie erfahren, was ihn so aufgewühlt hat?«
Taïeb antwortete nicht gleich. Man hörte nur das Pfeifen der Kaffeemaschinen, das Klirren von Tassen, das laute Stimmengewirr. Er bestellte noch einen Kaffee. Mit starrem Blick schien er seine Erinnerungen noch einmal an sich vorüberziehen zu lassen.
»Ja, natürlich. Er konnte es nicht für sich behalten. Angeblich hatte er Beweise gefunden, die es zwingend erforderlich machten, die Urgeschichte des Menschen in Amerika vollkommen umzuschreiben. Danach sollte der Mensch nicht erst vor 10 000 Jahren, sondern schon vor 300 000 Jahren in Amerika eingewandert sein!«
»Das würde bedeuten, dass er Überreste von Proto-Cro-Magnon-Menschen gefunden hat.«
Der Anthropologe zog eine Braue hoch. Plötzlich wirkte er argwöhnisch. Als hätte Jeanne ihm absichtlich verschwiegen, dass sie profunde paläontologische Kenntnisse hatte.
»Ich bin keine Expertin«, meinte sie beschwichtigend. »Ich habe mich nur informiert.«
»Genau«, fuhr er fort und nickte mit dem Kopf. »Er behauptete, den Schädel eines Jugendlichen ausgegraben zu haben, der Ähnlichkeiten mit den Schädeln früher Formen des Homo sapiens aufweise. Dieser Schädel, so sagte er, zeige alle typischen Merkmale dieser Familie. Wir sprechen hier von Menschen, die vor über 300 000 Jahren Afrika bevölkerten und die er in Argentinien nachgewiesen haben wollte!«
Der zweite Kaffee kam. Zuckerdose, Würfelzucker, Umrühren ...
»Diese Annahmen sind schon aus geologischen Gründen *unhaltbar*«, führte er aus. »Der Homo sapiens sapiens ist in Afrika entstanden. Anschließend hat er sich über

Europa und Asien ausgebreitet. Und dann ist er über einen Landstreifen, der die Beringstraße überbrückte, als der Meeresspiegel gesunken war, trockenen Fußes auf den amerikanischen Kontinent gelangt. Wir kennen nicht die genauen Daten, aber man nimmt an, dass sich dieses Phänomen vor 20 000 bis 30 000 Jahren ereignete. Anschließend haben sich diese Frühmenschen auf dem gesamten amerikanischen Kontinent ausgebreitet. Die Hypothese de Almeidas ist folglich absurd, es sei denn, man nimmt an, uns unbekannte klimatische Phänomene hätten das Beringmeer in einer anderen, noch weiter zurückliegenden Zeit ausgetrocknet. Oder aber man geht davon aus, gewisse Proto-Cro-Magnon-Menschen wären schon damals tüchtige Seefahrer gewesen.«
»Und was spricht dagegen?«
»Was spricht dagegen, in der Tat? Sofern es Beweise gibt. Aber bislang hat keine einzige wissenschaftliche Studie auch nur den geringsten Anhaltspunkt dafür geliefert.«
Daniel Taïeb räumte also selbst ein, dass er seine Vorbehalte fallen lassen würde, wenn man ihm handfeste Indizien präsentierte.
»Kommen wir zurück zu den Grabungen de Almeidas.«
»Er wollte die Gegend ein drittes Mal erforschen. Aber weder unser Institut noch die Universität Buenos Aires waren bereit, seine Expedition zu finanzieren.«
»Hat er sie aus eigener Tasche bezahlt?«
»Genau. Er wollte einige Fakten überprüfen. Und was kam dabei heraus? Er ist spurlos verschwunden. Noch ein Verrückter, der sich für eine Sache geopfert hat.«
»Haben Sie eine Suchaktion gestartet?«
»Klar. Aber wo genau sollten wir beginnen? Wie alle Forscher hat de Almeida seine Fundstellen geheim gehalten. Seine Spur verliert sich in einem kleinen Dorf zweihundert Kilometer nördlich von Formosa – in Campo Alegre.«
»Sagt Ihnen der Wald der Manen etwas?«
»Nein. Soll der in dieser Gegend sein?«
Jeanne entschloss sich, ihren bereits lauwarmen Kaffee zu trinken. Taïeb rührte noch immer nachdenklich in seiner Tasse herum.
»Am merkwürdigsten war, dass de Almeida nicht nur behauptete, die Spuren der ersten menschlichen Besiedlung auf dem Kontinent entdeckt zu haben. Er behauptete, er habe auch den Ursprung des Bösen enthüllt.«
»Den Ursprung des Bösen?«
»Seine Grabungen, so sagte er, hätten ihn zu einer Kultstätte geführt, die Schauplatz eines Verbrechens gewesen sei. Um den Schädel eines Jugendlichen und sein Skelett hätten andere sterbliche Überreste gelegen. Knochen von etwa vierzigjährigen Erwachsenen. An diesen Knochen hätten sich ganz bestimmte Spuren gefunden. Sie seien mit Hilfe von Feuersteinen zertrümmert, abgeschabt und zerstückelt worden. Sie verstehen, was ich meine.«
»Der Jugendliche war Kannibale?«

»Ja, aber es gab noch ein weiteres Detail ... De Almeida hatte angeblich die DNA dieser Gebeine analysieren lassen – was übrigens sinnlos ist: An so alten Knochenresten kann man keine Erbsubstanz mehr isolieren, aber gut ...«
Jeanne fand das keineswegs sinnlos – aus dem einfachen Grund, dass diese Gebeine vermutlich gar nicht alt waren.
»Seine Befunde schienen unfasslich.«
»Wieso?«
»Die Knochen der Opfer und diejenigen des Jugendlichen sollen zur selben genetischen Gruppe gehört haben. Das hieße, dass unser Proto-Cro-Magnon-Mensch seine eigenen Verwandten aufgefressen hatte. Seine Brüder oder seinen Vater. *Madre de Dios!* Nach Meinung von de Almeida haben sie sich gegenseitig gefressen!«
Das Zischen eines Dampfstrahls hallte durch den Raum.
Tassen und Teller klirrten. Allerdings nicht so laut, dass Jeanne nicht gehört hätte, wie Féraud murmelte:
*»Totem und Tabu ...«*

## 73

Zwölfhundert Kilometer liegen zwischen Tucumán und Formosa.
Eine Fahrzeit von etwa zwanzig Stunden.
Der Mann, bei dem sie den Wagen gemietet hatten – einen Toyota Land Cruiser Station V8 – hatte sie vorgewarnt. Es würde keine Vergnügungsfahrt werden. Die asphaltierte Straße würde häufig jäh in eine einfache Piste übergehen, gelegentlich sogar einspurig werden. In diesem Fall war die Begegnung mit einem LKW wie russisches Roulette.
»Ich kann Ihnen meinen Wagen nur bis Formosa zur Verfügung stellen«, hatte er zum Schluss gesagt. »Dort müssen Sie mit den Leuten vor Ort weitersehen. Das ist das Ende der Welt.«
Jeanne kannte das Land. Wenn ein Argentinier diesen Ausdruck benutzte, dann musste Formosa tatsächlich eine gottverlassene Gegend sein. Wieder hatte sie gezahlt – an ihren Kontostand dachte sie nicht mehr. Wie immer bar, denn die Argentinier mögen keine Kreditkarten. Das grenzenlose Reich des elektronischen Zahlungsverkehrs war ausgerechnet in Argentinien an seine Grenzen gestoßen. Also blieb ihr nicht anderes übrig, als eine Bank zu suchen und Formulare auszufüllen. Sie musste sich sogar mit ihrer Bankfiliale in Paris in Verbindung setzen. Das hatte den ganzen Nachmittag gedauert.
Man hatte den Geländewagen hergerichtet. Den Kilometerzähler auf Null gestellt. Und man hatte sie mit ihrem Fahrer bekannt gemacht – sie hatten nicht darum gebeten, aber in Argentinien kostet die Arbeitszeit eines Menschen weniger als der Verschleiß eines Wagens. Daher werden Fahrzeuge mit Chauffeur vermietet, die ein wachsames Augen auf den eigentlichen Schatz haben: das Fahrzeug mit Allradantrieb.
Jetzt brausten sie mit Vollgas dahin. Die Abenddämmerung zeigte sich von ihrer schönsten Seite – ein strahlendes rotes Glühen. Jeanne hatte ihr Fenster geöffnet. Diesmal schwebte der Geruch von gebranntem Ton in der Luft. Sie betrachtete die Felder, die vorbeizogen. Weizen, Mais, Zuckerrohr. Es war Winter, und es herrschte eisige Kälte. Dennoch schien die ganze Natur schwanger zu sein.
Sie hatten sich nach hinten gesetzt. Féraud war eingeschlafen. Immer wieder rutschte er gegen ihre Schulter. Jedes Mal drückte sie ihn sanft zurück, wobei sie seine zarten Knochen durch sein Hemd hindurch spürte. Ein Jugendlicher in einem Schulbus. Sie erinnerte sich an eine ähnliche Szene in dem Roman *Lieben Sie Brahms?* von Françoise Sagan. Die Geschichte einer nicht mehr ganz jungen Frau, die sich in einen jungen Mann verliebte. Ging es ihr ebenso? Nein. Die Gefährlichkeit ihrer Expedition – um nicht von ihrer geradezu selbstmörderischen Dimension zu sprechen – hatte sie wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt. In dieser Sache war sie in erster Linie Richterin. Eine Richterin mit

kühlem Kopf, die ihren Fall so schnell wie möglich abschließen wollte ...
Gelegentlich wandte sie den Blick von der Landschaft ab, um im Rückspiegel den Fahrer zu betrachten. Er war ein Mestize – halb Indio, halb Europäer. In seinen Gesichtszügen spiegelte sich die langsame Durchmischung der Ethnien im Verlauf der argentinischen Geschichte wider. Wanderungsströme, Eroberungen, Kämpfe, Vermischungen ...
Sie überließ sich ihren Gedanken. Zu Recht oder zu Unrecht war sie der Ansicht, dass die Aussage von Taïeb einen Wendepunkt darstellte. Zumindest gewann die »gewagte« Hypothese an Plausibilität. Ein archaisches Volk. Ein kannibalistischer Klan. Eine Gemeinschaft, die auf Blutsverwandtschaft, Inzest und Vatermord gegründet war ... die in unzugänglichen Wäldern Zuflucht gefunden hatte und seit Jahrtausenden jeglichem Kontakt mit dem »hochentwickelten« Mensch aus dem Weg ging.
Das Unmögliche zeichnete sich ab.
Und das Unmögliche hatte ein Monster gezeugt: Joachim.
Eine Tankstelle tauchte am Straßenrand auf.
Nach zweistündiger Fahrt durch die eintönige Landschaft waren die beiden Zapfsäulen und das schäbige Gebäude eine willkommene Abwechslung. Jeanne stieg aus, um sich die Beine zu vertreten. Hier fand sie ein vergessenes Gefühl wieder, das sie bereits in Peru, Chile und Argentinien erlebt hatte. In kaum besiedelten Landschaften wird eine Tankstelle nicht von Verkehrslärm umtost, sie ist eine Oase der Stille.
Auf dem Rückweg zum Wagen kam Jeanne an zwei Indios vorbei, die auf der Außentreppe des Gebäudes hockten. Die reglosen Männer, denen die Haare bis auf die Schultern fielen, verströmten einen Geruch von gemähtem Gras und vergorener Milch. Im Schein des künstlichen Lichts zeichneten sich ihre Gesichter als kleine dunkle Schilde ab. Ihre Züge erinnerten an Motive, die in Kaktusholz geschnitzt wurden. Skulpturen, die einen in Angst versetzen sollten. Vor allem die Augen, schmal wie Schlitze, jagten Jeanne einen heimlichen Schrecken ein.
Einer der beiden schlürfte Matetee mit Hilfe einer eisernen Pipette, die in einen schwarzen Becher getaucht war. Neben ihm stand die Thermosflasche, sodass er jederzeit heißes Wasser nachgießen konnte. Jeanne erinnerte sich daran, dass der Noreste die traditionelle Anbauregion von *yerba maté* war.
»Was macht er?«
Das Gesicht des verschlafenen Féraud wirkte noch zerknitterter als seine Jacke.
»Er trinkt Mate.«
»Was ist das?«
»Ein pflanzlicher Absud, der sehr bitter schmeckt. Typisch für Argentinien.«
Der Indianer reichte die Pipette an seinen Nachbarn weiter, der seinerseits mit unbewegtem Gesicht daran zog.
»Hervorragend geeignet, um sich Herpes einzufangen«, scherzte der Psychiater

angewidert.
Was für ein Idiot, dachte Jeanne. Jedenfalls sehr borniert, was seine Haltung zu diesem großartigen Land betraf. Im Geiste verabschiedete sie sich von den beiden Indios, die sie nicht einmal eines Blickes gewürdigt hatten. Ihr war es, als würde sie die große Leere in ihrem Innern sehen. Eine namenlose, grenzenlose Freiheit, die sie mit der Landschaft teilten. Sie besaßen nicht die Schutzgeländer des bürgerlichen Lebens. Ihr Geist kannte keine Zwänge. Sie standen mit den Göttern, der Unendlichkeit auf Du und Du. Ihre einzigen Grenzen waren der Horizont und die Jahreszeiten.
Sie fuhren los.
Schon lange war der Asphalt dem Lehmboden gewichen. Jeanne hatte sich nach vorn gesetzt. Sobald der Wagen auf dem holprigen Untergrund beschleunigte, kam es zu Erschütterungen, die durch Mark und Bein drangen. Dann wurde die Piste plötzlich sandig. Sie schlitterten wie in Schlammfeldern, was das unheimliche Gefühl erzeugte, im eigenen Körper zu versinken.
Jeanne griff nach der Karte. Sie wollte die Route studieren. Sich nach Osten orientierend, sah sie, dass es nur eine Straße gab, die zunächst einen großen Bogen Richtung Süden beschrieb und dann in nördliche Richtung durch die Provinz Santiago del Estero verlief. Jeanne malte sich winzige Ortschaften aus, die alle hundert Kilometer auftauchten ...
Um zwei Uhr nachts wachte sie auf. Ein Blick auf den Kilometerzähler. Sie hatte die Augen instinktiv geöffnet, als hätte sie gespürt, dass das einzige Ereignis dieser Nacht unmittelbar bevorstand: eine Kreuzung. Von der Ruta 89 wechselten sie bei der Ortschaft Avia Teray auf die Ruta 16. Der Chauffeur bog rechts ab. Dieses einzige Fahrmanöver markierte mehr oder minder einen Wechsel: Nun waren sie in einer anderen Provinz, dem Chaco, was in der Sprache der Ureinwohner »Jagd« bedeutete.
Jeanne beugte sich wieder über die Karte. Sie fuhren jetzt Richtung Resistencia. Dort würden sie die Ruta 11 nehmen. Und nach weiteren zweihundert Kilometern wären sie endlich in Formosa. In ihrer Schläfrigkeit musste sie an einen Scherz denken. In Buenos Aires sagte man, das Rentenproblem ließe sich einfach dadurch lösen, dass man die Rentner in Urlaub schicke. Im Winter nach Feuerland, im Sommer nach Formosa. Dann würden sie die Wahl haben, an Kälte oder an einem Hitze -schlag zu sterben. Es hieß auch, man könne im Noreste nur nachts arbeiten, da dort tagsüber eine mörderische Hitze herrsche.
Die Karte fiel ihr aus der Hand. Abermals überwältigte sie der Schlaf. In der Dunkelheit tauchten Alfonso Palin und Joachim auf. Joachim war noch das Kind auf dem Foto. Die Haut überzogen mit einer Kruste aus Speichel und Dreck, an der Rindenstücke, Blätter und Haare hafteten. Sein Vater stand hinter ihm. Man sah sein silberweißes Haar und, im Schatten, eine seltsame Krümmung, einen muskulösen Rücken ... Alfonso Palin war ein Zentaur, halb Mensch, halb Pferd.

Zwei Sagengestalten ...

## 74

Mit seinen Palmen und seinen frischgestrichenen Gebäuden glich Formosa einem Seebad. Die Stadt lag an dem grauen, schlammigen Fluss Paraguay, der sich bis zum Horizont erstreckte. In der Ferne trieben einige Büsche in seinen schweren Fluten.
Tucumán lag im Zentrum von nirgendwo. Formosa *am Ende* von nirgendwo.
Der Fahrer setzte die beiden vor dem Hotel Internacional ab, dem einzigen, das für die Unterbringung von Ausländern eingerichtet war. Eine angenehme Überraschung war die Temperatur. Im Juni schwächte sich die Gluthitze im Noreste ab – auf erträgliche zwanzig bis dreißig Grad.
Wortlos stellte der Mestize ihr Gepäck in der Lobby des Hotels ab und verschwand. Er würde umgehend die zwanzigstündige Rückfahrt antreten. Ohne sich auch nur die geringste Pause zu gönnen. Die Fähigkeit, solche gewaltigen Entfernungen in einem Stück zurückzulegen, ist den Argentiniern gleichsam in die Wiege gelegt. Der weite Raum, die Einsamkeit, die sich dehnende Zeit sind ihnen in Fleisch und Blut übergegangen.
Jeanne nahm zwei Zimmer und bezahlte im Voraus. Die Zimmer waren ein Ebenbild der Stadt: geräumig, tropisch, trocken. Jeanne schaltete die Klimaanlage an, zog die Vorhänge zurück und betrachtete den Fluss, der unter ihren Fenstern dahinströmte. Bei klarem Wetter sah man von hier aus bestimmt bis ans andere Ufer, wo Paraguay lag, das Land, dessen Name bedeutet: »Wasser, das zum Wasser geht«. Aber an diesem Tag wirkte dieses Land im diesigen Mittagslicht so unwirklich wie ein unerreichbares Atlantis.
Jeanne hatte Féraud gebeten, sie wenigstens eine Stunde in Ruhe zu lassen. Eine angemessene Frist, um ein neues Auto und einen neuen Chauffeur aufzutreiben. Sie rief bei der Rezeption an. Gab es in der Stadt ein Fremdenverkehrsamt? Nein. Und das Angebot an Reisebüros beschränkte sich auf einen Mann, der nur einen Vornamen hatte: Beto. Jeanne wählte seine Nummer. Der Mann hob beim zweiten Läuten ab, als habe er nur auf diesen Anruf gewartet. Jeanne erklärte, wohin sie wollte. Beto war frei. Ob man sich treffen könne, um die Route zu besprechen? Kein Problem. Er versprach, in fünf Minuten an der Hotelrezeption zu sein. So schnell war vermutlich noch nie eine Reise organisiert worden.
Trotzdem gönnte sich Jeanne einige Minuten unter der Dusche und zog sich um, bevor sie in die Lobby ging. Beto erwartete sie bereits. Ein alternder Pfadfinder, schoss es ihr durch den Kopf. Der etwa vierzigjährige, heiter wirkende Mann trug einen großen Hut, ein Hemd, khakifarbene Shorts und Kniestrümpfe.
Beto gab ihr ein Küsschen, was Jeanne missfiel, obgleich es in Argentinien üblich war. Sie schlug ihm vor, ins Hotelrestaurant zu gehen. Es war ein Uhr. Obwohl im Speisesaal Hochbetrieb herrschte, fanden sie noch einen freien Tisch. Jeanne hatte

sich an der Rezeption eine Landkarte von Nordost-Argentinien geholt. Nun faltete sie sie auseinander und eröffnete Beto sogleich, dass sie weder die Wasserfälle von Iguazú noch die Ruinen von San Ignacio in der Provinz Misiones – die einzigen Sehenswürdigkeiten in der Region, aber beide gut tausend Kilometer entfernt – besuchen wolle.
Der Pfadfinder setzte seinen Hut ab.
»Nicht?«
»Nein. Ich will nach Campo Alegre.«
»Dort gibt es nichts zu sehen!«
»Trotzdem will ich dorthin.«
»Wozu?«
»Um den Wald der Manen aufzusuchen.«
»Der ist unzugänglich.«
»Sagen Sie mir, wie man dorthin kommt.«
Beto seufzte und legte dann seinen Zeigefinger auf die Karte.
»Wir sind hier, in Formosa. Ich fahre Sie dorthin. Wir müssen die Bundesstraße 81 nehmen. Wenn ich von ›Straße‹ spreche, dann ist das eher als Scherz gemeint. Es handelt sich um eine Piste, die häufig unbefahrbar ist.«
»Und dann?«
Beto bewegte seinen Zeigefinger.
»Nach etwa zweihundert Kilometern biegen wir hier, in Estanislao del Campo, nach Südosten ab und fahren über einen Pfad bis nach Campo Alegre.«
»Wie lange dauert das?«
»Über einen halben Tag.«
»Und bis zum Wald der Manen?«
Er kratzte sich an seinem sprießenden Bart.
»Da muss ich mich erkundigen. Ich bin noch nie dort gewesen. Der einzige mögliche Zugang ist meines Erachtens der Fluss. Der Bermejo. Wissen Sie, was der Name bedeutet? ›Purpurrot.‹ Man nennt ihn so wegen seiner Farbe. Ich glaube, ein Schubleichter fährt den Bermejo bis nach Paraguay hinauf.«
»Ein Schubleichter, ausgezeichnet.«
»Warten Sie, bis Sie ihn sehen.«
»Könnte man uns in dem Wald absetzen?«
Beto lachte laut auf.
»Der Schleppkahn hält nicht an! Wir sprechen hier von Tausenden von Hektar überschwemmtem Land. Ein Labyrinth von Sümpfen und *yungas.* Vollkommen menschenleer.«
*»Yungas?«*
»Subtropische Wälder. Die meisten sind überflutet. Kaimane, Piranhas und Treibsand. Selbst die Forsthüter wagen sich nicht in diese Region. Eine wahre Hölle. Diese Landschaft verändert unentwegt ihre Gestalt, verstehen Sie?«

»Nein.«
»Schwimmende Inseln, die mehr oder minder miteinander verbunden sind, sogenannte *embalsados*. Sie wählen einen bestimmten Weg und orientieren sich an diesem oder jenem Zeichen. Wenn Sie wiederkommen, hat sich alles verändert. Die Bäume, die Böden, die Wasserläufe befinden sich nicht mehr am selben Ort.«
Jeanne betrachtete die grüne Zone auf der Karte. Ein Labyrinth aus Wasser, Tieren und Pflanzen, dessen räumliche Struktur sich ständig wandelte. Vielleicht war dies das Geheimnis, dem die Ureinwohner des Waldes der Manen ihr Überleben verdankten ...
»Hier stehen Namen. Sind das Dörfer?«
»*Señora*, wir sind in Argentinien. Sie sehen einen Namen auf einer Landkarte, aber meistens finden Sie an Ort und Stelle auch nicht mehr als das. Ein Schild, das im Schlamm steckt. Oder Reste von einem Zaun.«
»Und Campo Alegre?«
»Dort stehen noch ein paar Holzhütten, ja. Aber der Name ist vor allem bekannt wegen einer Militärbasis, die in den neunziger Jahren geschlossen wurde. Weshalb wollen Sie dorthin fahren?«
Jeanne, die nicht mit dieser Frage gerechnet hatte, antwortete, sie schreibe ein Buch über die letzten unberührten Gebiete der Erde.
»Haben Sie audiovisuelle Aufnahmegeräte dabei?«
»Nur einen Fotoapparat.«
Beto wirkte skeptisch. Jeanne hatte den Blick noch immer auf die Karte geheftet. Der Name »Selva de las Almas« war vermerkt. Wieso hatte Joachim in der Hypnose-Sitzung – und vor ihm Roberge in seinem Tagebuch – diesen Ausdruck mit »Wald der Manen« übersetzt? »Seelen« und »Manen« bedeuteten nicht dasselbe ...
»Es gibt Legenden«, antwortete Beto auf ihre Frage. »Zur Bezeichnung der Geister des Waldes werden mehrere Wörter benutzt – *Almas* (Seelen), *Espíritus* (Geister) und *Fantasmas* (Gespenster). Tatsächlich geht es noch um etwas anderes. ... Die Indios sagen über diesen Wald, er sei ›ungeboren‹. Es ist eine Welt vor der Ankunft des Menschen. Die ›ungeborenen‹ Geister bewegen sich auf den *embalsados*, weil sie selbst ›umherirrende Seelen‹ sind.«
»Wie sollen diese Geister aussehen?«
»Einige Indios behaupten, es seien Riesen. Andere sprechen von Zwergen. Es gibt eine modernere Version, wonach es sich um die Seelen der Lagerinsassen handeln soll, die das Militär aus Flugzeugen über der Lagune abgeworfen hat und die von den Kaimanen gefressen wurden.«
Jeanne verstand jetzt, wieso Roberge all diese Anschauungen in dem Wort »Manen« zusammengefasst hatte. In der Antike gebrauchten die Römer dieses Wort für die Seelen der Menschen, die von ihren Körpern geschieden waren. Einmal im Jahr ehrte man ihr Andenken mit einem Fest. An diesem Tag verließen

die Manen die Unterwelt durch einen Spalt, der eigens zu diesem Zweck in jedes Grab geschlagen wurde ...
»Aber niemand hat sie je zu Gesicht bekommen?«
»*Señora*, das sind Legenden ungebildeter Indios. Sie lieben solche Geschichten. Sie erzählen von Forsthütern, die auf mysteriöse Weise verschwunden sind. Von gestohlen Geräten ... Ich war an der Universität von Resistencia und nichts ...«
Sie hörte den rationalistischen Ausführungen Betos nicht mehr zu. Mythen basieren auf sehr alten Tatsachen, die vom menschlichen Geist jedoch abgewandelt und ausgesponnen worden sind. Die Legenden von Campo Alegre waren vielleicht Spuren, Indizien, die darauf hindeuteten, dass das archaische Volk tatsächlich existierte. Ein Volk, das unter dem Joch von Eros und Thanatos, dem Sexual- und dem Todestrieb lebte – mit einer eindeutigen Präferenz für Thanatos, den Gott der Zerstörung.
»Wie viel wollen Sie für die Fahrt?«
»*Señora*«, gurrte er, »das ist keine Frage des Geldes.«
Der Satz bedeutete das genaue Gegenteil. Jeanne überlegte. Sie würde noch einmal das gleiche Spielchen wie in Tucumán machen müssen. Die Bank. Das Bargeld. Ihre Konten bis zum letzten Euro plündern. Ohne darüber nachzudenken.
Und vielleicht – dieser Gedanke kam ihr zum ersten Mal –, um nie mehr wiederzukehren.

## 75

Eine Hölle von Palmen.
Das war der einzigartige Anblick, den die Landschaft bot. Hunderte, Tausende, Millionen von Palmen – so weit das Auge reichte. Geäst, spitz wie Bajonette, das sich endlos weit erstreckte. Vertrocknet, verbrannt, verkohlt. Spitze Nadeln. Klingen, die ins Fleisch schneiden konnten, bis sie die Adern öffneten. Um das Blut dem absoluten Herrscher, der Sonne, zurückzugeben ...
Am Fuß dieser üppigen Vegetation erstreckte sich ein undurchdringliches Gewirr von Sträuchern, Zweigen und Lianen. Ein Gespinst so fein und grau wie Spinnweben, das durch die sengende Luft wehte. Die Erde war ziegelrot. Der Himmel war von einem reinen Blau, mit Wolkenstaffeln wie auf Gemälden von Watteau, Poussin oder Gainsborough.
Jeanne war fasziniert. Hier gab es kaum Spuren von menschlichem oder tierischem Leben. Leitungsmasten, die durch die atmosphärische Konvektion auseinandergebrochen waren. Zaunpfähle. *Nandus*, die Strauße Argentiniens, die durch den Busch trappelten. Oder auch, auf der Piste selbst, Kadaver von Echsen, die sich in der Hitze aufgebläht hatten.
Jeannes finanzielle Transaktionen hatten etliche Stunden gedauert. In dieser Zeit hatte Beto seinen Wagen vorbereitet – einen Jeep Land Cruiser, der gewiss nicht zu seiner ersten Expedition aufbrach, aber reif für seine letzte war. Außerdem hatte er die notwendige Ausrüstung für das Kampieren im Dschungel beschafft – ein Zelt, Metalltruhe, Macheten, getrocknetes Rindfleisch, Trockengemüse, Erdnüsse ...
Um 16.00 Uhr hatten sie Formosa verlassen, ohne sich noch einmal umzudrehen. Die Piste wurde immer schlechter. Sie war von Löchern und Höckern übersät. Der Jeep schmiegte sich nicht an die Unebenheiten, sondern stieß sich davon ab. Vibrierend. Ächzend. Dröhnend. Dazu rumpelte die Expeditionsausrüstung im Kofferraum.
Unbeeindruckt von dem Lärm und der Hitze plapperte Beto ohne Pause. Er beschrieb die wenigen Sehenswürdigkeiten der Region, schilderte die politischen Probleme der Provinz, sprach über das Kunsthandwerk der Indios ...
Jeanne hakte bei diesem Thema nach. Sie wollte ein Detail überprüfen:
»Hier in dieser Gegend lebt doch der Volksstamm der Matacos, oder?«
»Das ist ein abfälliger Name, den ihnen die Spanier gegeben haben. Das *Mataco* ist ein kleines Gürteltier, das im Busch vorkommt. Sie selbst nennen sich anders, je nach ihrem Klan – Toba, Pilagá, Wichi ...«
»Wie sind sie?«
»Gefährlich. Sie haben den spanischen Eroberern lange Widerstand geleistet. Formosa ist die letzte Provinz, die erobert wurde. Die Hauptstadt ist nicht einmal hundert Jahre alt ...«

»Wie leben sie?«
»Auf traditionelle Weise. Jagd, Fischfang, Sammeln.«
»Verwenden Sie Urucum?«
»Was?«
»Eine Pflanze, deren rote Samen zur Körperbemalung verwendet werden.«
Die Augen des Pfadfinders funkelten unter dem Hut.
»Natürlich! Sie hat hier einen anderen Namen, aber sie verwenden sie bei ihren Zeremonien.«
»Gehen die Indios manchmal in den Wald der Manen?«, fragte Jeanne.
»Nur an den Rand. Sie fürchten sich vor dem Wald.«
»Wegen der Gespenster?«
Beto zögerte, bevor er antwortete:
»Es ist ... symbolischer. Für sie ist der Wald mit seinen *embalsados* wie ein verkleinertes Abbild der Welt.«
»Wie das?«
Beto ließ immer wieder das Lenkrad los, um seine Worte durch Gesten zu unterstreichen – erst in letzter Sekunde, kurz bevor der Land Cruiser im Graben gelandet wäre, nahm er es wieder in die Hand.
»Machen Sie ein Experiment. Stellen Sie den Indios eines Morgens eine Frage. Sie bekommen eine Antwort. Am nächsten Tag stellen Sie ihnen die gleiche Frage, und Sie werden eine andere Antwort erhalten. Ihre Wahrnehmung der Welt wandelt sich ständig, verstehen Sie? Genauso wie der Wald, der ständig seine Form verändert und in Bewegung bleibt.«
Etwa gegen 19.00 Uhr – es war mittlerweile dunkel geworden – bat Jeanne den Fahrer anzuhalten: Sie müsse mal kurz austreten. Mit der Dunkelheit war die Kälte zurückgekehrt. Jeanne sagte sich, dass der Chaco genauso weit südlich des Äquators lag wie die Sahara nördlich davon. Es waren die gleichen winterlichen Extreme: glühend heiß am Tag, eiskalt in der Nacht.
Sie beschloss, sich hinter die ersten Bäume vorzuwagen. Sie schlotterte. Als sie sich ins Gestrüpp hockte, ertönte ein Schrei, der ihr das Blut in den Adern stocken ließ. Ein heiseres, schreckliches Krächzen. Ein Brüllen, das überall im Busch widerzuhallen schien.
Jeanne erhob sich rasch wieder. Es war der gleiche Schrei wie in der Praxis von Féraud. Der Schrei, von dem der Ethologe Estévez Pierre Roberge erzählt hatte. Der Schrei der Brüllaffen. Hier gehörte er zum Alltag – und dennoch schien es ihr plötzlich, als schliche Joachim hier umher.
Sie eilte zum Auto. Beto, der noch immer Shorts trug, aber jetzt in einen Parka eingemummt war, schlürfte, auf die Motorhaube gestützt, an seinem Matetee. Féraud streckte sich und lockerte sich die Beine. Ihre Gesichter waren überzogen von rotem Staub. Jeanne ahnte, dass es bei ihr nicht anders war.
»Habt ihr das gehört?«

»Klar«, sagte Beto, einen Strohhalm zwischen den Zähnen.
»Sind das Brüllaffen?«
»Hier in der Gegend wimmelt es von ihnen.«
Beto wirkte nicht im Geringsten erschrocken. Als guter Reisebegleiter fügte er hinzu:
»Sie stehen im Guinness-Buch als die ›lautesten Tiere der Welt‹ ...«
Jeanne betrachtete ihre beiden Kampfgefährten. Mit seinem Gaucho-Hut, der aus einem Duty-free-Shop zu stammen schien, und seinen Klamotten im Stil von *Indiana Jones* entsprach Beto in keiner Weise ihrem Bild von einem pfiffigen und gewieften einheimischen Fremdenführer. Und was Féraud betraf ...
*Ich fahre mit ihnen den Fluss hinauf und lasse sie dann einfach zurück, bevor ich den Wald in Angriff nehme ...*

## 76

Campo Alegre war eine Geisterstadt.
Sie trafen gegen Mitternacht dort ein. Straßen aus gestampftem Boden, staubverweht. Hütten aus Leichtbausteinen oder Beton. Rachitische Hunde, die, erschöpft von der Hitze des Tages, ausgestreckt herumlagen und in der Kälte der Nacht zitterten. Zerlumpte Soldaten, die nicht minder mitgenommen waren, schienen auf eine Ablösung zu warten, die nie kommen würde.
All dies tauchte im Schein von Windlichtern auf, die an Türschwellen standen. Aber noch stärker als die Finsternis empfand Jeanne eine vage, bedrohliche Leere. Campo Alegre, eine Stadt, die durch einen Windstoß oder eine Schlammflut verschwinden konnte ...
Am Ende der Hauptstraße stand ein Motel.
Eine Flucht von Zimmern, aus bemalten Backsteinen gebaut. Jähe, heftige Böen wirbelten Staub auf, rissen Palmzweige und Blätter mit sich.
»Wirkt von außen nicht gerade umwerfend«, sagte Beto, während er den Wagen auf dem Parkplatz abstellte. »Aber im Innern ist es komfortabel.«
Sie stiegen aus dem Jeep. Die Temperatur war noch weiter gefallen. Fast auf null. Vor dem Hotel hatte sich eine Gruppe eingemummter Frauen um ein Kohlenbecken versammelt. Zu welchem sozialen Zweck sie hier ausharrten, war unverkennbar. Hinter den Dampfwölkchen, die von ihren Lippen aufstiegen, sah man grell geschminkte Gesichter, die bemalten Tonmasken glichen.
Ihr Fahrer erklärte, er werde nicht weit von hier in einer Hütte übernachten, die einem Cousin gehöre. Sie verabredeten sich für den nächsten Morgen um Viertel vor acht. Das Schiff nach Paraguay fuhr um halb neun.
Jeanne brachte die Anmeldeformalitäten in einer Art Dämmerzustand hinter sich. Eintrag ins Gästebuch, Abgabe der Pässe, Vorkasse, die Schlüssel. Sie hatte keine Lust, mit Féraud noch eine Kleinigkeit zu essen. Sie verabschiedete sich von ihm und ging auf ihr Zimmer.
Vier graue Wände. Ein durchhängendes Bett. Eine abgenutzte Decke. Eine schwache Deckenlampe. Das Badezimmer war nicht mehr als eine Duschkabine aus Kunststoff. Jeanne warf einen Blick auf ihr Handy. Keine Nachricht, aber noch immer Empfang. Sie hatte die zivilisierte Welt noch nicht verlassen. *Nicht ganz.*
Sie war dankbar für den dünnen Wasserstrahl, der ihr erlaubte, sich zu entstauben. Dann schaltete sie das Licht aus und ließ sich auf das Bett fallen. Als sie die Augen schloss, sah sie im Geiste noch einmal die Palmen, das Unterholz, die Dornen ... Eine Szenerie, deren innere Logik das Feuer, die Dürre und die Grausamkeit war. Ihre Gliedmaßen zitterten noch von den Erschütterungen des Jeeps. Diese endlose Savanne hatte Besitz von ihr ergriffen ...
Trotzdem fühlte sie sich gut. Erschöpft, benommen, berauscht. Alles schien weit

weg zu sein. Die drohende Gefahr. Joachim. Das Geheimnis des Waldes ... Diese Ängste hatten keine Gewalt mehr über sie. Sie wusste nicht einmal mehr, wohin die Reise ging ... Sie war sich nur sicher, dass sie ihr Leben verändern, ihre Seele formen würde. C. G. Jung hatte geschrieben: »Die Neurose ist das Leiden der Seele, die ihren Sinn nicht gefunden hat.« Vielleicht hatte ihre Seele ihren Sinn gefunden ... Bis jetzt hatte sie ihre Kräfte auf Eros konzentriert. Die Suche nach Liebe. Dabei hatte sie vor allem den Tod gefunden. Die Gewalt. Thanatos. Bei ihrer Arbeit als Richterin fühlte sie sich am stärksten mit sich in Einklang ...
Unter der Decke zog sie die Beine an. Ihre Gedanken schweiften ab. Sie ließ ihre letzten einsamen Nächte in Paris noch einmal Revue passieren. Als sie die Aufnahmen von den Therapiesitzungen anhörte. Als sie sich in der Dunkelheit selbst befriedigte ... Noch einmal durchlebte sie die Scham, die Bitterkeit dieser Stunden ... Aber das lag hinter ihr. Wie viele Tage hatte sie sich nicht mehr selbst befriedigt! Dank ihres geschärften Bewusstseins konnten sie solche unerfreulichen Dinge nicht mehr erschüttern. Mitten in diesem Albtraum fühlte sie sich reingewaschen, geläutert. Ganz und gar eins mit ihrer Mission, das Böse zur Strecke zu bringen.
Jetzt ist Joachim da.
*Im Zimmer.*
Schwarz. Reglos. Über das Fußende des Bettes gebeugt. Wieder sieht er so aus wie auf dem Foto. Seine Haut ist überzogen mit Holzplättchen, Blättern und Haaren. Aus seinem Mund trieft Blut. Seine Augen, in denen Grausamkeit und Wahnsinn flackern, bewegen sich, ohne sie zu sehen. Der Junge schlottert, wie starr von Kälte.
Er ist nicht allein.
Hinter ihm sieht sie die Gestalt des Vaters. Hochgewachsen, schlank, reglos. Sein Haar bildet einen hellen Fleck in der Dunkelheit. In ihrem Traum – denn sie träumt gerade – fürchtet Jeanne, der Vater könne seinem Sohn befehlen, sie anzugreifen. Aber das Wolfskind nähert sich sacht. Sie kann sein schmutziges Gesicht eingehend betrachten. Sie hört seinen Atem. Ein Röcheln. Als hätten seine täglichen Schreie seine Atmungsorgane beschädigt. Jeanne fühlt sich kraftlos. Sie kann sich nicht rühren ...
Joachim streckt seine um hundertachtzig Grad verdrehte Hand aus. Seine gekrümmten Nägel streifen Jeannes Gesicht. Er beugt sich zu ihr herab. Sein Atem riecht nach Humus, ausgerissenen Wurzeln, Blut. Er schnuppert an ihr. Sie gleitet immer tiefer in ihren Schlaf. Heiter, beruhigt, entspannt. Sie hat verstanden, dass er ihr nichts tun wird. Er respektiert sie. Er verehrt sie ...
Sie ist seine Göttin. Seine Venus.
Und dadurch ist sie für ihn unantastbar.

## 77

7.45 Uhr.
Jeanne fuhr in die Höhe. Die Ziffern leuchteten auf dem Display ihres Handys. Die Zeit, zu der sie sich mit Féraud und Beto zum Frühstück verabredet hatte. Sie schlüpfte in ihre Jeans. Streifte ein T-Shirt und zwei Polohemden über und stürzte nach draußen.
Die Sonne schien. Eine weiße, kalte, kräftige Sonne. Jeanne rieb sich die Arme, um sich aufzuwärmen, und klopfte an die Tür von Féraud. Keine Antwort. Sie klopfte kräftiger. Schließlich öffnete der Psychiater mit zerzaustem Haar und verquollenem Gesicht.
Auch er hatte verschlafen.
*Zwei Schlafmützen ...*
»Es ist fast acht«, meinte sie trocken. »Wir werden das Schiff verpassen.«
»Ich ... ich mach mich fertig.«
»Ich warte im Speisesaal im Hauptgebäude auf dich«, sagte sie, wobei sie ohne nachzudenken zum »Du« wechselte. »Beto wird schon auf uns warten.«
»Ein... einverstanden.«
Jeanne ging an den Zimmern entlang. Sie fühlte sich noch schlaftrunken, angefüllt mit Bildern, diffusen Empfindungen ...
Beto war nicht im Speisesaal. Ihr wurde bewusst, dass sie nicht einmal seine Handynummer hatte. Doch sie wollte sich keine Sorgen machen. Thermoskannen standen auf einer Theke. Kaffee. Milch. Heißes Wasser. Jeanne nahm sich einen Kaffee, ohne sich hinzusetzen. Sie verzichtete auf die trockenen Brotscheiben, die auf dem Büfett angerichtet waren.
Acht Uhr.
Das Schiff fuhr in dreißig Minuten. Wo steckte Beto? Hatte er sie im Stich gelassen? Geräusche hinter ihr. Féraud – einigermaßen auf der Höhe. Er war mit seinem Koffer heruntergekommen.
»Trink einen Kaffee«, sagte sie. »Ich gehe nach oben und nehme meine Tasche. Danach holen wir Beto ab. Bei seinem Cousin.«
»Wir wissen doch gar nicht, wo das ist!«
»Doch. Zweihundert Meter von hier. Er hat es mir beschrieben. Für alle Fälle.«
Einige Minuten später überquerten sie die Hauptstraße von Campo Alegre. Durch den Staubschleier sah man kleine Betonbuden und Holzhütten unter Blechdächern oder Plastikplanen. Hier war Grau keine Farbe, sondern eine Epidemie. Hühner tapsten gackernd über die Straße. Hunde, Schweine, Pferde ... Die Straße war etwas belebter als letzte Nacht, aber alles lief in Zeitlupe ab. Der Puls dieses Marktfleckens schlug ganz schwach.
Die Hütte des Cousins war die dritte auf der rechten Seite im zweiten Gässchen

links. Ein würfelförmiger Bretterverschlag in einem sandbedeckten Innenhof. Jeanne klopfte mehrmals an die Tür. Keine Antwort. Der Fremdenführer hatte sich nicht davongemacht. Sein Land Cruiser stand noch immer auf dem Parkplatz des Motels.
»Beto?«
Jeanne hob den Eisendraht an und stieß die Tür dahinter auf. Sie erblickte einen Haufen Gerümpel im Licht der Sonnenstrahlen, die durch die Spalten zwischen den Latten fielen. Kochtöpfe, Macheten, Seile, Holzkisten, Stoffe, Pfannen, Lappen, Säcke mit Erdnüssen, Gläser, Flaschen ... All dies war an den Wänden aufgehängt oder am Boden angehäuft, bunt zusammengewürfelt, ein wucherndes Sammelsurium.
»Beto?«
Das Innere der Hütte bot einen angenehmen schattigen Unterschlupf. Der Geruch von Sägemehl lag in der Luft.
Jeanne erspähte die Hängematte.
»Beto?«
Er war da, den Hut auf dem Gesicht, eingesunken in dem Tuchbogen. Eine schwarze Lache erstreckte sich über den Boden. Die Leiche, die durch den Tod noch schwerer geworden zu sein schien, ließ die Matte bis zum Boden durchhängen. Jeanne näherte sich. Ein Lichtstreifen beleuchtete Betos Kehle, die von einem Ohr bis zum anderen aufgeschlitzt war. Der Mörder hatte einen langen, tiefen Schnitt gemacht und dabei zugleich die Halsschlagader und die Drosselvene durchtrennt. Jeanne hatte nicht den geringsten Zweifel, was die Identität des Mörders anlangte.
»Ich kann nicht mehr.«
Die Stimme Férauds in ihrem Rücken. Er zitterte, als würde er von Krämpfen geschüttelt. Sie dagegen rührte sich nicht. Ihr eigenes Blut kam ihr schwerer, träger vor. *Joachim. Er will, dass wir ihm allein gegenübertreten. Ohne Helfer, ohne Ausrüstung. Im Wald der Manen ...*
Der Psychiater packte sie an der Schulter und drehte sie jäh zu sich herum.
»Haben Sie gehört, was ich gesagt habe? ICH KANN NICHT MEHR!«
»Beruhige dich.«
Ihr ging plötzlich noch etwas anderes auf. Joachim wollte nicht, dass sie zusammen in den Wald der Manen kommen. *Er erwartete sie – und nur sie.* Féraud war der Nächste auf seiner Liste. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit würde das Wolfskind ihn ausschalten.
Féraud ließ ihre Schulter los und senkte den Kopf.
»Ich beruhige mich ja. Und ich gebe auf.«
»Wie du willst.«
»Werden Sie allein weitermachen?«
Jeanne blickte auf ihre Uhr.

»Das Schiff fährt in zehn Minuten«, sagte sie, zur Tür gehend.
»Und er? Lassen Sie ihn hier? Ohne die Polizei zu benachrichtigen?«
In der Tür drehte sie sich zu Féraud um.
»Welche Polizei? Es wird drei Tage dauern, bis die Einwohner die nächstgelegene Polizeiwache kontaktiert haben. Niemand wird eine Verbindung zwischen Beto und uns herstellen. Wir sind nachts angekommen und haben nicht am selben Ort übernachtet.«
»Das Auto? Die Ausrüstung?«
»Wir lassen alles hier. Fahr mit dem Bus nach Formosa zurück ...«
»Nein.«
Er holte sie auf der Außentreppe ein. Am liebsten hätte Jeanne ihn angebrüllt, er solle nach Frankreich zurückfahren und sich wieder in seine nebulösen Theorien über die menschliche Psyche vertiefen. Sie werde den Mörder allein zur Strecke bringen.
Aber Féraud betrachtete sie jetzt mit gerunzelter Stirn.
»Was haben Sie auf dem Gesicht?«
Er streckte die Hand aus und hob Jeannes Strähnen an.
»Blut. Haben Sie sich verletzt?«
»Wo?«, fragte Jeanne und tastete sich das Gesicht ab.
»Haben Sie die Leiche berührt?«
Sie antwortete nicht. Selbst wenn sie den Kopf in die Wunde Betos gesteckt hätte, hätte sie sich nicht so beflecken können. Die Wunden des Fremdenführers bluteten schon lange nicht mehr. Das Blut kam *anderswoher*.
Jeanne drehte sich um und kehrte in die Hütte zurück. Sie griff nach einem Spiegel, der an der Wand hing, und drehte ihn in Richtung ihres Gesichts. Ein schwärzlicher Streifen zog sich über ihre linke Schläfe. Sie strich ihre Haare zurück. Kein einfacher Strich. Ein Abdruck. Der unvollständige Abdruck eines Handtellers, dann des Ringfingers und des kleinen Fingers ...
Eine sehr grazile Hand. Die eines Jugendlichen.
Es verschlug ihr den Atem, als sie das erkannte, was offenkundig war. Ihr Traum war kein Traum. Als sie das Gefühl gehabt hatte, in ihrem Zimmer zu einer Venus zu werden, als sie gesehen hatte, wie sich der von Pflanzenresten bedeckte Joachim über sie beugte und sie streichelte, hatte sie nicht geträumt.
Das Wolfskind hatte sie aufgesucht, nachdem es Beto geopfert hatte.
Noch immer hielt sie den Spiegel in der einen Hand, während sie mit der anderen Hand ihre Haare an den Schädel drückte. Sie bemerkte, dass der Abdruck an ihrer Schläfe *verkehrt herum* angebracht war. Zuerst die Handkante auf der Stirn, dann die nach unten zeigenden Fingerabdrücke. Jeanne sah die Szene in der Finsternis noch einmal vor sich. Joachim, dessen Atem sie auf ihrem Gesicht spürte. Seine blutverschmierte Hand – die Hand eines mordenden Kannibalen – auf ihrer Stirn.
Aber wieso *verkehrt herum*?

Die Antwort ergab sich von selbst.
Weil sein Anfall noch nicht vorüber war.
Daher waren seine Handgelenke verdreht ...

## 78

In der griechischen Antike standen die Flüsse der Unterwelt mit der Welt an der Erdoberfläche in Verbindung. Der Wasserfall des Styx stürzte in eine schmale Schlucht in Arkadien im Norden der Peloponnes. Der Acheron floss durch Epirus und mündete ins Ionische Meer. Ein anderer Fluss des gleichen Namens durchströmte Lakonien und verschwand in der Nähe des Kap Tenaro, wo sich der Sage nach ein Zugang zur Unterwelt befinden sollte.
An Bord des Schleppkahns fragte sich Jeanne, zu welcher Unterwelt der Rio Bermejo führte. Dem Wald der Manen? Dem Volk des Thanatos? Es sei denn, dass ihre eigenen Ermittlungen ein Teil der Unterwelt waren. Wer immer sich darauf einließ, blieb ihr Gefangener. Erlag einer Spirale der Grausamkeit und Gewalt, aus der es kein Entrinnen gab.
Jeanne suchte in sich etwas wie Mitleid für Beto. Ein Mann, der das Pech gehabt hatte, ihren Weg zu kreuzen. Aber sie empfand nichts. Sie hatten die Leiche einfach zurückgelassen. Sie waren geflohen. Jetzt hoffte sie, dass sie sich nicht geirrt hatte. Dass niemand eine Verbindung zwischen ihrem Ausflug und dem Chauffeur herstellen würde. Oder dass ihnen wenigstens die Zeit blieb, im Wald und seinen Sümpfen unterzutauchen, bevor die Polizei ihnen auf die Spur kam.
Sie dachte auch an Marion Cantelau, Nelly Barjac, Francesca Tercia, François Taine, Eduardo Manzarena, Jorge de Almeida ... Andere Pechvögel, die sich – und sei es nur von fern – dem Volk der *embalsados* genähert hatten. Ob nun in Wirklichkeit oder nur in der Phantasie. Sie konnte diese Toten nicht betrauern.
Jeanne konnte jetzt nur noch eines für sie tun: die Reise beenden, Joachim aufspüren und ihn auf die eine oder andere Art aus dem Verkehr ziehen. Sie hörte die Stimme von Pavois: *»Das ist Ihr Karma.«*
Am Bug sitzend, drehte sich Jeanne um und betrachtete das Schiff. Der Anblick lohnte sich. Ein Lastkahn aus verrostetem, zusammengeflicktem Schrott, sechzig Meter lang, auf dem mehrere Hundert Indios, etliche Stück Vieh, Säcke mit Lebensmitteln, Benzinkanister, Hunde, Feuerholz, Seile, Wäsche zum Trocknen, Matekräuter, Gaskocher, Kochtöpfe und anderes zusammengepfercht waren. Ein schwimmendes, geräuschvolles, dicht zusammengedrängtes Dorf, das man zu Wasser gelassen hatte, einfach so, um zu sehen, was passierte ...
Der Kahn fuhr gemächlich; langsam schob sich das geschäftige Treiben und das Gewirr der Stimmen unter den Wipfeln der Bäume, die sich hoch über dem Fluss einander zuneigten, durch den tropischen Dschungel, der nichts mit den Palmenmeeren gemein hatte. Jeanne kannte das Phänomen. Die feuchte Umgebung der Flüsse brachte stets diesen ganz besonderen Vegetationstyp hervor. Dicht. Üppig. Undurchdringlich. Die Argentinier nannten diese Waldform *selva en galería*, Galeriewald.

Jeanne betrachtete die grünen und schwarzen Mauern, die an ihr vorbeizogen. Das Gewirr der Lianen. Das dichte Blattwerk. Blumengirlanden, die an Zweigen hingen. Und vor allem das gestaffelte, eng verzahnte Spalier der Bäume – Palmen, aber auch Johannisbrotbäume, Mangroven, Bananenbäume ... *El Impenetrable* war zugleich *der Unzählbare* ...
Sie senkte die Augen. Anders als es sein Name andeutete, war der Fluss nicht rot. Er hatte die graugrüne Farbe von Bronze, manchmal schimmerte er auch gelborange wie Kupfer, dann wieder bleigrau ... Metallisches Wasser, das die Eingeweide der Erde gespült zu haben schien.
Die Stunden vergingen. In dem Maße, wie der Schubleichter in den Wald vordrang, legte sich ein tiefes Schweigen über das Schiff. Die Geräusche des Dschungels gewannen die Oberhand. Das Rauschen von Blättern, das Pfeifen von Vögeln, das Sirren von Zikaden. Dann verstummten die Geräusche plötzlich – ohne erkennbaren Grund. Man hörte nur das dumpfe Rauschen des eisernen Rumpfes im Wasser. Es wirkte wie der körperliche Ausdruck von Raum und Zeit.
Man bereitete das Mittagessen zu. Rinderviertel wurden auf einem verrosteten Fass gegrillt. Die Indios luden Jeanne und Féraud zu sich unter die aufgespannten Planen ein, die Schutz vor der Sonne boten. Jeanne nahm sich ein rosagraues Stück Fleisch. Der Psychiater knabberte einige Stücke rohes Gemüse.
Als die Passagiere später in schläfrige Lethargie versanken, hallten plötzlich Schreie wider. Es war der Kapitän, der den Kopf aus dem Ruderhaus gesteckt hatte und brüllte. Ein etwa fünfzigjähriger Indio, dessen Schädel und Gesicht völlig unbehaart war. Er hatte weder Wimpern noch Brauen. Als Jeanne an Bord gegangen war, hatte er ihren Blick aufgefangen. Darauf hatte er ihr erklärt, dass er sich rasierte und epilierte, damit sich keine Insekten an den Haaren einnisteten ... Jetzt schrie er junge Frauen an, die Erschrecken heuchelten, während sie gleichzeitig laut auflachten.
Féraud, der auf Leinensäcken hockte, fragte, ohne den Kopf zu heben:
»Was sagt er?«
»Wenn ihm die Frauen weiterhin auf die Nerven gingen, würde er sie alle vergewaltigen. Er fragt auch, wo er sich rasieren müsse, um sich von solchen Plagegeistern zu befreien.«
Féraud erwiderte nichts. Der Psychiater war unempfänglich für den Humor der Indios. Er kauerte sich zwischen dem Gepäck zusammen; offenbar stand er noch immer unter Schock.
Ein weiteres Mal betrachtete Jeanne das undurchdringliche Bollwerk des Dschungels. Sie erinnerte sich an die Worte Betos. Der Bermejo floss um den Wald und seine Sümpfe herum, um nach mehreren hundert Kilometern die Grenze nach Paraguay zu passieren. Zurück in die Zivilisation.
Niemand machte in diesem »ungeborenen Wald« Halt, niemand außer Jeanne und Féraud. Wie würden sie den Kapitän dazu bringen, unterwegs anzuhalten? Und wie

würden sie in diesen Dschungel eindringen?
Bei diesem Gedanken blickte Jeanne auf das Display ihres Handys. Kein Netz mehr. Sie hatten also die Linie überschritten ... Mit zugeschnürter Kehle verstaute sie das Telefon in ihrer Tasche. Gleichzeitig fiel ihr zwischen den vorbeiziehenden Bäumen etwas Ungewöhnliches auf. Ein grauer Winkel, der mit den gleichförmigen Farben der Lianen und Blätter verschmolz, dessen horizontale Linie jedoch zu gerade, zu regelmäßig war, als dass er pflanzlichen Ursprungs hätte sein können.
Jeanne stand auf und kniff die Augen zusammen. Eingerahmt vom Flechtwerk des Dschungels, tauchte ein Gebäude aus grauem Beton auf. Ein Block, der sich in der Natur aufzulösen schien. Eine Ruine der Zivilisation, die in ihren ursprünglichen Zustand zurückkehrte – eine rohe mineralische Masse ...
Jeanne begriff. Geduckt unter den Planen schlängelte sie sich zwischen Indios, Ziegen und Schüsseln hindurch und gelangte zu dem verrosteten Ruderhaus, in dessen Bruthitze der Kapitän schwitzte.
»Was ist das da drüben?«
Der Kapitän, die Hand am Ruder, wandte nicht einmal den Kopf um.
»Das Gebäude dort«, wiederholte Jeanne. »Was ist das?«
»Campo Alegre. Das Konzentrationslager.«
Jeanne hatte richtig geraten. Der Schauplatz der Urszene. Die Wiege Joachims ... Sie stellte es sich bereits als einen sakralen Ort, einen mythischen Raum vor. Ihr Instinkt sagte ihr, dass es dort etwas zu entdecken gab.
»Wie viel wollen Sie, um dort anzuhalten?«
»Unmöglich. Keine Anlegestelle.«
Jeanne durchwühlte ihre Jackentasche und fand den Umschlag mit dem Bargeld, das sie in Formosa abgehoben hatte. Ihre gesamten Ersparnisse. Hastig zählte sie die Scheine und zog 200 Pesos aus dem Bündel heraus. Sie legte das Geld auf das Instrumentenbrett – drei gesprungene Zifferblätter, mit Klebeband reparierte Schalthebel.
»Glauben Sie, dass Sie allein an Bord sind?«
Der Kapitän trug ein T-Shirt mit dem Bild von Christoph Kolumbus. Über dem Kopf stand »WANTED«. Darunter die Höhe der Belohnung: 5 000 Dollar. Das gab eine gewisse Größenordnung vor.
»Wie viel?«, sagte Jeanne ein weiteres Mal, in der Hitze des Ruderhauses schier erstickend.
Der Glatzkopf antwortete nicht. Das Boot fuhr noch immer und ließ die graue Festung hinter sich. Jeanne sah durch die schmutzige Luke, wie sie sich mehr und mehr entfernte.
»WIE VIEL?«
Sie entdeckte halb im Wasser versunkene Hütten. Einen durchhängenden Anlegesteg, der in den Fluss hineinragte und eine halb menschliche, halb

pflanzliche Form besaß.
»Dort!«, sagte sie und deutete mit dem Zeigefinger auf eine Stelle. »Sie ankern eine Stunde lang. Ich sehe mich auf der Basis um und komme dann zurück.«
»Wir können uns nicht dem Ufer nähern. Es ist nicht tief genug.«
Jeanne erinnerte sich, dass an einer Längsseite des Schubleichters ein Beiboot angeseilt war – ein behelfsmäßiges Beiboot, aus Schnur und Reifenstücken zusammengeschustert.
Weitere 200 Pesos landeten auf dem Instrumentenbrett.
»Ich nehme das Beiboot. Geben Sie mir jemanden mit, der es fährt.«
»Das kostet extra.«
»Einverstanden.«
»Und Sie müssen den anderen Passagieren einen ausgeben. Für die Verzögerung.«
»Wo kriegen wir den Alkohol her?«
Mit dem Kinn deutete der Kapitän auf das Pfahldorf, das halb im Fluss stand.
»Gebongt«, sagte Jeanne und wischte sich die Stirn ab. »Machen Sie das Manöver.«

## 79

Die Sonne war jetzt so rot und klar wie eine durchgeschnittene Frucht. Das Vorankergehen hatte zwei Stunden gedauert. Männer waren im Beiboot losgefahren, um am Getränkekiosk des Dorfes Bierflaschen zu kaufen. Lachend hatte man auf Jeannes Gesundheit angestoßen. Schließlich hatte sie von Bord gehen können. Féraud bestand darauf mitzukommen. Es war ihr lieber so. Sie wollte nicht mehr von seiner Seite weichen.
Langsam näherten sie sich an Bord des Schlauchbootes dem Anlegesteg. Der Fluss glich hier einer Deponie von Pflanzenresten. Binsenstücke, Fetzen von Seerosen, Blätterinseln. Die Abfälle des Waldes trieben wie die Gesichter und die Bäuche von Kadavern in der Strömung.
Sie kletterten auf den Damm. Jeanne sagte zu dem Fahrer des Beibootes: »Eine Stunde!« Sie durchquerten das Pfahldorf – ein recht großes Wort für zehn Hütten auf Stelzen, die im Schlamm steckten. Bretter, Balken, Leichtbausteine, Plastikplanen – alles schien von einem Stamm von Bibermenschen zusammengebaut worden zu sein. Sie waren da. Fettiges Haar und verfaulte Zähne. Die meisten hatten mit Asche beschmierte Gesichter. Andere hatten rote Flecken auf ihren Wangen – Jeanne dachte an das Urucum. *Immer näher* ... Diese Leute wirkten weder verängstigt noch verstört. Ihre Abgeschiedenheit war wie ein großer schützender Mantel, der sie einhüllte.
Ein Pfad durch dichte Vegetation, auf dem sie nur mühsam vorankamen, führte zu der Militärbasis. Sie gingen zehn Minuten. Die Strahlen der Abendsonne fielen durch das Kronendach wie durch Kirchenfenster. Ein blaugrün schillernder Lichtregen ... Lupeneffekte, die die letzten Hitzewellen verstärkten ... Schließlich tauchte das Gebäude auf.
Jeanne dachte an das *Bagno,* das historische Straflager von Cayenne. Jeder hat seine eigenen Assoziationen. Blinde Mauern voller Feuchtigkeitsflecken. Schießscharten, aus denen Blätter wucherten. Wurzeln und Lianen hatten sich in Betonspalten eingenistet. Äste hatten die Dächer zum Bersten gebracht. Der Wald hatte das Gefängnis angegriffen und erobert. Jetzt wusste man nicht mehr, wer wen angriff. Ein gequälter Liebeskuss. Steine und Pflanzen, die sich in fiebriger Erregung umklammerten. Jeanne dachte an die Tempel von Angkor. Aber die Gottheiten, die ehedem hier verehrt wurden, waren unheilbringende Mächte. Folter. Hinrichtungen. Spurloses Verschwinden ...
Sie gelangten mühelos ins Innere. Lianen spreizten Türen, sprengten wie riesige Brecheisen Schlösser auf. Ein großer quadratischer Innenhof voller schillernder Pflanzen erwartete sie. Alles war in ein klares, bernsteinfarbenes Licht getaucht. Ein wahres exotisches Treibhaus mit dem rechteckigen Ausschnitt des purpurfarbenen Himmels zwischen den Gebäuden.

Unter der offenen Galerie gingen sie nach rechts. Pfeiler, Kerker, ein Speisesaal. Das Eisen wich jetzt dem Holz. Die Räume der Verwaltung. Gab es hier Archive? Eine absurde Idee, wenn man an die Jahre dachte, die seither vergangen waren. Und an den Charakter dieses Ortes. Henker führten keine Protokolle. Und falls es doch Aufzeichnungen gegeben hatte, dann hatte der Wald sie innerhalb weniger Tage zerfressen, aufgelöst und verschlungen ...
Am Ende der Galerie stieß sie auf einen Gang. Am Ende des Gangs lagen Büros. Der Boden war besprenkelt mit Laub. Dumpf hallten ihre Schritte im roten Dämmerlicht wider. Eine Flucht von Zimmern mit Fenstern, umkränzt von Blattwerk. Schränke, Stühle, Möbel, die wie durch ein Wunder noch aufrecht standen ...
Jeanne machte kehrt.
In einem der Räume fiel ihr etwas auf. Ein unerwartetes Detail. Eine kauernde Gestalt im Gegenlicht. Sie ging in das Büro hinein und fand das, was sie gesehen hatte, bestätigt. In diesem nur wenige Quadratmeter großen Raum, wo Schutt und Lianen auf dem Boden herumlagen, saß eine Frau vor einem Fenster, von karmesinroten Lichtstrahlen umgeben. Eine alte Frau, starr und unbeweglich wie ein vom Blitz getroffener Baum.
Jeanne trat an sie heran.
*»Señora? Por favor ...«*
Die Gestalt antwortete nicht. Jeanne hatte sich durch das Gegenlicht täuschen lassen: Die Frau wandte ihr nicht den Rücken zu, sie saß mit dem Gesicht zu ihr. Jeanne erklärte, dass sie französische Journalisten seien. Dass sie über die vergessenen Orte der argentinischen Diktaturen recherchierten.
Der Schatten schwieg.
Jeanne trat noch einen Schritt vor. Sie konnte das Gesicht der Frau nicht klar erkennen, bemerkte aber, dass sie keine Indiofrau war.
Noch einige Sekunden Schweigen, dann:
»Ich habe hier gearbeitet. Ich habe die Leute medizinisch versorgt. Ich habe diejenigen zusammengeflickt, die man kaputt machte.«
Die Stimme passte zu dem reglosen Körper. Es war eine *versteinerte* Stimme. Eine mineralische Stimme. Erstarrt durch die Jahre und die Sedimentierung. Aber die Frau hatte den Akzent von Buenos Aires behalten.
»Sie ... sie waren Ärztin?«
»Krankenschwester. Ich war die leitende Krankenschwester der Basis. Ich heiße Catarina.«
Jeanne hatte gehofft, hier Indizien zu entdecken. Doch nun hatte sie etwas Besseres gefunden. Eine Zeugin. Ein Gedächtnis. Aus einem unbekannten Grund hatte diese Frau die Basis nicht verlassen wollen.
»Hier kamen Kinder zur Welt, oder?«
Jeanne wollte ihre Chance nicht mit unnötigen Vorbemerkungen verspielen.

Die Krankenschwester antwortete, ohne zu zögern, in ihrem mechanischen Tonfall: »Campo Alegre hatte eine Krankenstation, in der die Gefolterten behandelt wurden, um sie am Leben zu halten. Ein Saal war den hochschwangeren Frauen vorbehalten. Eine geheime Entbindungsstation.«
Catarina war vermutlich seit Jahren keinem Weißen mehr begegnet. Sie war vielleicht nie von einem Mitglied irgendeiner Kommission befragt worden. Aber sie schien vor ihrem Tod unbedingt ihre Botschaft loswerden zu wollen.
Mehr noch als eine Zeugin war Catarina eine Pythia.
Jeanne erkannte ihr Gesicht jetzt deutlicher. Ihre Augenhöhlen waren so tief eingesunken, dass ihre Augen förmlich darin verschwunden waren. Alles Fleisch hatte sich aufgelöst – verzehrt von der Zeit, dem Dschungel, dem Wahnsinn ...
»Man wartete, bis sie reif waren«, fuhr die Krankenschwester fort.
»Wie wurden sie behandelt?«
»Besser als die anderen. Die Militärs hingen an den Babys. Aber die Frauen trugen Handschellen und Tag und Nacht eine Augenbinde. Außerdem wurden sie bis zum letzten Moment befragt, das heißt gefoltert. Hunde bewachten sie. Diese Frauen waren in der Hölle. Sie schenkten ihren Kindern das Leben in der Hölle.«
»Kannten Sie ihre Namen?«
»Es gab keine Namen, nur Nummern. Sie waren einfach schwangere Frauen. Auch die meisten Babys hatten keine Namen – sie verschwanden auf der Stelle. Die Ärzte oder die Militärs erledigten den Rest. Personenstand, Geburtsregister ... Diese Kinder kamen erst dann richtig zur Welt, wenn sie adoptiert worden waren.«
»Stand den Frauen bei der Entbindung ein Arzt zur Seite?«
Die Frau lachte höhnisch.
»Doch nicht in Campo Alegre. Diese schwangeren Frauen waren den Offizieren lästig. Sie konnten sie nicht vergewaltigen. Man musste sich um sie kümmern. Sie konnten sich nicht mit ihnen amüsieren. Also hatten sie sich ein Spiel ausgedacht.«
»Ein Spiel?«
Seit dem Beginn ihres Gesprächs hatte sich Catarina nicht bewegt – ihre beiden Hände lagen auf den Knien. Ihr weißes Haar und ihre blutleeren Finger zeichneten rosa Flecken in das rote Zimmer.
Plötzlich fiel es Jeanne wie Schuppen von den Augen. Die Reglosigkeit der Krankenschwester. Ihr Hohlkreuz. Ihre dunklen Augenhöhlen. Sie war blind. Hatte man ihr die Augen ausgekratzt? Auf geheimnisvolle Weise entsprach diese Blindheit ihrer Rolle als Priesterin. In der Antike waren die Seher, die Dichter häufig blind. Homer, Teiresias ...
»Sie schlossen Wetten ab über das Geschlecht des Kindes. Kurz vor der Niederkunft brachten sie die Frau in einen eigenen Pavillon. Dort hatten sie eine landwirtschaftliche Maschine aufgebaut.«
Jeanne wollte schlucken, konnte aber nicht. Sie fühlte, dass Féraud, der hinter ihr stand, wie gelähmt war:

»Wozu eine ... landwirtschaftliche Maschine?«
»Wegen der Vibration. Sie banden die Frau daran fest und ließen den Motor an. Dadurch lösten sie den Geburtsvorgang aus. Vor der Maschine hatten sie einen Spieltisch aufgestellt, um zu wetten. Man hörte die Schreie der Frauen, das Gelächter der Offiziere, das Dröhnen des Motors, das alles übertönte. Der reine Albtraum.«
»Was machten sie mit dem Neugeborenen?«
»Ein Arzt kümmerte sich um es.«
»Und ... die Frau?«
»Umgebracht, an Ort und Stelle. Der Knall der Waffe war das erste Geräusch, das das Baby hörte.«
Jeanne sammelte ihre Gedanken. Noch ein oder zwei Fragen, und die Frau würde schweigen. Sie würde in ihre Welt der Geister zurückkehren.
»Waren Sie 1972 auch schon hier?«
»Ja.«
»Erinnern Sie sich an eine Niederkunft zu dieser Zeit? Vor dem Beginn der Diktatur?«
»Die erste dieser Art. Die Soldaten haben mit dieser Frau ihre Maschine eingeweiht.«
»Kannten Sie ihren Namen?«
»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass die Gefangenen keine Namen hatten.«
»Und das Kind?«
»*Joachim*. Es wurde von einem Soldaten der Kaserne adoptiert. García, ein Taugenichts, ein Säufer.«
»Wissen Sie, was dann mit dieser Familie passiert ist?«
»García hat 1977 seine Frau umgebracht und dann Selbstmord begangen. Die Junge hat das Weite gesucht. Später wurde gemunkelt, er habe im Dschungel überlebt. Er habe sich in der Wildnis durchgeschlagen. Aber die Wildnis, das war Campo Alegre.«
»Einige Jahre später hat man das Kind dann gefunden. Erinnern Sie sich daran?«
»Ich erinnere mich an Alfonso Palin. Er kam, um den Jungen zu holen. Das war 1982. Aber Joachim war mit einem Jesuiten aus dem Dorf fortgegangen.«
»Wussten Sie, dass es sein leiblicher Sohn war?«
»Es gab Gerüchte. Es hieß, Palin habe in Buenos Aires mit der Mutter des Jungen geschlafen. Er wollte das Kind zu sich holen. Pellegrini, der Kommandant der Militärbasis, hatte eine Mordsangst. Palin hatte schon gezeigt, wozu er in der Lage war.«
»Wie das?«
Catarina nickte mit dem Kopf. Ein Rasiermesser schien die untere Gesichtshälfte aufzuschneiden. Eine Art Lächeln.
»Als er erfuhr, was man seiner Geliebten angetan hatte, hat er die Soldaten

aufgesucht und sie umgebracht. Jeder bekam eine Kugel ins Genick.«
»Und Pellegrini sagte nichts?«
»Pellegrini hatte keine Wahl: Er musste den Jungen finden und ihn Palin übergeben. Und dann konnte er nur beten, dass der Admiral nie mehr zurückkommen würde.«
Jeanne wusste, wie die Geschichte weitergegangen war.
Sie gab Féraud, der im Dämmerlicht kaum noch zu erkennen war, ein Zeichen. Es war Zeit, aufzubrechen. Zeit, zum Schlauchboot zurückzukehren, bevor es stockfinster wurde.
Als sie schon in der Tür stand, drehte sich Jeanne noch einmal um und fragte:
»Was ist mit Ihren Augen passiert?«
Catarina antwortete nicht gleich. Ihre Hände verkrampften sich auf ihren Knien.
»Eine Bestrafung.«
»Die Soldaten?«
»Nein, nicht die Soldaten, ich selbst.«
Sie hob die Fäuste und legte sie auf die leeren Höhlen.
»Eines Tages hat es mir gereicht, ich wollte nichts mehr sehen. Ich ging in die Küche. Ich nahm einen Löffel, desinfizierte ihn über einer Flamme und habe ... operiert. Seither lebe ich unter den Indios.«
Jeanne verabschiedete sich mit leiser Stimme von der Frau und schob Féraud in den Gang hinaus. Er stolperte über eine Wurzel und wäre beinahe hingefallen.
»Warten Sie.«
Jeanne blieb in der Tür stehen.
»Wohin wollen Sie?«, fragte die Krankenschwester.
»In den Wald der Manen.«
Kurzes Schweigen. Mit ihrer hohlen, distanzierten, unbeteiligten Stimme sagte Catarina:
»Dann werden Sie sie sehen.«
»Wen?«
»Die Mütter. Die Mütter der Babys.«
»Sie haben uns doch gesagt, dass die Offiziere sie gleich nach der Entbindung umbrachten.«
»Sie sind in dieser Welt gestorben. Nicht im Wald der Manen. Sie streifen über die in der Lagune treibenden Inseln. Es sind menschenfressende Geister. Sie rächen sich. Wenn Sie sie sehen, grüßen Sie sie von mir. Sagen Sie ihnen, dass ich sie nicht vergessen habe.«

## 80

Joachim, das Kind des Bösen.
Der *Mechanismus des Vater*s, auf die Spitze getrieben. Nicht nur seine ganze Erziehung hatte auf Gewalt beruht. Auch seine Geburt hatte im Zeichen der Gewalt gestanden. Die Feen, die sich über seine Wiege beugten, waren sadistische, perverse Soldaten. Dann hatte es die Garcías gegeben, das gewalttätige Säuferpaar. Anschließend der archaische Stamm blutrünstiger Kannibalen. Später die Brüllaffen. Schließlich Alfonso Palin ... Die traumatischen Kindheitserlebnisse glichen übereinandergeschichteten Metallfolien, die zusammengepresst wurden, sodass eine neue Legierung entstand.
*Der Mechanismus der Väter*.
Jeanne dachte an die landwirtschaftliche Maschine, an die Schreie der niederkommenden Frauen, an das Rucken des Motors, ein Symbol für das fatale Räderwerk, aus dem das Wolfskind hervorgegangen war ...
Seit mehreren Stunden glitt der verrostete Schubleichter in der Finsternis dahin, während Schwärme von Fledermäusen dicht über den Köpfen mit ihren Flügeln schlugen. Die Kälte war zurück. Alle Passagiere hatten sich um Kohlenbecken versammelt. Sie sprachen mit gedämpften Stimmen.
Jeanne und Féraud schlotterten. Man hatte Decken an sie ausgeteilt. Man hatte ihnen zu essen gegeben. Im flackernden Schein des Feuers hatten sie nicht gesehen, was sie aßen. Zu erschöpft, um Geschmack oder Widerwillen zu empfinden ...
Sich in die Decke kuschelnd, spähte Jeanne in die Finsternis, die sie umgab. Sie sah nichts. Die Spaliere des Waldes an beiden Ufern bildeten eine zweite, noch schwärzere Nacht, die in die erste eingelassen war und der Finsternis eine besondere Tiefe verlieh.
Die Flussufer mit ihren Düften und Geräuschen schienen nähergerückt zu sein. Jetzt sangen die Indios für den Mond. Vielleicht waren die »Ungeborenen« schon da und spähten den vorbeischippernden Kahn aus? Und Joachim? Wie kehrte er mit seinem Vater zu seinem Volk zurück? Hatten sie ein eigenes Boot?
Plötzlich sah sie Leuchtkäfer, die im Blattwerk umherwirbelten. Es verwunderte sie, dass sie diese Tiere so klar erkennen konnte. Doch nein, das waren keine Leuchtkäfer. Diese Lichter bewegten sich nicht ... Gleich darauf war ein Brummen zu hören. Ein Geräusch, das sie unter tausend anderen erkannt hätte. Ein elektrischer Generator, der auf Hochtouren lief.
Sie stand auf und ging ein weiteres Mal ins Ruderhaus. Der Kapitän turtelte mit zwei jungen Indiofrauen auf seinen Knien herum.
»Die Lichter dort, was ist das?«
»*Tranquila, mujercita* ... Wollen Sie jedes Mal hochschrecken, wenn wir an einer Hütte vorbeikommen?«

»Was für eine Hütte?«
»Eine Estancia.«
»Es gibt eine Estancia im Dschungel?«
»Wir sind in Argentinien. Es gibt immer irgendwo eine Estancia.«
»Wem gehört sie?«
»Weiß nicht. Einem schwerreichen Mann. Einem Spanier.«
Gedanken schossen ihr durch den Kopf. Dusche. Essen. Versorgung. Träger ... Diese Estancia wäre die ideale Zwischenstation, bevor sie ins Unbekannte eintauchten. Bestimmt würde der Eigentümer oder Verwalter des Landgutes mit sich reden lassen ...
»Können wir haltmachen?«
»Sie sind wirklich stur. Dieses Schiff ist kein Bus. Kein Stopp mehr bis Paraguay.«
»Wir haben uns doch schon mal geeinigt.«
Der Kapitän seufzte. Von seinem T-Shirt warf Christoph Kolumbus Jeanne einen bösen Blick zu. Die beiden Mädchen kicherten. Jeanne kramte in ihren Taschen und legte eine weitere Handvoll Geldscheine auf die Instrumententafel.
»Behalten Sie Ihr Geld. Ich kann nicht mehr anhalten. Die Strömung ist zu stark. Das Manöver würde zu viel Treibstoff verbrauchen.«
»Und wenn wir das Beiboot benutzen?«
Der Mann warf ihr vernichtende Blicke zu.
»Die Estancia hat mit Sicherheit einen Anlegesteg«, fuhr sie fort. »Sobald wir daran vorbeikommen, sagen Sie uns Bescheid. Wir springen mit dem Typen von vorhin ins Schlauchboot. Er setzt uns ab. Er holt Sie wieder ein. Sie brauchen nicht anzuhalten.«
Der Kapitän streckte die Hand aus und steckte das Geld ein.
»Ich gebe Ihnen ein Zeichen, sobald wir an dem Damm vorbeikommen.«
»Wie lange wird das dauern?«
Er warf einen Blick durch das Bullauge, als könne er in der Dunkelheit sehen.
»Zehn Minuten.«
Alles ging sehr schnell. Sie sprangen ins Beiboot, der Motor surrte neben dem fahrenden Kahn. Sie fingen ihr Gepäck auf, das man ihnen vom Deck zuwarf. In weniger als fünf Minuten erreichte das Schlauchboot die halb überfluteten Planken, die als Anlegestelle dienten. Sie sprangen auf wurmzerfressenes Holz. Wieder strauchelte Féraud – beinahe wäre er ins Wasser gefallen. Als Abschiedsgruß bekamen sie einen eiskalten Wasserstrahl in den Rücken. Das Beiboot war schon wieder losgefahren. Die Gischtstreifen des Kielwassers zogen wie zwei Furchen hinter dem Boot her und verloren sich in der Dunkelheit.
Jeanne entdeckte die Piste, die zur Estancia führte. Ihr wurde die ganze Absurdität ihrer Lage bewusst. Sie waren allein. Sie hatten keine Ausrüstung, keine Karte und keinen Führer mehr. Verloren in der Wildnis, Hunderte von Kilometern von den nächsten Außenposten der Zivilisation entfernt, hatten sie nicht die geringste

Ahnung, wohin sie gehen sollten. Ihre Reisetasche enthielt nur ihren Macintosh, ihre Ermittlungsakten, ihr *Totem y Tabú*. Féraud zog seinen Rollkoffer durch den Schlamm hinter sich her. Vollkommen lächerlich.
»Jeanne.«
Sie drehte sich um: Ihr Gefährte war stehen geblieben.
»Ich sehe nichts mehr.«
»Ich auch nicht.«
»Nein. Wirklich ...«
Sie kehrte um. Der Psychiater klammerte sich an seinen Koffer. Sie näherte sich seinem Gesicht – sie war genauso groß wie er. Selbst in der Dunkelheit konnte sie sehen, dass das Weiße in seinen Augen blutunterlaufen war. Ein dünner roter Schleier auf seiner Hornhaut.
»Wie lange hast du das schon?«
»Ich weiß nicht.«
»Tut es weh?«
»Nein. Aber ich sehe immer schlechter.«
Das hatte ihr gerade noch gefehlt. Jeanne legte den linken Arm Férauds auf ihre Schulter und griff mit ihrer linken Hand nach dem Koffer. Die beiden machten sich wieder auf den Weg, wie zwei Kriegsversehrte, die sich gegenseitig stützten. Ihr kam eine Idee: Die entzündeten Augen von Féraud waren ein idealer Vorwand, um ihn in der Estancia zurückzulassen.
Sie würde sich allein in den Wald der Manen begeben.
Die beiden marschierten fast eine halbe Stunde. Das Surren des Generators wurde immer lauter. Der Wald, wie aufgestört in seiner Selbstversunkenheit, erwachte. Schrie. Knackte. Schäumte. Oder aber Jeanne war im Begriff, ihren Verstand zu verlieren. Sie dachte nur noch daran, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Ihr war, als wandle sie durch einen Märchenwald, in dem aber alles lebte ...
Schließlich zeichneten sich die Konturen des Anwesens deutlich ab. Eine Art Fußballplatz, umgürtet von den Ausläufern des Dschungels. Das sich darüber wölbende Himmelszelt funkelte lebendiger, heller als die Lichter auf der Erde. Am hinteren Rand der Lichtung entdeckte Jeanne flache Gebäude mit Blechdächern. Koppeln, Scheunen, Silos. Sie waren da.
Pferde wieherten. Hunde bellten. Jeanne blieb nicht stehen; noch immer stützte sie Féraud. Sie war zu erschöpft, um Angst zu haben. Lärm unter der Veranda des Hauptgebäudes – zweifellos die *posada*, das Gästehaus. Die Gestalt eines Mannes tauchte auf.
Das Ladegeräusch eines Gewehres, dann eine heisere Stimme:
*»Quién es?«*
Einige Minuten später erntete Jeanne ein schallendes Gelächter, so brutal wie eine Dynamit-Explosion. Sie hatte dem Verwalter gerade ihre Situation erklärt.
Schließlich musste auch sie lachen, und Féraud stimmte ein. Tatsächlich war es

komisch ... Dabei hatte sie nicht einmal gewagt, das eigentliche Ziel ihrer Reise zu erwähnen, aus Angst, eine neue Lachsalve auszulösen.
Der vierschrötige Mann bat sie herein. Er hatte einen riesigen, schwarzen Kopf. Seine dunkle Haut war rissig. Jeanne dachte an argentinische Büffel, die sich im Schlamm wälzten, um sich vor Insekten zu schützen.
Der Mann hieß Fernando und kümmerte sich um das Anwesen und die Herden. Er arbeitete für einen ökologisch engagierten jungen Katalanen, der mit dem Internet ein Vermögen gemacht hatte. Als er seinen Alltag schilderte, musste Jeanne an einen Leuchtturmwärter denken. Und genau das war er auch. Wieder sah sie die auseinandergefaltete Karte in Formosa vor sich. Die Estancia war der letzte Außenposten vor dem grünen Ozean ...
Fernando bot ihnen die Reste seines Abendessens an – einige Fleischstücke lagen noch auf dem Grill. Sie lehnten das Angebot ab. Er zeigte ihnen, wo sie schlafen konnten. Anschließend erbot er sich, Férauds Augen zu verarzten.
Jeanne ließ die beiden allein und schloss sich in ihr Zimmer ein. Vier kalkgetünchte Wände. Ein Eisenbett. Ein Kruzifix. Genau das, was sie brauchte. Sie ließ sich in ihr Bett sinken, ohne sich auszuziehen.
Sogleich fielen ihr die Augen zu.
Sie waren wie ein Vorhang, der sich über die Welt herabsenkte.
Es sei denn, es war umgekehrt.
Dass das Schauspiel nun erst begann.

## 81

Sieben Uhr morgens.
Jeanne öffnete die Fensterläden. Ihr Fenster ging auf die Lichtung, deren Saum im Schatten der Palmen lag. Die Augen mit der Hand abschirmend, ließ sie ihren Blick über die Umgebung streifen. Mit seinen landwirtschaftlichen Gebäuden, seinen Koppeln und seinem Hühnerhof hatte der Ort etwas Vertrautes ... Aber der gesamte Komplex wirkte bedrückend. Alles, was nicht grün war, war grau. Alles, was nicht Schlamm war, war Staub. Das ganze Gelände erinnerte an eine klaffende Wunde, die in das Fleisch des Waldes geschnitten worden war. Eine Wunde, die nur darauf wartete, zu vernarben – damit die ursprüngliche Üppigkeit zurückkehrte.
»Gut geschlafen?«
Jeanne wandte sich nach rechts, zur Veranda. Fernando saß mit dem Rücken zur Sonne hinter einem Campingtisch.
»Kommen Sie einen Kaffee trinken.«
Einige Minuten später setzte sie sich zu Tisch, während das Tageslicht alles überflutete. Jeder taubenetzte Grashalm, jeder Buschdorn schien von innen aufzuleuchten. Ein Lichtbad.
Kaffee für sie.
Mate für ihn.
»Was genau suchen Sie?«
Fernando hatte hier draußen jegliche diplomatische Behutsamkeit verlernt. Seine Direktheit gefiel Jeanne. Sie antwortete genauso unverblümt:
»Ich suche einen Mörder.«
»Wo?«
»Im Wald der Manen.«
»Dort gibt es viele. Gesetzlose, Räuber, Deserteure. Aber die sind alle tot.«
»Sie leben das ganze Jahr hier?«
»Mit einigen Gauchos, für die Pferde. Ich bin der Wächter der Unterwelt.«
Sobald er verstummte, nippte er an seinem verchromten Becher.
»Haben Sie von einem Volk gehört, das im Wald leben soll?«
»In dieser Gegend spricht man von nichts anderem. Legenden.«
Jeanne schlug die Augen nieder. Ihre Hände zitterten. Als wittere ihr Körper die drohende Gefahr, während ihr Geist sie noch ignorierte. Sie dachte an Pferde, die das Herannahen eines Gewitters bereits spüren, lange bevor sich äußere Anzeichen dafür zeigen. Ihr Körper war ihr animalischer Teil.
»Erzählen Sie mir von diesen Legenden.«
Fernando griff nach einer Thermoskanne, die auf dem Boden stand. Langsam gab er heißes Wasser in seinen Metallbecher. Hinter ihm ergoss sich das Licht bereits wie eine glühende Flüssigkeit über die Palmwipfel.

»Diese Estancia ist der letzte Außenposten der menschlichen Zivilisation – dahinter erstreckt sich, über Hunderte von Kilometern, der Wald der Manen. Der Wald der Ungeborenen.«
»Haben Sie etwas bemerkt, das auf die Anwesenheit einer ... anderen Zivilisation hindeutet?«
»Ich, nein. Aber mein Vater, der auch schon hier arbeitete, erzählte mir öfter eine Geschichte. Als er sich eines Tages in die Lagune vorwagte, hat er etwas gesehen ... Stellen Sie sich die Szenerie vor. Gewässer, die sich nicht bewegen. Übermannshohe Schilfwälder. Gelände, das abdriftet, ohne dass man es bemerkt ... Der Morgen graut. Die aufgehende Sonne taucht die Landschaft in eine Art magischen Lichthof. Mein Vater – so hat er es erzählt – betritt das Land der Träume. Plötzlich entdeckt er eine Lichtung. Da spürt er etwas hinter sich. Er dreht sich um und sieht im Gegenlicht eine Gestalt. Riesig. Haare in den Augen. Vielleicht auch Hautfalten. Oder Narben ... Mein Vater erzählte seine Geschichte immer anders. Manchmal hatte der Eindringling eine zerfressene Nase, als hätte er an Syphilis gelitten. Ein andermal hatte er spitze Zähne. Jedes Mal, wenn er von der Kreatur erzählte, hatte sie ein anderes Aussehen. Aber als er auf sie zuging, verschwand sie. Das ist alles, was ich über die Ungeborenen weiß.«
Jeanne trank ihren Kaffee. Mechanisch nahm sie eines der braunen Brote, die sich auf dem Tisch stapelten. Sie biss hinein. Der bittere Geschmack erinnerte sie an das Vollkornbrot, das sie in Paris zum Frühstück aß. *Unwirklich.*
Fernando lachte plötzlich auf, wobei seine schweren Schultern bebten.
»Sie gehören aber nicht zu den Spinnern, die hier nach einer Art Yeti oder ich weiß nicht was suchen?«
»Sind Sie vielen dieser Spinner begegnet?«
»In letzter Zeit mindestens zwei.«
»Niels Agosto und Jorge de Almeida. Der Erste kam aus Nicaragua. Der Zweite aus Tucumán.«
»Sie sind gut informiert. Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist.«
Jeanne war schon schweißgebadet. Die Zikaden zirpten ringsherum. Das Geräusch erinnerte sie an eine Klinge, die knirschend über eine Glasscheibe gezogen wird.
»Wie komme ich zur Lagune?«
»Das ist Selbstmord.«
»Wie komme ich dorthin?«
Der Mann lächelte.
»Hat wohl keinen Sinn, es Ihnen ausreden zu wollen?«
»Nein.«
»Hab ich mir schon gedacht.«
Fernando griff in die Innentasche seiner Jacke, die an der Rückenlehne seines Stuhls hing, und zog eine mit Filzstift gemalte Skizze heraus, die er auf dem Tisch ausbreitete. Die Karte des Waldes der Manen.

»Es gibt nur einen – bekannten – Weg, um dorthin zu gelangen«, begann er. »Man muss geradewegs nach Norden fahren, hier, durch die Lagune.«
»Mit dem Boot?«
»Ja, mit dem Boot. Einer meiner Gauchos kann Sie dorthin bringen. Dann gibt es eine Piste. Die Ranger benutzen diesen Weg, wenn sie dort eine Bestandsaufnahme der Tierarten machen. Sie marschieren einen Tag lang in diese Richtung. Dann kommen Sie nicht weiter. Ein weiterer Tag für den Rückweg. Ende der Reise.«
»Wird Ihr Mann mich begleiten?«
»Er wird keinen Fuß in den Wald setzen, *comprende usted*? Ich kann ihn höchstens übermorgen am Spätnachmittag ein weiteres Mal losschicken, damit er Sie am Ausgangpunkt des Pfades abholt. Sie marschieren einen Tag lang, um die Atmosphäre in sich aufzunehmen. Dann kehren Sie zurück. Wenn Sie von diesem Plan abweichen, wenn Sie sich auf dem Weg weiter vorwagen, kann niemand mehr etwas für Sie tun.«
Jeanne betrachtete die von Hand gezeichnete Karte. Flüsse durchzogen den Wald. Derjenige, der die Karte angefertigt hatte, um den Dschungel abzubilden, hatte Bäume skizziert. Es entbehrte nicht einer gewissen Ironie, dass diese Zeichnungen den rätselhaften Zeichen ähnelten, die Joachim an den Wänden der Tatorte zurückgelassen hatte.
»Wofür steht dieses Kreuz?«
»Für die Estancia von Palin.«
Sie zuckte zusammen.
»Admiral Alfonso Palin?«
»Kennen Sie ihn? Ihm gehört die Lagune.«
Das war ein echter Schock. – Urplötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Wieso war ihr dieser Gedanke nicht früher gekommen? Diese unerforschte Zone. Dieses von der Außenwelt abgeschottete Volk. Dies alles stand unter dem Schutz Palins. Diese unzugängliche Welt *gehörte* dem Admiral.
»Alfonso Palin hat während der Diktatur ein Vermögen gemacht«, erklärte Fernando. »Man weiß nicht genau, wie. Nach dem Falklandkrieg hat er sich hierher zurückgezogen und die Regierung dazu gebracht, ihm dieses Gebiet zu verkaufen. Wer sonst hätte ein Schlammloch gewollt, wo sich nichts anbauen lässt? Er hat ein Naturschutzgebiet daraus gemacht. Es heißt, dass Palin eine Menge Menschen auf dem Gewissen hat. Heute kümmert er sich um den Schutz von Bäumen und Krokodilen.«
Alles fügte sich zu einem Bild. Alles machte Sinn. Jeanne begriff die wahren Motive des Marineoffiziers. Er hatte schlicht und ergreifend das Ökosystem, in dem sein Sohn aufgewachsen war, *gekauft.*
»Alfonso Palin«, sagte sie mit tonloser Stimme, »lebt dort?«
»Er kommt manchmal vorbei, das ist alles.«
»Und auf welchem Weg?«

»Mit seinem Privatflugzeug. Er hat in der Nähe seiner Villa eine Piste anlegen lassen.«
»Hält er sich jetzt dort auf?«
»Keine Ahnung. Ich habe sein Flugzeug schon seit Wochen nicht mehr gehört. Aber das bedeutet nichts. Alles hängt vom Wind ab.«
»Wo ist seine Estancia? Ich meine die *posada*, wo er wohnt.«
»In der Nähe des Weges, von dem ich Ihnen erzählt habe. Am Ende dieses Pfades zweigt ein weiterer Weg rechts ab. Aber den bin ich nie gegangen. Man sollte diese Zone wirklich meiden. Der Mann ist gefährlich.«
»Ich weiß.«
Fernando lächelte.
»Haben Sie alte Rechnungen zu begleichen?«
Jeanne antwortete nicht. Fernando hielt sie gewiss für die Tochter eines *desaparecido*. Ein von den Schergen der Diktatur gestohlenes Kind, das gekommen war, um sich zu rächen.
»Sie brechen in zwei Stunden auf«, sagte er im Aufstehen. »Ich werde veranlassen, dass man die *lancha* für Sie bereitmacht und Sie mit allem ausrüstet, was Sie zum Übernachten im Dschungel brauchen.«
Jeanne erhob sich ebenfalls.
»Darf ich Sie um eine Gefälligkeit bitten?«
»Ich dachte, das wär's gewesen.«
»Könnten Sie meinen Freund Antoine Féraud während meiner Abwesenheit bei sich beherbergen?«
»Wollen Sie allein aufbrechen?«
»Ohne ihn bin ich stärker.«
Fernando brach wieder in sein ordinäres Gelächter aus und griff sich in den Schritt.
»*Gringa*, entschuldigen Sie den Ausdruck, aber Sie haben wirklich ...«
»Abgemacht?«
Schritte auf der Veranda hinderten ihn daran, zu antworten.
»Ich bin bereit.«
Jeanne drehte sich um und erblickte Féraud, der wie ein Forschungsreisender gekleidet war, die Augen hinter einer schwarzen Brille verborgen.
»Meine Augen sind geheilt«, erklärte er, um entsprechenden Einwänden zuvorzukommen. »Oder doch so gut wie. Jedenfalls kann ich mitkommen.«
Sie sagte nichts. Ihr Schweigen konnte als Einverständnis gedeutet werden.
»Essen Sie!«, forderte Fernando den Psychiater auf und deutete auf den Tisch. »Sie werden Kraft brauchen. Ich muss der *señora* etwas zeigen.«
Féraud nahm wortlos Platz. Jeanne folgte dem Argentinier in ein Nebengebäude. Fernando entriegelte eine gepanzerte Tür.
In dem Raum gab es keine Möbel, nur an den Wänden befestigte Gewehrständer, in denen sich nicht etwa Jagdbüchsen, sondern Sturmgewehre befanden. Jeanne war

keine begeisterte Schützin, doch sie hatte mehrere Ballistik- und Schießkurse absolviert, um sich im Gebrauch von Schusswaffen zu üben. Die meisten Modelle erkannte sie auf den ersten Blick. Eine Maschinenpistole von Heckler & Koch, Typ MP5 SD6 Kaliber 9 mm x 19 mit holografischer Zieloptik. Ein NATO-Sturmgewehr SIG 551 Commando Kaliber 5,56 mm x 46. Ein Scharfschützengewehr PGM Hecate II, das ein Fahrzeug auf eine Entfernung von zweitausend Metern zum Stehen bringen kann. Eine Vorderschaftrepetierflinte – Pumpgun – Kaliber 12 Mag. von Remington mit extra durchschlagsstarker Munition. Daneben gab es noch halbautomatische Waffen und Revolver sämtlicher Kaliber ...

Fernando glaubte vielleicht nicht an die »Ungeborenen« der Lagune. Aber er besaß genug Waffen, um ihnen im Fall eines Angriffs die Stirn zu bieten.

Er näherte sich den Pistolen und nahm eine HK USP Halbautomatik 9 mm x 19 Para aus ihrer Halterung. Ein Klassiker. Er betätigte den Magazinhalter, worauf das Magazin ausgeworfen wurde. Er überprüfte den Inhalt und schob das Magazin wieder hinein.

Er legte den Zeigefinger auf den Lauf und hielt Jeanne den Kolben hin.

»Es ist eine halbautomatische Pistole.«

»Ich weiß«, sagte sie, die Waffe an sich nehmend.

»Soll ich Ihnen den Rückstoßdämpfer erklären?«

»Nicht nötig.«

»Sie geben sie mir wieder, wenn Sie zurückkommen.«

Jeanne überprüfte die Sicherung und schob die Pistole in den Gürtel in ihrem Rücken. Fernando gab ihr vier weitere Magazine, die sie in die Taschen ihrer Jacke steckte.

Der Cowboy sah nicht gerade aus wie ein Schutzengel.

Und dennoch war er es.

Sie strich eine Strähne zurück, die ihr auf der Stirn klebte.

»Danke. Hätten Sie diese Waffe nicht lieber dem Mann in der Truppe gegeben?«

»Das habe ich gerade getan.«

## 82

Hier war die Erde flach.
Vierzig Zentimeter Höhenunterschied auf zehn Kilometer. Der Steuermann des Bootes hatte ihnen diese Zahl genannt. Eine Welt, deren Vegetation wie ein Filter wirkte und den Sauerstoff ständig erneuerte. Die *esteros* – die Lagunen – reihten sich endlos aneinander. Wasser und Erde vereinigten sich in der Horizontalen. Tiere schlichen unsichtbar zwischen Seerosen und wilden Pflanzen umher. Hier war die Zeit stehengeblieben. Und der Dunst hüllte alles ein, wie um diese erstarrte Welt zu versiegeln.
Am Bug der *lancha*, einem spitz zulaufenden Boot, das aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestand und mit einem Motor ausgerüstet war, hatte Jeanne das Gefühl, in ein allzu heißes Bad gestiegen zu sein. Die dicke, sengende Luft regte sich nicht. Jede Geste war wie eine Bewegung in zähem Honig. Man tauchte in diese Atmosphäre ein wie die kleinen Pflanzeninseln in das schwarze Wasser. Sie empfand auch ein Gefühl der Reinheit. Der Steuermann hatte ihnen erklärt, dass diese Sümpfe nur vom Regenwasser gespeist würden. Da es keinen Flusszulauf gebe, seien die Lagunen vor Verschmutzung geschützt.
Der Mann war ein Gaucho. Diese schlichte Feststellung erinnerte Jeanne daran, dass sie auf ihrer Reise quer durch Argentinien praktisch kein Pferd zu Gesicht bekommen und nicht einen Takt Tango gehört hatte.
Was diesen Gaucho anlangte, so hatte er nichts mit dem Klischee gemein – breiter Strohhut und mächtiger Schnurrbart. Der Mann war ein Indio mit brauner Haut und Adlernase. Er trug eine rote Baseballkappe, und ein löchriges T-Shirt schlotterte ihm um den Leib. Nur die weite Pluderhose mit bauschigem Schritt und die Lederstiefel erinnerten daran, dass er ein Reiter war.
Die *lancha* schlängelte sich durch die toten Arme von Sümpfen. Wasservögel schlichen durch Röhrichtfelder. Darüber ragte der Wald auf – eine Wand, ganz ähnlich derjenigen, die schon den Fluss gesäumt hatte.
Jeanne beobachtete das Wasser und entdeckte hin und wieder Tiere, die die Farbe und Textur ihrer Umgebung hatten. Grau und Grün. Riesige Kaimane, reglos wie Dolmen. Andere, perfekt getarnte Reptilien, die kaum von Pflanzen zu unterscheiden waren. Schlangen, die mit einem Wassergraben verschmolzen ... *Der ungeborene Wald*, dachte Jeanne immer wieder. Ein Ökosystem, das im Entstehen war, noch eingetaucht in sein Fruchtwasser.
Sie glitten in die pflanzlichen Gewölbe hinein. Die kleinen Seitenarme drangen ins grüne Dickicht wie die Zähne eines Kammes ins Haar. Der Dunst schien sich zu verdichten. Jeanne betrachtete schweigend den Ufersaum, die aus dem Wasser ragenden Wurzeln, den schmierigen Morast, der an feuchte Lippen erinnerte. Es roch nach Fisch, nach fauligem Schlick und vermoderter Borke.

Unerklärlicherweise spürte sie die Gegenwart der »Ungeborenen«. Sie hatten sich hier, tief in diesem unzugänglichen Labyrinth, verschanzt, hinter dem Dunst, der einem riesigen Wundverband aus Gaze glich. In diesem Augenblick hallten Schreie wider, die wie ein Echo ihrer Gedanken waren. Heisere Schreie, die Jeanne sogleich wiedererkannte. Die Brüllaffen. Die *caráyas.* Ihre Schreie vermischten sich, antworteten sich, rivalisierten miteinander – ein ohrenbetäubendes Konzert. Jeanne warf Féraud einen Blick zu. Sie verstanden sich. Sie hatten das Territorium der Menschen von Thanatos erreicht.
Die Affen waren ihre Wachposten.
Ihr Alarmsystem.

## 83

»Mist!«
Jeanne riss sich zusammen, um sich nicht in den Nacken zu schlagen. Man durfte niemals einen Blutegel zerdrücken: Seine Mundwerkzeuge blieben dann im Gewebe stecken und entzündeten sich. Seit drei Stunden marschierten sie über den Pfad, und diese Plagegeister, angelockt von dem Blutgeruch, ließen sich von den Bäumen fallen, unter denen sie hindurchgingen. Sie bohrten sich durch die Haut wie Haken und saugten sich mit Blut voll, worauf sie sich zu Boden fallen ließen. Jeanne löste das Tier vorsichtig ab. Dann hieb sie mit der Machete darauf ein. Die Bruchstücke lebten noch immer und wanden sich im Schlamm. Sie trat sie mit den Absätzen hinein.
Schweigend setzte sie ihren Marsch fort. Féraud folgte ihr. Immer noch mit unbewegter Miene hinter seiner schwarzen Brille. Jeanne begann sich zu fragen, ob er gleichzeitig mit dem Gesichtssinn vielleicht auch den Verstand verlor ...
Die erste Nacht hatten sie in Gesellschaft des Gauchos am Anfang des Weges verbracht. Keine besonderen Vorkommnisse. Seit Tagesanbruch folgten sie jetzt einem schmalen Trampelpfad, der von Blättern und Baumfarnen überwuchert war. Hin und wieder stießen sie auf Oasen. Langgestreckte Felder mit krautigen Gewächsen, die halb unter Wasser standen. Dann kehrte der Dschungel zurück. Gewaltig und intim zugleich. Gesättigt mit Leben und Fäulnis ...
Jeanne marschierte mit geballten Fäusten, ihr Rücken krümmte sich unter dem Gepäck. Fernando hatte sich großzügig gezeigt: ein Zelt, Erste-Hilfe-Ausrüstung, Stiefel, Kleidung zum Wechseln, Messer, Macheten, Gaskocher ... Trotzdem fühlte sie sich leicht. Unbesiegbar.
Grünes Laubwerk. Rote Erde. Schwarze Pfützen. Über ihrem Kopf ahnte sie die hohen Wipfel riesiger Bäume. Die Stämme waren die Säulen eines schwindelerregenden Ökosystems. Das Kronendach war sein Himmel ... Aber in ihrem Innersten war da noch ein anderes Gefühl: als durchquere sie einen Organismus. Ein komplexes Netz von Interessen, Allianzen und Rivalitäten. Die Sträucher schöpften ihr Leben aus abgestorbenen Bäumen, die zu ihren Füßen vermoderten. Blumen sprossen aus dem Humus verfaulter Früchte. Epiphyten ernährten sich von dem Wasser, das die Lianen enthielten, die ihrerseits die Rinde der Bäume aussaugten ...
Je weiter sie vordrangen, umso mehr Hindernisse mussten sie überwinden. Schier undurchdringliches Dickicht. Vorhänge aus Lianen. Über den Boden kriechende Wurzeln. Termitenhügel ... Ab und zu blaugrüne, lauwarme Flüsse. Dann wieder kühlere, klare Sturzbäche. Oder aber scharlachrote Schlammlöcher, in denen Jeanne und Féraud bis zur Hüfte einsanken.
Die Dunkelheit brach herein. Laut Fernando war es auf dem Trampelpfad ein

Tagesmarsch bis zur Estancia von Alfonso Palin. Wenn sie sich nicht verlaufen hatten, befanden sie sich also ganz in der Nähe des Schlupfwinkels des Zentauren. Sie machten auf einer Lichtung halt.
Sie bauten das Zelt auf und entrollten ihre Schlafsäcke. Ihre durchnässte Kleidung breiteten sie auf den Büschen ringsherum aus. Trügerische Hoffnung. Bei einer Luftfeuchtigkeit von fast hundert Prozent konnte hier nichts trocknen. Aus den Rucksäcken, die ihnen Fernando überlassen hatte, zogen sie frische Kleider heraus. Alle khakifarben. Jeanne nahm einen kleinen Kanister und zog mit Benzin einen Kreis um das Lager, um Ameisen und Skorpione fernzuhalten, wie es am Vortag der Gaucho getan hatte.
Sie machten es sich im Zelt bequem. Jeanne hatte jedes Zeit-und Raumgefühl verloren. Mit den Kleidern in ihrem Schlafsack auf dem Rücken liegend, betrachtete sie die Leuchtspur der Glühwürmchen, die zwischen den Bäumen herumschwirrten. Sie war so erschöpft, dass sie keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Unmöglich, sich vorzustellen, was der nächste Tag – oder auch die kommende Nacht – bringen würde. Und noch immer nicht die geringste Angst. Vielleicht, weil sie die HK 9 mm in ihrem Rücken spürte.
Schon im Halbschlaf dachte sie an Féraud, der reglos neben ihr lag und noch immer seine schwarze Brille trug. Sie erinnerte sich, wie sie auf einer Bank in den Gärten der Champs-Élysées von einer leidenschaftlichen Liebesaffäre mit diesem Mann geträumt hatte. Sie vergegenwärtigte sich jedes Detail und hätte am liebsten im Dunkeln losgelacht.
Die Stimme von François Taine: *Ich wette, dass du keinen einzigen Witz kennst.*
Doch, sie kannte einen.
Ihre eigene Geschichte.

## 84

Am nächsten Morgen war ihr gesamtes Gepäck verschwunden.
Dabei hatten sie extra alles im Zelt verstaut. Das bedeutete, dass *jemand* eingedrungen war, die Rucksäcke gestohlen und anschließend das Zelt wieder zugemacht hatte. Warum? Wenn es die *Anderen* gewesen waren, warum hatten sie sie dann nicht umgebracht? Féraud schwieg hinter seiner schwarzen Brille.
Jeanne verstand die Botschaft. Sie sollten »nackt«, schutzlos, *ohne alle modernen Geräte* auf Alfonso Palins Territorium eintreffen. Davon war sie mittlerweile überzeugt. Die Ungeborenen gehorchten den Befehlen des alten Zentauren. Und sie verehrten seinen Sohn: Joachim.
»Gehen wir nach draußen«, sagte Jeanne.
Sie warfen einen Blick nach draußen und kletterten dann aus dem Zelt. Alles war in einen grünlichen Dunst gehüllt. Auch die Kleidungsstücke, die sie auf die Büsche gelegt hatten, waren verschwunden. Keine Fußabdrücke. Nichts, was darauf hindeutete, dass hier jemand vorbeigekommen war. Kein ausgerissener Strauch, kein gebrochener Ast. Man hätte meinen können, die Diebe wären Geister gewesen, die sich im Dunst auflösten.
Jeanne ging ein paar Meter weiter auf dem Trampelpfad entlang. Niemand. Sie bemühte sich, klar zu denken. Wenn sie noch nicht tot waren, so deshalb, weil man wollte, dass sie ihr Ziel erreichten.
Und dieses Ziel war ganz nahe ...
Sie mussten nur dem Laterit-Pfad folgen, der rechts abzweigte.
Der rote Faden, der zum Eingang der Unterwelt führte.
Sie brachen auf, zitternd und mit leerem Magen, ohne sich die Mühe zu machen, ihr Zelt zusammenzulegen. Eine Stunde. Vielleicht zwei Stunden. Keiner von beiden kam auf die Idee, auf die Uhr zu sehen. Wie Schlafwandler marschierten sie durch die Dunstschwaden. Jeanne musste an den feuchten Atem eines dantesken Monsters denken. Sie stapften durch seinen Schlund, der die Form eines Kraters hatte.
Plötzlich tauchte ein weitläufiges flaches Gelände auf, das nur mit einigen Palmen bepflanzt war. Der Ort erinnerte an die Estancia vom Vortag, wenngleich seine klare Form inmitten dieses unermesslichen Dschungels einem gewaltigen Kornkreis ähnelte.
Vorsichtig verließen sie ihre Deckung. Seit sie aufgebrochen waren, hatten sie kein Wort miteinander gewechselt. Der Dschungel hatte ihnen förmlich die Sprache geraubt. Auf der Lichtung zeichnete sich bald eine Gruppe von Gebäuden ab. Scheunen aus rotem Backstein. Koppeln mit weißen Holzgattern. Einige Pferde mit kurzgeschnittener Mähne.
Ein idyllisches Bild.

Und vollkommene Stille.
Keine Hunde. Keine Wachposten. Nicht das geringste bedrohliche Element. Jeanne sah sich nach der Landebahn um. Sie entdeckte sie auf der rechten Seite, hinter Eukalyptusbäumen. Kein Flugzeug zu sehen. Der Admiral und sein Sohn waren also nicht da ... *Unmöglich.*
Die wilde Vegetation wich jetzt Rasenflächen, die erst vor kurzem gemäht worden waren. Unter den Gebäuden erspähte Jeanne die Villa. Hohe kalkgetünchte Mauern, Blechdächer ... Sie drehte sich zu Féraud um, der nickte. Sie waren am Ziel. Herrgott, *sie hatten es geschafft* ...
Jeanne blickte ein letztes Mal um sich. Kein Vogelgezwitscher, kein Summen von Insekten. Mit einem Mal wirkte die Abgeschiedenheit des Ortes beklemmend. Alles schien wie gelähmt durch eine drohende Gefahr.
Jeanne stieg die Stufen hinauf. Öffnete die Tür, die durch ein Fliegengitter geschützt wurde, aber nicht abgeschlossen war. Gelangte in ein Wohnzimmer, das typisch war für ein herrschaftliches Gutshaus. Auf dem Boden Fliesen aus gebranntem Ton. Ein hoher Kamin, daneben Holzscheite. An den Wänden Krokodil- und Hirschhäute. Sessel und Sofa um einen niedrigen Tisch aus dunklem Holz, auf dem Fernbedienungen lagen. In einer Ecke stand ein großer Bildschirm. Alles scheinbar völlig banal. So hätte sich Jeanne die Höhle des Zentauren nicht vorgestellt.
Sie wandten sich dem Flur zu. Jeanne ging an einem Spiegel vorbei. Sie konnte nicht glauben, dass das Bild, das darin auftauchte, sie war. Ein Skelett, das in viel zu weiten Khakiklamotten steckte. Ein eingefallenes und verrunzeltes graues Gesicht. Sie, die sich nur erschöpft und seltsamerweise gegen jegliche Gefahr gefeit fühlte, war nur noch ein Kadaver, dem noch eine Galgenfrist gewährt wurde.
Féraud überholte sie im Flur. Jeanne folgte ihm. Ein diffuses Gefühl beschlich sie. Irgendetwas stimmte nicht. Alles war zu leicht. Eine Tür, die offen stand. Féraud blieb stehen. Jeanne trat zu ihm auf die Schwelle.
Das Büro von Alfonso Palin.
Jeanne schob sich an Féraud vorbei. Weiße, verputzte Wände. Gebohnerter Eichenfußboden. Möbel im kastilischen Stil. Ein Schreibtisch stand schräg vor einem steinernen Kamin. Riesige Fenster gingen auf die Koppeln. Die Morgensonne drang mit brutaler Gewalt ins Innere und brachte Träume von einem üppigen Frühstück, von wunderbaren Tagen, von Ausritten mit sich ...
Die Klimaanlage lief auf Hochtouren. Dass man bis auf die Knochen fror. Jeanne ging weiter. Ein Detail weckte ihre Aufmerksamkeit. Auf den Regalen an den Wänden standen zahlreiche eingerahmte Fotos. Sie erkannte Familienporträts, auf denen immer ein Vater und sein Sohn – oder der Sohn allein – zu sehen waren.
Sie atmete nicht mehr, ein beklemmendes Gefühl in der Brust.
Sie wusste, dass sich der Schlüssel zu der ganzen Geschichte auf diesen Fotos befand.

Alfonso Palin und Joachim.
Der Zentaur und sein unehelicher Sohn.
Noch ein Schritt, und sie griff nach einem Rahmen.
Da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen.
Etwas, was ganz offensichtlich gewesen war.
Dennoch war es ihr nie in den Sinn gekommen.
Hinter ihr erhob sich die Stimme Joachims.
Das, was in ihm war, sang:
*»... se irán contigo / Me olvidarás, me olvidarás / Junto a la estación hoy lloraré igual que un niño / Porque te vas, porque te vas ...«*
Von einer unbegreiflichen, übermenschlichen Ruhe ergriffen, stellte Jeanne das Porträt des Vaters und seines Kindes zurück, ohne sich umzudrehen. Alfonso Palin sagte mit seiner rauen Stimme auf Spanisch:
»Sei still, Joachim! Jeanne muss die Wahrheit erfahren.«
Sie ballte die Fäuste und drehte sich endlich um.
Niemand stand vor ihr.
Niemand, bis auf Antoine Féraud.
Antoine Féraud, der, als Jugendlicher aufgenommen, auch an allen Wänden zu sehen war, im Polohemd, in der Studentenuniform einer Elite-Hochschule, auf einer Segeljacht, beim Skifahren ...
Oder in den Armen seines Vaters.

## 85

Der junge Mann nahm seine schwarze Brille ab. Seine Augen waren blutunterlaufen.
»Jedes Mal, wenn ich nach Hause komme, werde ich blind. Meine Augen vergießen Blutträne. Bestimmt das Ödipussyndrom. Der Täter, der die brutale Gewalt seiner Vergehen nicht ertragen kann ...«
Jeanne konzentrierte sich auf das rechts von ihr stehende Schwarz-Weiß-Foto. Alfonso Palin, ein großer Mann mit silbernem Haar, drückte seinen Sohn an sich, einen schmächtigen Jugendlichen mit gerunzelter Stirn. Der Psychiater, zwanzig Jahre jünger.
»Wann hast du deinen Vater umgebracht?«, fragte Jeanne auf Spanisch.
»Ich habe ihn 1994 geopfert und verzehrt. Hier. Damals habe ich an der Universität Buenos Aires Jura und Paläontologie studiert. Ich habe viel gelesen. Vor allem *Totem und Tabu*. Er hat sich nicht einmal gewehrt. All dies stand geschrieben, verstehst du? Die Erste Opferung. Die Urschuld. Im Übrigen ist er an diesem Tag nicht gestorben. Ich habe ihn in mich aufgenommen. Er lebt weiter.« Er schlug sich auf die Brust. »Hier.«
Als Richterin musste Jeanne noch viel lernen. Sie hatte sich wie ein Neuling ins Bockshorn jagen lassen. Alles hatte mit einer Aufnahme begonnen. Der CD vom Freitag, dem 6. Juni 2008. Drei Stimmen. Antoine Féraud. Alfonso Palin. Joachim Palin. Genaugenommen vier, wenn man das Wolfskind, das sich in dem argentinischen Anwalt verbarg, mitzählte. Sie hatte diese Personen nie mit eigenen Augen gesehen. Sie hatte sie um die einzige Person, der sie tatsächlich begegnet war – den Psychiater –, erfunden, ausgedacht, von A bis Z konstruiert.
Aber es gab nur einen Mann.
Einen Mann, in dem sich mehrere Persönlichkeiten verbargen. Diejenigen, die sein Leben geprägt hatten und die sich, Jahr für Jahr, tief in seiner Seele übereinandergeschichtet hatten. Im Geiste packte Jeanne sie nacheinander aus, wie blutrot bemalte russische Puppen. Das kannibalistische Kind aus Campo Alegre. Der Jugendliche von Buenos Aires, der studiert hatte und Rechtsanwalt geworden war. Der Vater, Admiral Palin, der im Wald der Manen aufgefressen worden war. Und schließlich Antoine Féraud, der Pariser Psychiater, der schüchterne, geizige Vegetarier und Hochstapler, der in aller Ruhe den Ausführungen seiner Patienten lauschte und ihre Neurosen beobachtete, wie man Reptilien in einem Terrarium betrachtet. Unterschiedliche, manchmal gegensätzliche Persönlichkeiten, die miteinander in Konflikt gerieten, sich aber noch öfter ignorierten. In Joachims Kopf wusste die rechte Hirnhälfte nicht, was die linke tat ...
Jeanne stand reglos in einem Lichtfleck. Sie hatte das Gefühl, in ihren viel zu weiten Kleidern zu schweben. Sie hatte keine Angst. Noch immer nicht. Die

Faszination verdrängte jede andere Empfindung. Sie beobachtete Antoine Féraud, der ein gerahmtes Foto nach dem anderen in die Hand nahm, betrachtete und wieder abstellte. In diesem Moment glich er aufs Haar dem verführerischen jungen Mann, dem sie an einem Juniabend durch die Ausstellung im Grand Palais gefolgt war.
»Erzähl mir deine Geschichte«, forderte sie ihn auf.
Er wandte sich zu ihr um. Sein Gesicht veränderte sich. Es wurde hohlwangig und zerfurcht. Auf einen Schlag wirkte er um vierzig Jahre gealtert. Er war Alfonso Palin, der blutrünstige Admiral im Ruhestand.
»Was bieten Sie mir im Gegenzug?«, fragte er auf Spanisch.
»Mein Leben.«
Alfonso Palin lächelte. Sein Gesicht veränderte sich abermals. Die Sanftmut und Jugendlichkeit, die eben erst verschwunden waren, traten erneut hervor. Er war wieder Antoine Féraud.
»Sie bieten das an, was wir bereits besitzen.«
Nein. Nicht Féraud. Seine Stimme strafte sein Aussehen Lügen. Joachim Palin, der Anwalt aus Buenos Aires, der sich für humanitäre Organisationen engagierte.
Jeanne blieb beim »Du«:
»Dann betrachte es als eine letzte Gunst. Die Zigarette des zum Tode Verurteilten.«
Der Mann lächelte. Und kehrte zurück zu der Vertraulichkeit von Antoine Féraud.
Diese Veränderungen der Stimme, des Gesichtsausdrucks und der Identität waren faszinierend. Ein Lebewesen, das genetisch nicht endgültig festgelegt war ...
»Du hat Recht. Wir haben dich schließlich hierhergebracht, um dir die Wahrheit zu offenbaren. *Die ganze Wahrheit.*«
Der Psychiater setzte sich an den Tisch. Im Verlauf seiner Ausführungen veränderten sich seine Stimme, sein Gesicht, seine Sprechweise und seine Ansichten. Angespannte Miene bei dem Arzt. Strahlendes Lächeln bei dem Anwalt. Aschfahles Gesicht bei Alfonso Palin. Und auch, manchmal, das affenähnliche Gesicht des Wolfskindes. Eine grauenhafte Fratze: verformt wie von einem Angelhaken, der das ganze Gesicht nach einer Seite gezogen hätte. Seine Darlegungen wurden immer unzusammenhängender. Die Symptome des Autismus zeigten sich in aller Deutlichkeit.
Dann änderte sich sein Gesichtsausdruck abermals, und er sprach wieder vollkommen logisch.
Jeanne stellte sich vor, wie Antoine Féraud abends in seiner Praxis seine Persönlichkeiten freisetzte, jede Rolle spielte, wobei sich die verschiedenen Identitäten in verzerrter Form gegenseitig spiegelten. Echte kathartische Sitzungen. An einem Juniabend hatte sie eine dieser Sitzungen aufgezeichnet ...
Férauds Geständnis brachte für Jeanne nichts Neues. Sie kannte alle Episoden – und hegte den Verdacht, dass er wieder log. Sich an die Version hielt, die sie beide im Rahmen der Nachforschungen geduldig erarbeitet hatten. Es gab noch immer

Schattenzonen in der Geschichte, die der Schizophrene erzählte.
Als unbeirrbare Ermittlungsrichterin konzentrierte sie sich auf ihren Fall. Die Fragen, die sie sich nach dem Tod von François Taine gestellt hatte.
»Weshalb die Morde in Paris?«, stieß sie hervor.
Die heisere Stimme des Vaters antwortete auf Französisch, mit einem starken Akzent:
»Ein bloßes Zusammentreffen von Ereignissen. Unser Volk war bedroht.«
»Nelly Barjac und Francesca Tercia stellten eine Gefahr für euer Geheimnis dar. Aber Marion Cantelau? Was hatte sie damit zu tun?«
»Sie hatte uns bei ... einem Anfall überrascht.«
»Wo?«
»Im Bettelheim-Institut.«
»Ich habe es überprüft. Joachim wurde dort nie behandelt.«
Alfonso Palin lächelte und strich sich eine Strähne aus der Stirn.
Antoine Féraud.
»Keiner von uns wurde dort behandelt. Aber ich habe dort andere therapiert. Ich habe dort eine Sprechstunde abgehalten. Der Autismus fasziniert mich. Das ist doch verständlich, oder? Andere können von meiner Erfahrung profitieren ...«
*Wie dumm von ihr!* Sie hatte sich auf die Liste der Kinder konzentriert, die im Bettelheim-Institut behandelt worden waren. Die Personalliste dagegen hatte sie nie überprüft. Wenn sie dies getan hätte, wäre ihr sofort der Name von Antoine Féraud aufgefallen. *Noch eine Lektion.*
»Eines Tages hat mich Marion mitten in einem Anfall überrascht. Da wurde ihr klar, dass ich selbst an Autismus leide ...«
»Und dass du ein Hochstapler warst. Joachim mochte vielleicht ein gelernter Anwalt und Paläoanthropologe sein, aber Antoine Féraud ist kein Psychiater. Antoine Féraud existiert nicht.«
»Kennst du den Spruch: Ein Psychiater ist ein Verrückter, der seinen Beruf verfehlt hat? ...«, fragte er lächelnd.
»Woher kanntest du Nelly Barjac?«
»Joachim. Ich habe sie bei einem Kolloquium über das Genom der Völker Lateinamerikas kennengelernt. Später hat sie mich angerufen und mir von Manzarenas Blutprobe erzählt. Sie wusste, dass ich aus dem Nordosten Argentiniens stamme. Der Region, aus der der Schädel stammte ...«
»Francesca Tercia.«
»Francesca Tercia war eine langjährige Freundin. Ich habe sie an der Universität Buenos Aires kennengelernt, im Studiengang Paläoanthropologie. Mit Jorge de Almeida. Wir gehörten zum selben Jahrgang.«
*Das Tüpfelchen auf dem i.* Wenn sie das Foto von der Gruppe auf dem Campus – jenes, auf das de Almeida »TE QUIERO« geschrieben hatte – aufmerksamer betrachtet hätte, hätte sie ... Antoine Féraud wiedererkannt. Mist. Mist. Mist.

Praktisch von Anfang an verfügte sie also über den Schlüssel zur Lösung des Falls.
»Auch sie hat geplaudert. Über den Schädel, die Grabungen de Almeidas. Aber ich wusste nicht, dass sie an einer Skulptur arbeitete ...«
Jeanne hakte im Geiste jeden Fall, jede Geschichte ab. Die Tatsachen unterschieden sich nicht allzu sehr von dem, was sie sich vorgestellt hatte.
»François Taine.«
»Bei ihm ist es sogar noch einfacher. Er hat uns angerufen.«
»Wen von euch?«
»Joachim Palin. Er hatte die Organizer von Nelly Barjac und Francesca Tercia abgeglichen. Der Name Joachim stand in beiden. Taine hat mich sonntagmorgens angerufen. Er war in seinem Büro. Wir haben uns im Jardin du Luxembourg verabredet. Er hatte bereits mit Eduardo Manzarena in Managua telefoniert und mit Daniel Taïeb in Tucumán. Ihm war aufgegangen, dass der Schlüssel zur Klärung der Mordfälle ein paläontologischer Fund im Nordosten Argentiniens sein konnte. Ich musste ihm noch am gleichen Abend einen Besuch abstatten ...«
Jeanne lehnte sich gegen die Wand. Ihr Rücken war trotz der Klimaanlage schweißnass. Sie hatte die Liste der Anrufe, die er mit seinem Handy getätigt hatte, überprüft, aber nicht die Telefonate, die er von seinem Büro aus geführt hatte – noch ein Fehler. Das Weitere bedurfte keines Kommentars. Joachim hatte in Nicaragua die letzten Spuren beseitigt und war dann in ihrer Gesellschaft zu den Ursprüngen zurückgekehrt.
Ein Detail, ein einziges, passte nicht.
»Am Montag, dem 9. Juni«, fuhr sie fort, »flog Antoine Féraud über Madrid nach Managua. Am Abend hat mich Joachim in seiner Praxis angegriffen. Ihr seid mehrere, aber auch ihr könnt nicht überall gleichzeitig sein.«
Der Psychiater lächelte. Mit seinen roten Augen schien er einem Horrorfilm der sechziger Jahre entsprungen zu sein, in dem die Vampire hübsche, blutrünstige Jungs waren.
»Wir haben den Flug gebucht, doch wir haben ihn nicht angetreten.«
»Warum?«
»In Roissy haben wir uns die Nachmittagsausgabe von *Le Monde* gekauft. Darin wurde Taines Tod erwähnt. In dem Artikel war auch die Rede von einer Richterin, die in den Flammen ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Es gab ein Foto von ihr. Wir haben dich sofort wiedererkannt. Die junge Frau vom Grand Palais. Wir haben dir vor dem Landgericht Nanterre aufgelauert. Wir sind dir bis zur Rue Le Goff gefolgt. Wir hatten uns dir gegenüber für eine sanfte Methode entschieden. Féraud und seine einschmeichelnden Worte ... Aber dann hat Joachim, das Kind aus Campo Alegre, die Oberhand gewonnen. Doch du bist uns entwischt ... Noch am selben Abend sind wir nach Managua geflogen. Was konntest du schon gegen uns ausrichten?«
»Und warum habt ihr mich später verschont?«

»Sagen wir ... aus Neugier und auch aus Bewunderung. Als wir dich mit den nicaraguanischen Polizisten bei Manzarena sahen, haben wir uns gesagt, dass du keine gewöhnliche Gegnerin bist.«
»Aber ich hätte ein Hindernis sein können.«
»Als die Menschen während der Vorgeschichte Zeichnungen auf Höhlenwänden anfertigten, bezogen sie die Risse, die Unebenmäßigkeiten des Gesteins mit in ihre Fresken ein. Für uns warst du eine solche Unebenmäßigkeit. Wir haben beschlossen, dich zu benutzen, dich in unser Fresko einzubeziehen. Du konntest uns dabei helfen, uns selbst besser kennenzulernen. Einzelheiten unserer Geschichte zu entdecken, die uns selbst unbekannt waren.«
Ihre Angst wuchs. Sie zitterte am ganzen Leib. Die Wahrheit durchzuckte sie wie ein Blitzstrahl, der in einen Baum fährt.
»Und jetzt?«
»Wir sind im Wald eingetroffen, meine Liebe. Dem Ort der Einheit und des Opfers.«
*Eins, zwei, drei ...*, zählte Jeanne in ihrem Kopf. Auch sie war zu ihrem Ursprung zurückgekehrt. Seit dem Tod ihrer Schwester war sie für diese Suche ausersehen.
Das Böse im Wald des Schweigens zur Strecke zu bringen.
Die Wahrheit in der tiefsten Finsternis zu finden.
Das schwarze Licht war jetzt da, zwischen ihren Händen.
»Und dein Volk?«, stammelte sie. »Wo ist es?«
»Aber es ist da, um mich herum ... Die Ungeborenen ...«
Nacheinander schlichen Schatten durch die Tür ins Zimmer. Ein einziger Blick genügte ihr, um zu erkennen, dass es sich um einen Schwindel handelte. Das waren keine Frühmenschen, sondern lediglich Verstümmelte, deren Körper von Narben und Wunden übersät, von Laub- und Rindenresten überzogen waren und die sich unbeholfen fortbewegten.
Einer von ihnen hatte ein Gesicht, das zur Hälfte zertrümmert war. Ein anderer hatte lange Narben auf der aufgedunsenen unteren Gesichtshälfte. Einem dritten hingen gleich einem Backenbart Fleischfetzen herab, und ein Auge hing tiefer als das andere. Es gab Männer und Frauen, die alle gleich entstellt und schmutzig waren. Die Ältesten hatten die meisten Narben. Die Jüngsten litten an Verformungen des Schädels – die ihnen zweifellos gleich an ihren ersten Lebenstagen, wenn die Knochen noch weich sind, beigebracht worden waren. Ihre affenähnlichen Gesichtszüge waren also künstlich modelliert worden.
Joachim hatte diese primitiven Menschen also selbst erschaffen. Es war eine archaische Maskerade. Jeanne dachte an die *Comprachicos* aus dem Roman *Der lachende Mann* von Victor Hugo, die Kinder billig kauften, sie verstümmelten und entstellten, um sie als Monstren auf Jahrmärkten zur Schau zu stellen.
Diese ganze Geschichte beruhte auf einem kollektiven Wahn. Es hatte nie ein genetisch andersartiges Volk gegeben. Und auch keine spezifische Morphologie.

All dies hatte immer nur in dem wahnsinnigen Gehirn Joachims existiert – und in den allzu schwärmerischen Vorstellungen von Nelly Barjac, Francesca Tercia, Niels Agosto, Eduardo Manzarena und Jorge de Almeida, der zweifellos von diesen Geistern des Waldes tief in der Lagune geopfert worden war.
Die Ungeborenen kamen näher. Jeanne wich zurück. Der schockierende Anblick ihrer vernarbten, schrumpeligen, entstellten Körper in dieser zivilisierten Umgebung war unerträglich. Sie war auf alles gefasst gewesen – einen Hinterhalt im Wald, einen Kampf mit bloßen Händen –, aber nicht darauf.
»Wer sind sie?«
»Die Überlebenden der *vuelos* – der Todesflüge«, flüsterte der alte Palin auf Spanisch. »Der Mensch ist unglaublich zäh. Manche wurden von Kaimanen angefallen, die ihnen große Stücke Fleisch aus dem Leib rissen, und überlebten trotzdem. Sie haben sich sogar fortgepflanzt. Sie sind in den Sümpfen verrückt geworden. Innerhalb weniger Jahre haben sie die gesamte Menschheitsgeschichte bis zu ihren Anfängen durchlaufen. Sie sind wieder zu Barbaren geworden.«
Féraud ergriff wieder das Wort:
»*Der Mechanismus der Väter*, Jeanne. Es sind die Kinder des Bösen. Die Sprösslinge der Angst. Sie sind aus der Gewalt hervorgegangen und kehren dorthin zurück. Das Volk des Thanatos! Das nur Inzest, Vergewaltigung, Vatermord und Kannibalismus kennt ...«
Auf einmal begriff Jeanne, dass Joachim schon früh nicht nur ein Opfer gewesen war.
»Du hast als Kind deine Adoptiveltern, die Garcías, umgebracht.«
»Während ich sie opferte, lief *Porque te vas* im Radio ...«
»Du hast die Überlebenden in den Sümpfen zu Kannibalen gemacht.«
»Da brauchte ich mir keine große Mühe zu geben. Ihre Regression war bereits in vollem Gange.«
»Du hast in dieser Gruppe Gewalttätigkeit, Grausamkeit und die bestialischsten Instinkte hervorgelockt ... Dein Leben stand von Anfang an im Zeichen des Blutvergießens.«
Der alte Palin schnaubte mit gekrümmtem Zeigefinger:
»Das ist unsere Armee, *juanita*. Der Kern der Gewalt ... Vergleichbar einem Reaktorkern. Wir haben uns in die Vergangenheit zurückversetzt. Wir sind zurückgekehrt in die uranfängliche Nacht. Wir sind dazu verdammt, den Gründungsakt zu wiederholen. Immer wieder ... Den Inzest. Den Vatermord. Den Kannibalismus. *Dies ist mein Leib ... Dies ist mein Blut ...*«
Das Zimmer drehte sich um sie. Ihr wurde schwindlig. Wenn sie jetzt ohnmächtig wurde, war sie erledigt.
Joachim stürzte sich auf sie, hielt dann aber abrupt inne.
Sie hatte ihre HK USP 9 mm auf sein Gesicht gerichtet.
Die einzige Sache, von der Antoine Féraud nichts wusste.

Die Bestie verharrte reglos und neigte den Kopf in einer bizarren Weise zur Seite.
Jeanne wich zum Fenster zurück und öffnete es. Zwei Gedanken, fast gleichzeitig. Der erste: Sie hatte die Waffe nicht durchgeladen. Der zweite: Sie hatte sie nicht entsichert.
Ihre 9 mm war ungefähr so gefährlich wie eine Spritzpistole.
Falls einer der Barbaren sich gegen sie wandte, wäre sie tot.
Jeanne stieg durch das Fenster und zielte dabei weiterhin auf die Horde.
»Du hast keine Chance gegen uns«, zischte Joachim. »Nicht wir sind im Wald, sondern der Wald ist in uns. Wenn du in die Lagune fliehst, wirst du uns nur näher kommen. Wir sind bereits in dir. Wir sind bereits *du*! Wir ...«
Jeanne hörte nicht mehr das Ende der Warnung.
Sie rannte über die ausgedörrte Ebene.

## 86

Sie lief den Pfad entlang.
Und das war die größte Dummheit, die sie begehen konnte.
Die Ungeborenen würden diesen Weg als Erstes überprüfen. Sie würden Jeannes Fußabdrücke im Schlamm entdecken und der Spur folgen. Tatsächlich würden sie sie überall aufspüren. Sie kannten den Pfad genauso gut wie seine Umgebung und wie jeden anderen Winkel der Lagune. *Nicht wir sind im Wald. Der Wald ist in uns* ... Jeanne lief. Ein brennender Schmerz in der Brust. Eine jähe Erkenntnis: *Sie hatte keine Chance.*
Trotzdem klammerte sie sich an einen Gedanken. Einen einzigen. Der Steuermann der *lancha* hatte ihr gesagt: »Ich komme morgen Abend zurück. Gleiche Uhrzeit, gleicher Ort.«
Den Fluss vor Sonnenuntergang erreichen. Sich bis zur Ankunft des Motorboots verstecken. An Bord gehen. Und *adios.*
Jeanne lief weiter. Sie hatte in ihren Rhythmus hineingefunden. Kurze Schritte, schnelles Atmen. Das Joggen im Jardin du Luxembourg würde ihr endlich etwas nützen ... Wurzeln. Lianen. Pfützen ... *Pass auf, wo du hintrittst, meine Liebe.*
Da fiel sie der Länge nach in einen schmalen toten Flussarm. Sie wollte schreien, aber das rote Wasser drang in ihren Mund. Sie spuckte aus, straffte den Körper und patschte herum. Die Vorstellung, dass Echsen, Schlangen und Aale, die sich in der schwarzen Brühe tummelten, unter ihren Kleidern in ihre Körperöffnungen hineinglitten ...
Binnen weniger Sekunden hatte sie das andere Ufer erreicht.
Sie hielt sich an Uferstauden fest und zog sich aus dem Wasser. Jetzt hatte sie wieder festen Boden unter sich. Sie rang nach Atem. Plötzlich vernahm sie die Kakophonie der Schreie um sie herum: Vögel, Affen, Kröten ... Und noch näher das infernalische Gesumm von Insekten ... Sie würde es nie schaffen ...
Jeanne rappelte sich auf und lief weiter. Es war Mittag. Sie hatte fünf Stunden, um zum Fluss zu gelangen. Wenn sie diesen Rhythmus beibehielt. Wenn sie nicht angegriffen wurde ... Wenn ...
Etwas traf sie – ein Schlag, wie ihr in der nächsten Sekunde aufging.
Sie fiel wieder in den Morast; Gedankensplitter, Angst und Fassungslosigkeit durchzuckten sie. Ein schwarzes Loch, von Sternen gesäumt. Dann kehrte die Wirklichkeit wieder. Himmel. Erde. Wald. Ein starker Schmerz fuhr ihr durch den Unterkiefer.
Sie blickte auf.
Zähflüssiges Blut rann ihr übers Gesicht.
Ein Ungeborener stand vor ihr.
Er trug Lumpen und eine Umhängetasche aus Hirschleder. Haare, die vor Laterit

starrten. Die Haut von getrocknetem Lehm überzogen. Ein Büffelschädel wie ein heruntergeklappter Helm vor dem Gesicht. Jeanne sah nur die Augen tief in den Schädellöchern. Er hob abermals seine Waffe. Eine Art schwerer Hammer. Ein Knüppel. Sie konnte sich gerade noch zur Seite rollen und mit der Hand in ihren Rücken greifen.
Keine Automatik.
Rausgefallen, als sie stürzte.
Schon schwang der Knüppel in umgekehrte Richtung. Jeanne, auf allen vieren kriechend, suchte die Pistole im Unterholz. PFFFFFFFFF!!!!! Der Luftzug des Knüppels einige Zentimeter über ihrem Kopf. Da erblickte sie die Pistole, packte sie und drückte auf den Abzug. Nichts. PFFFFF!!!! Der Prügel streifte ihr Gesicht. Sie lud durch. Der Schlächter mit dem Schädelkopf grunzte. In Sekundenschnelle bemerkte sie, dass seine Waffe der zahnbesetzte Kiefer eines Kaimans war.
Abzug. Nichts. Jeanne schrie auf. Die Sicherung. Sie hatte sie ganz vergessen. Mit dem Daumen nach unten drücken. Noch einmal kehrte der Kiefer zurück, mit der Kraft eines zurückschnellenden Astes.
Jeanne hielt die Luft an. Zielte. Feuerte. Der Schädel bekam eine dritte Augenhöhle. Jeanne feuerte noch einmal. Und ein weiteres Mal. Drei blutige Löcher im Büffelschädel. Der Angreifer brach zusammen.
Jeanne wich zurück, noch immer sitzend. Von dem Blut bedeckt, das aus den Schädelöffnungen gespritzt war. Oder war es ihre eigene Wunde? ... Sie wälzte sich erneut zwischen den Sträuchern und feuerte ins Blaue hinein. Eine Kugel verschwendet. Sie stand auf. *Vor allem so schnell wie möglich weiter* ... Die Schüsse hatten gewiss die anderen alarmiert.
Sie machte sich wieder auf den Weg. In diesem Tempo würde sie nur drei statt fünf Stunden brauchen. Sie hatte ihre Wunde abgetastet. Oberflächlich. Sie konnte es schaffen. *Herrgott, sie konnte es ...*
Die Schneise durch die Wildnis öffnete sich vor ihr. Ein grünroter Tunnel, der stellenweise nur von blassem Schilfrohr gesäumt war. Bald färbte er sich wieder smaragdgrün. Jeanne dachte an ihre Munition. Sie hatte vier Patronen verschossen. Blieben noch zwölf. Die anderen Magazine waren nicht mehr in ihrer Jacke. Sie hatte sie bei einem ihrer Stürze verloren.
14.00 Uhr.
Sie riss die Kilometer herunter, ohne nachzudenken. Nur eines beunruhigte sie: Kein einziger Verfolger weit und breit. Was hatten sie vor? Ihr Fallen zu stellen? Wollten sie sie lebend gefangen nehmen?
15.00 Uhr.
Sie schöpfte wieder Hoffnung. In ihrem Blut, ihren Muskelfasern, ihren Neuronen zirkulierte ein geheimnisvolles Molekül, das ihre Energie verdoppelte. *Sie würde es schaffen. Sie würde ...*
Abrupt blieb sie stehen.

Da waren sie. Dreißig Meter vor ihr. Sie versperrten den Weg und den Dschungel ringsherum. Sie hatten sich zwischen den Bäumen, den Stümpfen und den Lianen verteilt. Das Haar struppig, das Gesicht von Narben übersät. Sie steckten in Lumpen und trugen den Schmuck primitiver Barbaren. Tierschädel auf dem Kopf, Menschenknochen um den Hals. Kleine getrocknete organische Objekte, auf Lederriemen aufgefädelt, hingen ihnen über die Brust. In dem grünlichen Licht glichen sie Reptilien.
Jeanne schwenkte ihre Pistole. Die Geste gab ihr eine gewisse Sicherheit – die Gewalt der Zivilisation war der dieser Barbaren überlegen.
Die Reptilienmenschen rührten sich nicht. Sie hielten grobe Waffen in den Händen, die aus Knochen, Holz oder Stein geschnitzt waren. Jeanne rannte nach rechts und verbarg sich im Unterholz. Sie wusste, dass sie sich nicht von dem Pfad entfernen durfte, aber vielleicht konnte sie ihre Verfolger im dichten Dschungel abhängen und einen großen Bogen schlagen, um dann auf den rettenden Weg zurückzukehren. *Träumen durfte sie doch ...*
Sie stürzte im Röhricht. Auf allen vieren kroch sie weiter, planschte durch Tümpel und zwischen Wasserhyazinthen hindurch. Eine halb überflutete Lichtung öffnete sich vor ihr. Sie stand wieder auf. Verlor abermals das Gleichgewicht. Sie taumelte nur noch. Was war hier los?
Da begriff sie.
Nicht sie bewegte sich von dem Pfad weg. Der Pfad bewegte sich von ihr weg. Der schwammige Boden glitt unter ihren Füßen fort. Die *embalsados*. Die schwimmenden Inseln. Sie war mitten in einem dieser sich ständig wandelnden Mäander, von denen ihr Beto erzählt hatte.
Wie zur Bestätigung erblickte sie zwischen den Baumgruppen weitere Inseln, die dahintrieben. An ihren Ufern standen die Ungeborenen. Ihre Pirogen waren Zungen aus Seerosen und Schilfrohr. Die archaischen Menschen schienen sie steuern zu können. *Ruhelose Seelen auf dahintreibenden Inseln ...*
Jetzt zielten sie mit Bögen aus Knochen auf sie. Ohne nachzudenken, hob sie die Pistole und feuerte. Der Knall ließ die Feinde erstarren. Sie konnte nicht zielen. Ihre Insel trieb ab, sodass sie keine standfeste Position einnehmen konnte. Aber sie feuerte und feuerte noch einmal. Um ihnen Angst einzujagen.
Ein Sirren links, dann rechts. Pfeile. Schlecht gezielt. Die fehlende Standsicherheit war auch für den Feind ein Handikap. Jeanne kauerte sich nieder. Legte sich hin, tauchte mit dem Bauch ins Wasser ein und legte die Hände zusammen, um einen besseren Halt zu haben. Abzug. Knall. Abzug. Knall. Sie sah nichts. Die Bäume, das Schilf, die Lianen zogen mit dem Strom dahin, während die Inseln auseinanderdrifteten.
Bald würde ihr die Munition ausgehen. Vor allem wusste sie eines: Mochte sie auch dem schnellen Tod durch die Pfeile entgehen, blieb ihr nicht der langsame Tod erspart, wenn sie auf ihrer Insel abtrieb. Wenn sie sich allzu weit von dem Pfad

entfernte, wenn sie wartete, bis sich die Landschaft allzu sehr veränderte und neu formierte, würde sie ihren Weg nie mehr wiederfinden.
Kriechend wich sie zurück und richtete sich auf. In der Ferne glaubte sie die Linie der Palmen und der Johannisbrotbäume zu erkennen, die den Pfad säumte. Wenn sie diese Richtung einschlug und von Insel zu Insel hüpfte, konnte sie wieder das Festland erreichen. Ohne zu zögern, holte sie Schwung und sprang. Eine Kröte auf Seerosen. Eine Kröte, die bei jedem Sprung nicht wusste, ob die Stelle, an der sie landete, standhalten würde. Sie sprang. Prallte zurück. Pfeile sirrten um sie herum. Sie erreichte das Ufer.
Fand zurück auf den Pfad.
Sie warf einen Blick zurück. Die Ungeborenen trieben noch immer auf ihren pflanzlichen Pirogen dahin. Ob zu Recht oder zu Unrecht, sie fühlte sich sicher. Sie sah auf ihre Uhr. 15.30 Uhr. Das Ziel – die *lancha* – war noch immer erreichbar. Im Laufen zog sie das Magazin heraus, um zu überprüfen, wie viele Patronen sie verschossen hatte. Es blieb ihr nur noch eine Kugel.
Sie fand in ihren Laufrhythmus zurück. Palmwedel, Farne, Schilf ... Und die blutrote Erde. Wie viele Kilometer lagen noch vor ihr? Sie wusste es nicht. So wenig wie sie wusste, ob ihr noch andere Zombies auf den Fersen waren ...
Ein Rascheln in den Sträuchern ringsherum. Das war die Antwort. Ein Knarren und Knacken in dem Röhricht und in den Ginsterbüschen hinter den Bäumen. Die Angreifer rückten vor. Sie wollten ihr Angst einjagen. Sie wussten, dass die Angst ihr schlimmster Feind war. Diese Angst würde sie lähmen. Sie zu einer leichten Beute machen.
Oder aber es war eine Treibjagd.
Sie zwangen sie dazu, sich auf eine Falle zuzubewegen ...
Jeanne lief weiter. Geradeaus. Sie erblickte einen Baum, dessen Stamm sich in einer Höhe von etwa zwei Metern teilte und sich als ideales Versteck eignete. Sie stürmte darauf zu und umfasste einige Lianen, um sich daran hochzuziehen. Dann besann sie sich. Das Versteck war einfach zu perfekt. Die Ungeborenen würden bemerken, dass ihre Fußabdrücke hier aufhörten. Sie mussten nur die umstehenden Bäume absuchen, um ihr Versteck zu entdecken.
Sie erinnerte sich an ein Buch über Konfrontationen zwischen Scharfschützen in den großen Kriegen des 20. Jahrhunderts. Eine der bevorzugten Listen dieser Soldaten bestand darin, ein Versteck zu suchen – ohne sich dort zu verstecken. Vielmehr hatten sie, aus der Ferne, ein wachsames Auge darauf. Sie wussten, dass sich der Feind anschleichen würde, in der Erwartung, den Gegner dort zu überraschen ...
Jeanne wich im Schlamm zurück, wobei sie ihre Füße in ihre eigenen Fußabdrücke setzte. Sie verließ den Pfad und verbarg sich im Schilfdickicht. Dann entdeckte sie ein anderes Versteck. Nicht so leicht zugänglich – es lag einige Meter über dem Boden. Ein s-förmiger Hohlraum in einem schwarzen, verbrannten Stamm, über

dem sich die Äste und Blätter entfalteten.
Jeanne griff nach den Lianen, die den verkohlten Stamm überzogen. Nach einigen Klimmzügen hatte sie die Spalte erreicht. Sie duckte sich hinein, wobei sie sich wie ein Fötus zusammenkrümmte. Sie vermied es, an all die Plagegeister – Insekten und Parasiten – zu denken, die darin herumkriechen mochten.
Bevor sie sich völlig darin vergrub, riss sie ein fünfzig Zentimeter langes Stück Moos aus. Ein grünliches Netz, mit dem sie ihr Gesicht bedeckte. Eine perfekte Tarnmaske, um beim geringsten Geräusch unbemerkt auf den Weg blicken zu können.
Jeanne kauerte sich in das Lianengespinst der Spalte hinein. Sie hatte den Eindruck, wie ein Säugling in Armen aus Saft und Blättern getragen zu werden.
Und wartete.
Sie verlor jegliches Zeitgefühl. Sie spürte lediglich die warme, milde Luft, die sich nicht regte. Unter ihrer Maske schwitzend, betrachtete sie die Adern der Blätter, die Rillen in der Rinde, die wandernden Ameisen ... Sie hatte das Gefühl, mit der Natur verwachsen zu sein. Über ein hochempfindliches, beinahe paranormales Bewusstsein zu verfügen ... Sie empfand eine verstörende Intimität mit diesem Gewächs. Als hätte sie mit diesem schwarzen Baum geschlafen. Mit dem Wald. Mit ...
Geräusche.
Schritte. Sie zwang sich hinzusehen. Da waren sie. Vier. Fünf. Sechs ... Sie trugen keinen Schmuck und keine Knochen. Ihre Haut war von scharlachrotem Schlamm überzogen. Ihre Körper hoben sich nur dann von dem Pfad ab, wenn sie sich bewegten. *Eine Elite-Einheit.* Sie sprachen nicht, machten keine Gesten. Schienen sich durch Gedankenübertragung zu verständigen.
Sie würden den hohlen Baum in der Nähe des Pfades inspizieren. Sie würden sehen, dass sie sich nicht dort befand. Und dann würden sie zu beiden Seiten der Piste ausschwärmen und sie zweifellos in ihrem Versteck aufstöbern ...
Jeanne kauerte sich in der Spalte zusammen. Der Tag neigte sich. Es blieb ihr nur noch eine Stunde, um den Fluss zu erreichen. Das war noch machbar, sofern die Jäger nicht dablieben und sie auf kein weiteres Hindernis stieß.
Das Rascheln von Blättern. Das Knistern von Sträuchern. Kamen sie näher? Jeanne warf einen Blick nach draußen. Sie waren verschwunden. Gingen sie weiter Richtung Fluss? Kehrten sie um? Nicht der Moment, um sich Fragen zu stellen oder zu zögern.
Sie verkroch sich in ihrer Höhle, nur für eine Sekunde, um in diesem mit Borke verkleideten Uterus noch etwas Kraft zu schöpfen. Mehr denn je spürte sie eine Hitze, ein Atmen, eine verstörende Intimität zwischen den »Armen« dieses pflanzlichen Schachts.
Da stockte ihr Herz.
Die Lianen hatten ihren Druck verstärkt. Die Spalte hatte sich bewegt und sie

zuerst hintenüber- und dann vornübergekippt. Während sie diese Empfindung noch analysierte, bekam sie schon die Antwort. *Unfasslich.* Die schwarze Wand ihr gegenüber hatte gerade die Augen geöffnet. In Wirklichkeit waren die Lianen Arme.
Sie zog die Moosmaske weg und sah.
In der reliefartigen Rindenoberfläche zeichnete sich ein Gesicht ab.
*Joachim.*
Vollkommen reglos, sich mit seiner schwarzgrünen Haut nahtlos in die Form des Baumes einfügend. *Nicht wir leben im Wald. Der Wald lebt in uns ...*
Jetzt sah sie. Sein Gesicht. Die über die Knochen und Knorpel gespannte Haut. Das mit Erde und Speichel verkrustete Gesicht.
Und die Augen, blutunterlaufen, verschleiert, glühend ...
Sie wollte ihre Waffe heben.
Joachim umklammerte bereits ihr Handgelenk.
Sie spürte seine verdrehten Finger auf ihrem Arm.
Sie wollte ihm einen Schlag versetzen.
Er packte ihre andere Hand.
Sie neigte sich sanft zu Joachim hin. Das überraschte Wolfskind wehrte sich nicht. Wie in ihrem Traum roch es nach Humus, Wurzeln und Blut. Ein schmutzigrosa Film überzog seine Augen wie die eines Affen. Sie näherte sich ihm noch ein Stück, um ihren Kopf an seinen anzuschmiegen. Zärtlichkeit. Sinnlichkeit. Verlangen ...
Sie biss ihm ein Ohr ab.
Joachim schrie auf.
Sie befreite ihre linke Hand und stieß den Daumen in seine rechte Augenhöhle. Das Auge platzte halb heraus. Erneuter Aufschrei. Jeanne versuchte ihre Hand mit der Waffe aus seinem Griff zu befreien. Doch das Wolfskind ließ sie nicht los. Es versuchte nun seinerseits, sie zu beißen. Sie konnte gerade noch zurückweichen, indem sie den Rücken in die Blätter drückte. Joachim schnellte vor, wollte sie in die Kehle beißen.
Während des Kampfes konnte sie ihr rechtes Handgelenk befreien. Sie richtete die Pistole zum Himmel und wandte sich dann wieder ihrem Angreifer zu. Eine Liane behinderte sie. Joachim biss sie in die linke Schulter. Wie ein Vampir. Sie dachte an die Krankheiten. Gleich würde sie sterben ...
Blitzschnell zog sie ihren Arm nach hinten und befreite die andere Hand, die die Waffe hielt. Die Mündung aufsetzen. Auf die Schläfe Joachims. Eine Kugel. Eine einzige. Das wär's ...
Reflexartig ließ Joachim seine Beute los und brüllte die Waffe an. Als wolle er das geriffelte Stahlrohr erschrecken. Aber die Welt der modernen Technik hatte andere Gesetze. Jeanne steckte ihre 9 mm in seinen Mund und drückte ab. Joachims Schädel explodierte. Es verschlug ihr den Atem. Fleischstückchen, Knochensplitter

klebten ihr auf dem Gesicht.
Sie fing sich wieder. Der Pfad. Der Landungssteg. Die *lancha.* Sie wischte das Zifferblatt ihrer Uhr ab, das von blutigem Fleischbrei überzogen war. 16.30 Uhr. Eine halbe Stunde. Ihr blieb eine halbe Stunde, um zum Fluss zu gelangen.
Der Körper Joachims lastete auf ihr. Jeanne entledigte sich seiner, als wäre er eine schwere Strohmatte. Sie klammerte sich an die Kante des Hohlraums. Es gelang ihr, sich aufzurichten und von ihrem Ansitz herunterzuklettern. Zum Fluss laufen. Den Wald der Manen hinter sich lassen ...
Einige Sekunden später setzte sie ihre Füße wieder auf den Boden des Pfades, der ihr so fest, so solide vorkam wie noch kein Boden zuvor. Sie rannte los. Erstaunt darüber, dass ihre Gliedmaßen überhaupt reagierten. Dass sie frei atmen konnte. Dieses Erstaunen zog ein anderes nach sich: Ihre Verletzung. Sie blieb stehen und führte die Hand zu ihrer Schulter. Die Wunde war oberflächlich. Joachim hatte nicht genügend Zeit gehabt, um seine Zähne tiefer hineinzubohren. Ohne genauer darüber nachzudenken, was sie tat, hob sie etwas Schlamm auf und verrieb ihn auf der Bisswunde. Sie wusste nicht, ob das etwas nützte, aber allein die Geste beruhigte sie.
In diesem Moment ertönte ein Knurren. Anschließend ein Gebrüll, als ob dem Wald selbst der Bauch aufgeschlitzt würde. Stimmbänder wie Wurzeln, die aus der Erde herausgerissen worden waren. Die Schreie schienen von überall gleichzeitig zu kommen. Ihre Lautstärke schwoll an und ab. Die Ungeborenen hatten die Leiche ihres Anführers entdeckt. Würden sie mit seiner sterblichen Hülle dorthin zurückkehren, von wo sie aufgebrochen waren? Oder würden sie der Täterin nachjagen?
Sie wollte weder auf die eine noch auf die andere Möglichkeit wetten.
Der Fluss war noch immer nicht in Sicht. Sie fragte sich, ob sie sich nicht verirrt hatte. *Verlaufen.* Wenn sie sich in diesem Labyrinth verirrte, war sie verloren.
17.00 Uhr.
Laufen. Laufen. Laufen.
Noch immer keine Ungeborenen ...
Jetzt taumelte sie ... Sie war benommen, sie spürte nichts mehr. Die Anderen waren nicht da. Die Anderen hatten sie vergessen. Die Anderen waren in ihre Welt aus Gewalt und Schlamm zurückgekehrt ...
Plötzlich sah sie ein kupferfarbenes Band. Der Gedanke bildete sich nur mühsam in ihrem Kopf. Erde und Blut waren getrocknet und hatten ihre Nervenzellen gelähmt. Aber doch.
Da war der Fluss, hinter dem Morast.
»Ist das Blut?«
Der Gaucho erhob sich in dem Boot, das zur Hälfte von Schilfrohr verdeckt wurde. Sie hätte ihn am liebsten geküsst, in die Arme geschlossen, sich ihm zu Füßen geworfen.

»Schlamm«, keuchte sie. »Ich bin hingefallen.«
»Wo ist Ihr Freund?«
»Er ist geblieben.«
»Geblieben?«
»Ich werde es Ihnen erklären.«
Der Gaucho streckte ihr die Hand entgegen. Jeanne stieg ins Boot. Sie hatte das Gefühl, als würde sich ein Stück des Ufers lösen. Dieses Stück war sie. Sie wurde wieder menschlich.
In der *lancha* brach sie zusammen und fiel auf den Rücken. Das Gesicht zum Himmel gerichtet. Mit seinen kleinen rosafarbenen Wölkchen, wie auf alten Gemälden. Sie schloss die Augen. Das Unendliche öffnete sich in ihr. Reiner Genuss. Sie kostete jeden Herzschlag aus. Jedes Lebenszeichen ...
Der Gaucho musste glauben, dass sie am Einschlafen war. Er begann leise zu singen, wie um sie einzuwiegen.
Mit geschlossenen Augen rief sie sich ihre einsamen Abende in Paris in Erinnerung. Ihren weißen Reis. Ihren grünen Tee. *Grey's Anatomy.* Ihre Lexotanil, die sie mit Weißwein hinunterspülte ...
Das Leben, ganz einfach.
Im Grunde gar nicht so übel.

1 *Die Bonzen findet man stets an einem Platz an der Sonne, alles paletti* … (A. d. Ü.)
2 »Ich erwarte von dir nicht, dass du immer dieselbe bist.
Ich erwarte von dir nicht, dass du mich verstehst …« (A. d. Ü.)
3 Aus Victor Hugos Gedicht *La conscience* (Das Gewissen) (A. d. Ü.)